

5
2

FRIEDRICH WOLTERS
DER DEUTSCHE
EIN LESEWERK: TEIL II
SICHT IN VORZEIT
UND MITTELALTER

FERDINAND HIRT IN Breslau

8
1
8



7
4
20

+5015 826 01







FRIEDRICH WOLTERS
DER DEUTSCHE
EINLESEWERK

ZWEITER TEIL:
SICHT IN VORZEIT
UND MITTELALTER

FERDINAND HIRT IN Breslau
1926



FRIEDRICH WOLTERS
SICHT IN VORZEIT
UND MITTELALTER

LESEWERK:
ZWEITER TEIL

FERDINAND HIRT IN Breslau
1926



25
phi q
280

w 868

189.493

Philos. Institut
der Universität
Düsseldorf

(651978)

5.015. 826.01



INHALT

GERMANISCHE VORZEIT 1

Götterdämmerung und Heldenzeit 1. Germanischer Kampfgeist 3. Gefolgschaft 4. Isländisches Heldenbild 7. Der Schwerteid 8. Germanischer Zauber 8. Wassergeister 10. Kraft und Schönheit der Helden 11. Walhall und Götterdämmerung 13. Die germanischen Götter und der christliche Teufel 14. Germanische Schlachtordnung 17. Meister und Knaben 19. Adel und Gemeinwesen 19. Kimbrer und Teutonen 20. Eindruck der Germanen auf die Römer 23. Die Germanen im römischen Reich 25. Attila 26. Die Reiche der Goten und Burgunder 27. Völkerwanderung und Byzanz 29. Verfall Roms 30.

CHRISTENTUM UND KIRCHE 32

Christliche Artung 32. Germanisches Christentum 33. Christliches Schicksal 36. Genius des Mittelalters 37. Romantisches Bild der Christenheit 38. Die Hölle und ihre Gewalten 40. Kirchliches Leben am Rhein 41. Machtentfaltung der Kirche 42. Der päpstliche Krönungszug 44. Beginnende Vormacht des Papstes 47. Ursprung der Klöster 48. Der Benediktinerorden 49. Die Klöster und der Landbau 50. Bernhard von Clairvaux 53. Die Jugend des heiligen Franz 54. Thomas von Aquin 56. Die Mystik im 14. Jahrhundert 57. Die Universität Paris im 12. Jahrhundert 59.

DAS WELTLICHE REICH 63

Gründung des cäsarischen Raumes 63. Das deutsche Kaisertum 64. Die Verfassung unter Karl d. Gr. 67. Das Lehnswesen 69. Die Königskrönung Ottos d. Gr. 70. Die Schlacht auf dem Lechfelde 72. Deutsche Nation und christliche Kaiserwürde 75. Heinrich IV. und Gregor VII. 77. Heinrichs VI. Einzug in Palermo 1194 79. Kaiserglanz Friedrichs II. 80. Hinrichtung Konradins 82. Rudolf von Habsburg 84. Der Tod Albrechts I. 84. Das Heilige Land 86. Mohammed 87. Kampf des Islam gegen die christliche Welt 88. Friedrich Barbarossa und Mailand 90. Die Eroberung Jerusalems 92. Gottfried von Bouillon 95. Die Ankunft der Kreuzfahrer vor Konstantinopel 1203 97. Friedrich II. in Jerusalem 100. Erziehung zum Ritter 101. Sankt Bernhard und die Templer 103. Der Deutsche Orden: Hermann von Salza 104. Die Aufnahme in den Deutschen Ritterorden 106. Die Regel des Deutschen Ordens 107. Die Gründung und Bedeutung der Marienburg 109. Die Schlacht bei Tannenberg 112. Deutsche Städte

um 1200 113. Die „Freie Einung“ 115. Deutsche Gilden 116. Die Herrschaft der Deutschen in den Ostseeländern 118. Die Hanse und Lübeck 119. Der Kampf um den Rhein und die Schlacht von Sem-pach 122. Lösung der mittelalterlichen Einheit 124.

DIE CHRISTLICHE KUNST 126

Geist der christlichen Dichtung 126. Die Andacht in der Poesie der mittleren Zeiten 126. Beginn der christlichen Dichtung in Griechen-land 127. Die lateinischen Dichter der Kirche 131. Otfried 132. Lautverschiebung 133. Dichter des Mittelalters 134. Die Trouba-dours 135. Geist und Form der Minnedichtung 137. Die Mannes-sische Handschrift 139. Dante und Petrarca 141. Der Gregorianische Choral 143. Spätgotische Musik 144. Sinn des mittelalterlichen Bauens 145. Die christliche Kunst am Rhein 146. Hohe Gotik 148. Die Bauhütten 150. Kirchliche Bauten 151. Stein und Holz 151. Das Straßburger Münster 152. Der Braunschweiger Löwe 154. Das Grab Kaiser Friedrichs II. 154. Der Altar von Kefermarkt 155. Stefan Lochner: Dombild 156. Roger van der Weyden 157.

GERMANISCHE VORZEIT

GÖTTERDÄMMERUNG UND HELDENZEIT

Nur selten rührt die Heldensage an das Reich der Urzeit, das nicht ihres Wesens ist, an das Leiden der Ungestalt, an den Zauber des Unterirdischen und seine bannende Kraft. Was in der Sage beginnt, ist die Tat, was in ihr Erscheinung wird, der Täter, und das Schwingen seiner menschlichen Seele erklingt nun bildgeworden im Lied des Dichters. Nun weiß sich ein Menschtum um die Mitte des Täters als sinnenhafte Einheit, die Erde entläßt ihre Kinder über die Weiten hin, neue Kraftzellen brechen auf und entladen ihre verborgenen Wuchten.

Von hier aus ist nur noch ein Schritt zur höchsten Stufe, zur Einheit der Menschen- und Götterwelt, zum strahlenden Lichtreich der Homerischen Epen, in denen der Mensch das Ewige, der Gott das Menschliche darstellt und alles schwerste wie leichteste Geschehen sich schön im geordneten Kreislauf der selig in sich beruhenden Weltenkugel vollzieht. Diese Stufe erreichten die Germanen bis heute nicht. Wohl schufen auch sie die zyklisch gereihten, zum Gesamtbild geschlossenen Epen, wie Beowulf, die Nibelungen, Gudrun und viele andere, aber sie sind keine höhere Einheit des Seelischen, sondern nur der mattere Abglanz der Dichtung des Heldenalters.

Aber schon in ihr, dem kurzen Heldenliede, das allein bei den Germanen aufbewahrt ist, zeigt sich der frühe Bruch, der die letzte Reife hindern wird, schon in ihr weist sich, wie die Germanen bei jedem Versuch, ihre tiefsten Sichten ins leibhafte Gebild zu bannen, sie in die Zweiheit von Nur-Geistigem und Nur-Sinnlichem auseinander brechen und wie jeder Einstrom, der ihre Bahn kreuzt, ihre inneren Bindungen zu zerreißen droht: Die Heldenlieder der Germanen zeigten ihre Götter nicht! Sie gestalteten den aus dem Reiche der Mächte ins Tathafte umgeschwungenen, noch vom Grauen der Urnacht durchströmten, aber in den hellen Tag gerissenen, den vom Tatwillen allein besessenen frühen Menschen, den Herausbruch des einzelnen aus allen dumpfen Bindungen, aus Kult, Sippe, Volksgemeinschaft, sie zeigten seine Gegenstellung gegen die nicht-menschlichen Erdkräfte, aber auch die schreckliche Vereinzelung der noch nicht vom göttlich schönen Rund umschlossenen, der im heldischen Tun allein ihren Sinn findenden Seele.

Wohl erhoben sie den Helden über die Umwelt, aber die Schließung des Kräfte-ringes, die Einbeziehung des todgeweihten Menschenfremdling, den das Grauen des „ungehiuren“, das schicksalhafte Fluchzeichen, noch umwittert, in eine durchgottete Welt gelang hier nicht.

In ihrer Einsamkeit und Verfemung blieben die Heldengestalten stehen, strahlende Kraftmitten über der dumpflastenden Erde, hell oder dunkel dem Untergang geweiht, dem sie todsüchtig zueilen, den unteren albischen Kräften bewußt entgegengestellt, von den oberen gestaltigen noch nicht erreicht und durchglüht: Erlöser aus dem Banne der Urschauer, aber selbst fluchbeladen in ihrer Gottferne, die erst das schon minder rauhe Fühlen jüngerer Zeiten zu mildern sucht.

Was aber hat den Germanen der vorchristlichen Zeit die Gestaltung einer göttlich-heldischen Welt verwehrt? Warum wurde die Welt der Leiber vom Göttlichen nicht durchdrungen?

Bei den Nordländern stehen beide Welten noch lange nebeneinander, anfangs sich nirgends berührend und erst in den Zeiten des ermattenden Götterglaubens sich leise nähernd: Beide Welten gleichermaßen dem Schicksal und seinem geheimnisvollen Gespinst unterworfen, doch nicht miteinander durchglüht und aneinander gestaltet. Nichts deutet darauf hin, daß es bei den südlichen Stämmen anders war.

So war der germanische Held schon in seinem Ursprung nicht Gestaltung und Sinnbild oberer Götterkraft, er war nicht nach dem Bilde der Gottheit geschaffen: Er war der rein menschliche Kämpfer gegen die abgründige Ungestalt, der richtungslos schweifende Vollbringer der menschlichen Tat. Nun aber fiel die Stunde seiner Geburt in die Zeit des großen Göttersterbens zwischen Nord- und Mittelmeer und bis tief in die Länder Asiens und Afrikas, in die Zeit des Ergrauens und Dämmerns der hohen Fürsten des Alls, das erst die hellen Götter des Olympos hinsinken ließ und mit dem verwesenden, aber rings die Länder durchdringenden römischen Reich auch alle anderen Götter der Erdteile, welcher Stufe immer sie angehörten, ergriff, in die Zeit jener Götterdämmerung, jenes Fimbulwinters, der die eben damals entstehende Götterkunde der Germanen durchdrungen und damit dem ganzen Himmel dieser Zeitenwende sein geheimnisvolles Gepräge, seinen Untergangsschauer verliehen hat.

Weniger die neue Religion des Geistes, des unsichtbaren Gottes war es, die das alte Fühlen brach, als dieses rätselhafte Ergrauen der Götter. Denn kein lebendiger Gott weicht einem fremden: er bekämpft ihn oder wandelt sich im Blute des fremden zu neuer Gestalt. Hier aber starben die Götter, und nur in den schaurigen Nachklängen von Sturm und Feuer, wie in einem letzten Aufruhr der empörten Elemente, geisterte, was einst aus ihnen zur Gottgestalt gerundet worden war, nun losgebunden über die germanische Erde hin. Wundern wir uns nicht über dieses Schicksal: selbst in den marmornen Tempelstätten an den Ufern des Mittelmeeres, wo der Dienst der Götter jahrhundertlang den gleichen heiligen Boden mit Opfern getränkt, mit Spenden geschmückt, die Luft mit Gebeten und Weihrauch erfüllt und geschwängert hatte, selbst dort erblaßte das Gold der Olympier, ermatteten die Feiern, erlahmten die Spiele:

Nichts leugnen will ich hier und nichts erbitten
Denn wenn es aus ist und der tag erloschen
Wohl trifft's den priester erst, doch liebend folgt
Der tempel und das bild ihm auch und seine sitte
Zum dunklen land und keines mag noch scheinen.
Nur als von grabesflammen ziehet dann
Ein goldner rauch, die sage drob hinüber
Und dämmert jetzt uns zweifelnden ums haupt
Und keines weiß wie ihm geschieht.

So singt Hölderlin von der beginnenden Nacht im Süden, wo jeder Stein die Ewigkeit der Götter zu verheißen schien, wo die Völker seit einem Jahrtausend fest um die ehrwürdigen Stätten saßen.

Die germanischen Stämme aber der großen Wanderungszeit, in der eine unbegreifliche Unruhe unseren Erdteil erschütterte, verließen, oft ohne Not und Zwang, ihre heiligen Wälder und Stätten, sie verließen Heimat und heimatlichen Götterdienst, sie kamen in Länder, wo die zersetzenden Gedanken der Weltweisen über den Götterglauben schon in alle Schichten der Völker gedrungen waren, wo damals der schreckhafte Ruf erscholl: „Der große Pan ist tot!“ Sie verloren die Erinnerung an ein überirdisches gebundenes Dasein auf jenen irren Zügen, in den immer erneuten Mühen eines rastlosen Daseins, wo nichts galt als der Ausbruch gesammelten Menschentrotzes, als der unbeugsame Wille und die Kräfte, die in der kämpfenden Gemeinschaft und der blutverbundenen Sippe verhaftet waren. Des Helden bedurfte man, nicht des Gottes.

Das Christentum aber vermochte, als die alten Götter tot waren, nirgends in die Heldendichtung einzudringen. Nicht götterlos nur, sondern alles Göttlichen entleert lebte sie im Mittelalter weiter, „ohne irgendeine Spur von irgendeinem himmlischen Reflekt“, wie Goethe bei der Betrachtung des Nibelungenliedes bemerkte, uneingefügt in das christliche Weltall, dennoch aber kein „wahres Heidentum“, wie er wähnte: denn auch die Erdschauer der vorgöttlichen Welt waren in den großen Epen zur unterhaltenden Phantastik verdünnt und der große Leidengang des schicksalumspannenen Helden zum reckenhaften Abenteuer geworden.

Aber jenes Sterben der Götter, der Wirbel an gewaltiger Zeitenwende, in den die Geburtsstunde der frühen Heldendichtung der Germanen fiel, färbte sie mit jenem dunklen Leid der einsamen Untergänge, das durch alle Tatfülle und geschlossen-menschliche Unbedingtheit hinschwingt und jeder Tat, jedem Streben auch in die dümmrigste Ferne, jedem Steigen durch weglose Wälder und jeder Fahrt über das Ungeheuer erfüllte Meer einen Ton von Hoffnungslosigkeit, Unendlichkeit, Unvollendetheit beimengt. Erst die nachheldische Zeit des Wikingerlebens bringt den hellen freudigen Ton des fröhlichen Gelingens, der glückhaften Fahrt. (Friedrich Wolters und Carl Petersen, Die Heldensagen der germanischen Frühzeit, 1922.)

GERMANISCHER KAMPFGEIST

Jedem jungen Volke ist Krieg die männlichste Arbeit, die Erinnerung daran ist ihm begeisternde Poesie. Kein Volk hat je die Poesie des Kampfes mit so leidenschaftlicher Hingabe empfunden als die Germanen. Ihr höchster Gott war der Seelenführer, der die gefallenen Helden in seinem Himmel sammelt. Was der Vater den Söhnen erzählte, was der Sänger sang, waren die Großtaten der Vorfahren. Nur wer sich im Kampf bewährt hatte, konnte auf Geltung in dem Volke hoffen. Dazu kamen seit den ersten Römerkriegen noch andere reizvolle Bilder der geschäftigen Phantasie. Der Kampf gab schöne Waffen, Beute, Herden und dienende Arbeiter, in ihm vermochte jeder den

Wohlstand zu erwerben, der bei friedlichem Hufenbau in der Gemeinde unmöglich war. Am reichlichsten freilich, wenn der Mann auf eigene Hand auszog oder sich mit wenigen Genossen zu gemeinsamer Fahrt verschwor, denn im Volkskrieg wurde der Gewinn dem Einzelnen zugeteilt. Wie alles, was der Germane aus sich heraus bildete, eine einseitige Größe und Strenge zeigt, so auch die rücksichtslose Hingabe an die wilde Poesie des Kampfes. Ihn trieb der Schlachtengott wie Sturm und Flammen gegen die Feinde; die Schrecken des Todes verachten, das Ungeheure wagen, war des Kriegers Ehre. Auch die Schlacht wurde betrachtet als ein vereinter Kampf vieler Einzelnen gegen Einzelne, die Kraft des Starken im Kampfgewühl wurde vor allem gefeiert; wer viele Feinde erlegt hatte, war der größte Held. Auch hier war, wie im Volke, der Zusammenhang der Massen schwach, die Kampftüchtigkeit der Führer erschien bewundernswerter als ihre Kunst zu leiten; auch hier war der Gehorsam gering, der eigenwillige Stolz des Einzelnen nicht zu bändigen.

Doch merkwürdig, diesem verhängnisvollen Freiheitsgefühl des Germanen stand gegenüber eine Geneigtheit, sich rücksichtslos anderen hinzugeben, die ebenfalls in sehr eigentümlicher Weise hervorbrach. Es war eine Hingabe an Personen, entweder einseitig oder mit gegenseitiger Verpflichtung. Germanisch war bei diesem Verhältnis, daß es freiwillig sein mußte, daß es durch eine Art feierlicher Verpflichtung geschlossen wurde, daß diese Hingabe nicht an die Familie, den Gau, das Volk stattfand, sondern an einzelne Menschen oder an einen Gott, und daß solche freiwillig übernommene Pflicht für die höchste irdische galt. Die Selbstentäußerung, welche sie forderte, die Treue, welche dabei geübt wurde, war Stolz und Ehre des Sterblichen. Er schließt diese Verbindung für das Leben, auf Zeit, für ein bestimmtes Geschäft; durch Schwur und sinnbildliche Handlung, durch Anlegen des Ringes oder Bandes, oder durch geweihten gemeinsamen Trunk wird sie gefestigt. Selbstwillig bei jeder Gelegenheit, überwand der Germane die Selbstsucht in dieser Form. Der Gatte gelobte sich dem Gatten, der Gespiele schloß mit dem Gespielen einen Bruderbund. So band sich auch der Kriegsmann dem Kriegsgott; dann trug der Chatte den eisernen Ring als Zeichen seiner Hingabe, und bildete mit den gleich ihm gefesselten Genossen im Kampf die erste Schlachtreihe, die der Geweihten. Diese grimmigen Dienstmannen des Gottes waren auch im Frieden auffallende Gesellen. Sie sorgten nicht um Weib und Gut, als „Hagestalde“ trieben sie ihr ganzes Leben umher und saßen an fremdem Herde, verschwenderisch mit dem Gut anderer, gleichgültig gegen Erwerb, als harte Kampfgenossen geehrt von den Männern, höchlich bewundert von der Jugend. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1867.)

GEFOLGSCHAFT

Unter den Verbindungen, welche durch Treuschwur und freiwillige Hingabe geweiht waren, tritt in ältester Zeit das Gefolgswesen bedeutsam hervor. Tacitus entwirft eine lebhaftete Schilderung von diesem uralten Bund. Er war nicht bei den Deutschen allein heimisch, auch bei den Kelten bestand er,

unter Südslaven hat er bis in die neue Zeit gedauert. Wir vermögen den Römerbericht aus den ältesten Dichtungen der Angelsachsen zu ergänzen, welche allerdings nach der Völkerwanderung aufgezeichnet wurden, aber zum Teil Zustände schildern, welche aus sehr früher Zeit geblieben waren, wenn auch mancher Brauch erst in den Jahrhunderten der Wanderung eingeführt wurde. Der Häuptling war umgeben von einer männlichen Hausgenossenschaft, welche nicht nur aus seinen Söhnen und Seitenverwandten, den Magen, bestand, auch aus Jünglingen und Männern des Volkes, die ihr Schicksal freiwillig an das seine geschlossen hatten. Sogar der Jüngling aus Götteradel, der Fürstensohn, trat in Gefolgschaft und Haushalt eines bewährten Häuptlings, bei diesem seine Lehrzeit für Kampf und Rat durchzumachen. Die Mehrzahl der Mannen aber bestand aus solchen, denen das eigene Heim und die Arbeit des Feldes nicht lockend war. Poesie und Gemüt der Deutschen wetteiferten, dies Verhältnis mit schönen Farben zu schmücken, aber seine Grundlage war gegenseitiger Nutzen. Der Hausherr übernahm die Sorge für den Lebensunterhalt und die Ausrüstung seines Gefolges, er hieß der Wirt, er war nicht nur Spender von Speise und Trank, ihm ziemte auch, freigebig für treuen Dienst zu sein mit Waffen, Armringen, Rossen. Den erprobten Mann hatte er wohl auch mit Land auszustatten und ihm ein Weib zu vermählen aus seiner Sippe oder der Nachbarschaft. Die Genossen seiner „Methbank“ geleiteten ihn dafür zur Versammlung, auf Reisen, im Kriege. Im Hause halfen sie bei männlichem Dienst, richteten die Rosse ab, jagten und zerlegten das Wild und lungerten auf der Diele. In ansehnlicherem Haushalt versahen sie Ehrenämter, des Boten, welcher Nachrichten trug und anmeldete, des Redners, der wohlgefügter Worte mächtig war, des Sängers und des Truchsessen. Im Kriege hatten sie die Waffenämter, ein vertrauter Mann stand in der Schlacht an der Achsel des Herrn, einer reichte den bemalten Schild. Der größere Häuptling führte außerdem einen Speer mit farbigem Bande und es war ein starker Mann, der ihm die Kriegsfahne trug. Wollte der Mann eines Häuptlings in eigenem Geschäft zur Fremde, so mußte er die Erlaubnis seines Wirtes werben; gewann er in der Fremde Ehre und Gut, so hatte der Wirt Teil am Ruhm und am Gewinn, denn es war schicklich, daß ihm der Mann von seinem Erwerbe abgab. In der großen Halle des Herrnhauses sammelten sich die Bankgenossen um den Herd, sie saßen zum Mahle in Reihen auf erhöhtem Sitz, in der Mitte auf dem Herrnstuhl der Wirt. Bei mehreren deutschen Stämmen — nicht bei allen — teilte die Hausfrau den Herrnsitz, sie und die Töchter schenkten das Bier und den Meth in Krüge aus Eichenholz, welche vor dem Mahl reihenweise an der Wand gehangen hatten. Am Herde aber war der große Braukessel befestigt, das geweihte Gerät des Hauses, über dem die Hausgenossen ihre Gelübde taten. Jedem einzelnen war wichtig, wo er saß; dem Fremden, der gastlich aufgenommen wurde, den rechten Platz zu geben, war eine ernste Sache, denn tief kränkte Zurücksetzung. Beim Mahle öffnete sich zwanglos das Gemüt in Scherz und kluger Rede. Mit fein gestellten Worten und Anspielungen zu necken und sich zu verteidigen, mußte der tüchtige Mann verstehen. Dazwischen unterhielten Erzählungen der Alten von eigenen

Taten und den Schicksalen der Ahnen, der Sänger griff in die Saiten und sang sein Lied von dem Stammeshelden, der den menschenfressenden Nichus im Ringkampf tötete, oder den schatzehutenden Drachen erschlug, den verhängnisvollen Schatz erhob und dafür dem Fluche verfiel, umherzuirren, in der Fremde zu dienen und zu fallen als ein Opfer dunkler Mächte. Lange dauerte das Gelage, die Germanen konnten kein Ende finden, geruschvoll wurde der Verkehr unter den Zechenden, leicht griff die Hand des Verletzten zur Waffe, und die Zucht des Hauses erwies sich oft zu schwach, plötzliche Wut oder langverhaltenen Groll zu zügeln. War das Mahl spät beendet, dann begab sich der Wirt in den Frauenraum, entweder ein gesondertes Gebäude oder eine Seitenkammer des Hauses. Dann lagerte ein Teil der Herdgenossen in der Halle, die Bänke wurden zurückgeschoben und Polster auf den Boden gelegt, darüber Tierfelle und Decken. War die Zeit sorglich, dann stützten sie den Heerschild an die Bank zu ihren Häupten, legten Helm, Brunne, Speer darauf, denn zu jeder Stunde zum Streit fertig zu sein, ziemte nützlichem Manne. Nahten aber dem Herrnhause bewaffnete Fremde, dann wurden sie von dem Mann, der an der Mark die Wache hielt, angerufen und nach dem geheimen Schutzwort, der Losung, gefragt. Bekannten sich die Kommenden als Fremde und erklärten sie freundliche Absicht, so geleitete sie der Wächter bis an den Hof, dort saen die Fremden auf der Bank vor dem Hause nieder, stellten die Speere zusammen, lehnten die Schilde an die Wand und harreten der Einladung. Ein anderer Mann des Häuptlings, der Bote, kam aus dem Hause, frug nach Namen und Begehr und meldete an. Die Fremden traten unter dem Helm auf die Schwelle. Hier sprach der Fremde dem Wirt den Heilgru aus, der Hauswirt, dem persönliche Begruung Pflicht war, antwortete und lud zum Sitzen; war Speise und Trank gereicht, so war das Gastrecht gewährt. Wenn der Fremde ein bedeutender Mann war, so wurde ihm zu Ehren das Haus festlich geschmückt und farbige Gewebe an die Wände der Halle gehängt. Das Fest wurde gefeiert durch Wettlauf der Rosse, durch Wettkampf der Männer im Sprung, Gerwurf, Steinwurf und Steinstoen, den alten Turnspielen der Indogermanen, und durch Waffentanz und Gesang. Für solches Leben im Hause wurde Abwechslung ersehnt in kriegerischen Fahrten. Auch beim Kampf stand das Gefolge des Häuptlings in einem Gegensatz zum Volksheer. Es war häufig beritten und bildete eine schwere Reiterei, jeder Reiter mit einem Fukampfer gesellt. Sa der Häuptling unfern der See, dann standen im Strom oder der Bucht seine Schiffe, geglätteter und hellgetuncht, wie Eis glänzend, am Vordersteven mit Ringen geschmückt. Teuer war dem Norddeutschen das Schiff wie sein Ro, die Arbeit seiner Hände betrachtete er gern als ein lebendes Wesen. Es war sein Seepferd, sein Wasservogel, die Höhlung war die Brust, das Vorderteil der Schaumhals, auf ihm fuhr er „die Wallfischbahn“, „den Weg des Schwans“, „das Robbengebiet“ entlang zu Gastbesuch oder ruhmvoller Tat in die Fremde. Waghalsig durchfurchten die Bankgenossen das stürmische Nordmeer mit Ruder und Segel, Tage und Wochen lang den Sternbildern folgend oder klugem Bericht alter Seefahrer, bis die Wegmuden die Klippen des Landes auftauchen sahen, die ragenden Strandhugel, die langen Landzungen und die schäumende Brandung.

Dies Leben der Mannen im Banne des spendenden Hauses ging fort, bis die hohe Schicksalsfrau den Wirt grüßte; durch seinen Tod wurde den trauernden Mannen der Methsitz entrissen, ihr Leben freudelos. Fiel er in der Schlacht, so suchten sie ihm nachzueilen auf dem Todespfade. Die Überlebenden aber schufen ihm festliche Bestattung. Auf hohem Holzstoß wurde der Leichnam verbrannt mit seinem kriegerischen Rüstzeug, mit Leibroß, Hunden und Falken; oder um den Toten, der auf seinem Rosse saß, wurde der hohe Leichenhügel aufgeschüttet und die Edlen umritten mit Klagegesang die Trauerstätte. War aber der Verstorbene Häuptling eines seefahrenden Volkes, dann wurde der freudelose Leichnam in die Höhlung des Schiffes zum Maste gelegt, um ihn Schätze, Kriegswaffen und Kampfgegend, an den Mast über seinem Haupt wurde sein Banner geschlagen, das Strandseil gelöst und der Tote mit günstigem Fahrwind in die hohe See gesandt, damit die Götter ihn empfangen. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1867.)

ISLÄNDISCHES HELDENBILD

Wir lernen aus den Erzählungen genau kennen, welche Dinge der Isländer am Manne schätzte. Manche Tugenden des Leibes und der Seele, von der Schwimmkunst bis zur Dichtkunst, lobte man und pflegte man; aber sie konnten fehlen, ohne daß der Mann verächtlich wurde. Was man verlangte und was, wo es über das gewöhnliche Maß hinausging, in allererster Linie die Bewunderung weckte, war der Komplex von Eigenschaften, die den Krieger ausmachen.

Bloße Kraft und Waffenfertigkeit ergäben einen Holmgangsmann: zum Helden brauchte es noch die Beherztheit, der Übermacht zu trotzen, die Selbstbeherrschung im Ertragen von Wunden und seelischen Erschütterungen und den vornehmen Sinn, der sein Kriegertum nicht an unwürdige Ziele wandte. Nicht jeder ist ein ausgezeichneter Held; aber ein gewisser Grad von Waffentüchtigkeit und der Fähigkeit, Menschenblut zu vergießen, wird von den Sagas so vorausgesetzt, wie das Lesen und Schreiben in einem heutigen Bürgerroman. Der Mann, dem jene Fähigkeit zu mangeln scheint und der sich dann zu tapferer Tat erhebt, ist eine wirksame Figur: Einer, der diese Erwartung dauernd täuschte, wäre nicht einmal als komische Gestalt in unsern Sagas aufzufinden. Das männliche Ideal des Kriegers herrscht so einseitig, daß es dem des Dichters, des Rechtskundigen, des Geschäftsmannes einen ganz schmalen Raum läßt; auch würden diese Typen, sobald sie Feigheit in der Abwehr bekundeten, ohne Gnade entwertet.

Schon die Erziehung des Knaben wird geleitet von diesen Gedanken. Was auf den scharfen Beißer deutet, das verspricht für die Zukunft. „Er war früh eigenwillig“, „es war schwer mit ihm auszukommen“: solche Sätze bedeuten keinen Tadel. Die Wertschätzung des Mannes geht aus von einem Zeitalter, dem die „äußere Lebenssekurität“ in sehr geringem Grade eignet. Das erste war, daß einer sich und die Seinen schützen konnte in dieser Welt voll Gefahren. Daraus folgten die anderen mehr aggressiven Eigenschaften.

Die Züge, die dem Glied einer friedlichen Gesellschaft Wert geben, standen bescheiden hinter jenen Notwendigkeiten zurück. (Andreas Heusler, Das Strafrecht der Isländersagas, 1911.)

DER SCHWERTEID

Göttliche Verehrung des Schwertes ist von manchen barbarischen Völkern, unter den deutschen namentlich von den Quaden, berichtet. Als Zeichen solcher Verehrung wird das Schwören auf das Schwert angeführt, besonders zur feierlichen Bekräftigung von Friedensverträgen. Franken, Sachsen, Dänen, Normannen sehen wir nach Volkssitte den Eid des Friedens und der Treue auf ihre Waffen schwören. Sie schwuren bei dem, sagt ein fränkischer Geschichtschreiber von den Normannen, wovon sie vor allem Schutz und Heil erwarteten. Auch die Gesetze der Langobarden und der Bayern kennen den Eid auf geweihte Waffen, neben dem auf die Evangelien. Noch bis zum 15. Jahrhundert erkennen die Gerichte den Eid auf das Schwert.

In den Heldenliedern der Edda soll bei Schiffes Bord und Schildes Rand, bei Rosses Bug und Schwertes Schneide geschworen werden. Darum wird auch dem Eidbrüchigen geflucht, daß ihm das Schiff nicht schreite, wenn auch erwünschter Wind wehe, daß ihm das Roß nicht renne, wenn er vor den Feinden fliehen müsse, daß ihm das Schwert nicht schneide, als auf sein eigen Haupt. Der deutsche Siegfried stößt vor dem Drachensteine sein Schwert in die Erde und schwört darauf drei Eide, daß er nicht ohne die Jungfrau von dannen kehren wolle.

Bei der Betrachtung des Mythischen ist angeführt worden, wie der Heldenjüngling von Odin selbst oder von der Walküre, die über ihm waltet, zuerst das Schwert empfängt. Diesem höheren Ursprung gemäß haften auf solchen Waffen wunderbare Kräfte und strenge Geschicke, die durch ganze Geschlechter fortwirken. (Ludwig Uhland, Vorlesungen, 1829/32.)

GERMANISCHER ZAUBER

Wo Macht und Schatz dem Deutschen nicht ausreichten, suchte er den Willen der Götter zu erkennen und sich geneigt zu machen. Sie sprachen zu ihm durch Zeichen, welche sie sendeten, durch Donnerschlag, Hagel und fallende Sterne, durch Gesang und Flug der Vögel, welche ihnen heilig waren, durch das Wiehern der Rosse und den Angang der Tiere im Felde. Das Leben der Natur, so vertraut und so fremd der Menschenseele, kündete mit tausend Stimmen, was die Götter über das Schicksal der Sterblichen fügten. Wenn der Aar in der Luft mit seinen Flügeln beschützend über einem Gefangenen schwebte, so schloß der Sieger, daß dieser Mann zu großen Dingen bestimmt sei, er löste ihn von seinen Banden und schickte ihn frei in die Heimat, nachdem er ihm einen Eid abgefordert hatte, daß er nie etwas gegen den Sieger tun werde. Wenn der Storch von einem Mauerturm, wo er genistet, auszog, indem er die schwächste Brut auf dem Rücken davontrug, dann erkannte

das belagernde Heer, daß der Stadt ein Unglück drohe und hemmte den Aufbruch, kurz darauf fiel der Mauerturm zusammen und öffnete dem Heere den Zugang. Wo Götterwille sich nicht freiwillig offenbarte, mußte der Mensch nach dem Willen des Gottes forschen. Dem Fragenden gaben die Götter Antwort durch die Loose, welche er warf, durch das Blut, welches auf dem Opferstein rann. Ja, der Mensch unternahm die hohen Gewalten zu zwingen, daß sie seinen Willen taten. Das Knüpfen geheimnisvoller Knoten und das Bewahren einzelner Teile von Tieren und Pflanzen, welche den Göttern heilig waren, vermochte zu schützen oder zu schaden. Gewaltig war die beschwörende Kraft der Worte, welche feierlich aus dem Innern des Menschen brachen; und diese Zauberkraft hing sowohl am Klang der gesungenen Worte, als an den germanischen Buchstabenzeichen, den Runen.

Von den Runen trug jede besonderen Namen, und in der ältesten Zeit wohnte jeder, wenn sie mit gewissem feierlichen Brauch eingeschnitten wurde, eine bestimmte zauberkräftige Wirkung bei. Denn der Germane gebrauchte seine Schriftzeichen nicht im Tagesverkehr, wie die Völker der alten Welt; sein Streben, alles bedeutsam zu vertiefen und in die Erscheinung einen geheimen Sinn zu legen, machte ihm auch die Zeichen gesprochener Laute ehrwürdig und geheimnisvoll. Die älteste Reihe derselben war ihm vielleicht in sehr alter Zeit von Griechenland heraufgetragen worden, andere hatte er nach römischen Buchstaben geformt, ihre Bedeutung war bei den großen religiösen Festen der Eidgenossenschaften festgestellt, ihre Benützung aber erforderte Kunst, der Weise wußte, daß sein höchster Gott ihre Kunde mühsam erworben und daß zu ihrem kräftigen Gebrauch Verschwiegenheit nötig sei.

Als die Runen selbst an Würde verloren, wahrscheinlich seit Bekanntschaft mit lateinischer Schrift, wurde das Zauberkraftige ihrer Wirkung abhängig gedacht von den Liedern, welche man dazu sang. Wenige kannten diese geheimen Lieder, aber viele begehrten sie. Wer die Runen einschnitt in das Reis der Hasel oder eines anderen Fruchtbaumes und dazu das rechte Lied zu singen wußte, der vermochte wunde Glieder zu heilen, die Fesseln des Gefangenen zu lösen, den Pfeil in der Luft zu hemmen, den Leib unverwundbar zu machen, das lohende Feuer zu dämpfen, hadernde Männer zu versöhnen, den Sturm und die brandende See zu stillen, die Liebe der Frauen zu erwerben, feindliche Scharen gleich Gespenstern in der Luft zu zerstäuben, und wenn er sein Runenlied vor dem Kampf in den Schild sang, Sieg zu gewinnen.

Solche Zauberlieder murmelten die Frauen während der Schlacht von ihrer Wagenburg und nach der Schlacht über den klaffenden Wunden der Krieger; und Frauen blieben durch das ganze Mittelalter Bewahrerinnen der Heidenkunst, ihre Hilfe wurde auch von den neuen Christen emsig begehrt, sie kochten den Zaubertrank der Fredegunde, womit die Königin ihre Boten zu einer Untat beherzt machte, und jenen anderen Zaubertrank, der in der Heldensage dem Siegfried gereicht wurde, damit er sein Verlöbniß mit Brunhilde vergesse. Gläubig ersehnte der Germane die Zaubrerhilfe; aber schon in der Heidenzeit galt sie für unheimlich, sie mochte dem Erwerber zuletzt doch Unheil bringen statt des Glücks, der wackere Mann vertraute am lieb-

sten der eigenen Kraft und dem Schutz, welchen seine Götter der ehrlichen Bitte gewährten. Demungeachtet war die geheime Einwirkung der Träume, Weissagungen und Vorzeichen sehr groß, und es ist für uns in vielen Fällen unmöglich, von einzelnen Handlungen des geschichtlichen Helden einen Schluß auf seinen Charakter oder seine Einsicht zu machen, weil wir durchaus nicht verstehen, was sein Tun gerichtet hat, ob freier Entschluß oder die geheime Mahnung eines Gottes. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1867.)

WASSERGEISTER

Tanz, Gesang und Musik sind, wie der Elbe, auch die Freude aller Wassergeister. Gleich der Sirene zieht die Nixe durch ihren Gesang zulauschende Jünglinge an sich und hinab in die Tiefe. — — Abends steigen die „Jungfern aus dem See“, um an dem Tanz der Menschen teilzunehmen und ihre Geliebten zu besuchen. In Schweden erzählt man von der lockenden, bezaubernden Weise des „Strömkarl“: der Strömkarlslag soll eilf Variationen haben, von welchen man aber nur zehen tanzen darf, die eilfte gehört dem Nachtgeist und seinem Heer; wollte man sie aufspielen, so fingen Tische und Bänke, Kannen und Becher, Greise und Großmütter, Blinde und Lahme, selbst die Kinder in der Wiege an zu tanzen. Dieser spielende „Strömkarl“ hält sich gern bei Mühlen und Wasserfällen auf. Davon heißt er in Norwegen Fosseggrim. Es ist schon als Überrest heidnischer Opfer angeführt worden, daß man diesem dämonischen Wesen ein „schwarzes Lamm“ darbrachte und von ihm dafür in der Musik unterrichtet wurde. Auch der Fosseggrim lockt in stillen, dunkeln Abenden die Menschen durch seine Musik, und lehrt Geige oder anderes Saitenspiel den, der ihm Donnerstagabends „mit abgewandtem Haupt“ ein „weißes Böcklein“ opfert und in einen „nordwärts“ strömenden Wasserfall wirft. Ist das Opfer mager, so bringt es der Lehrling nicht weiter als zum Stimmen der Geige, ist aber fett, so greift der Fosseggrim über des Spielmanns rechte Hand und führt sie solange hin und her, bis das Blut aus allen Fingerspitzen springt, dann ist der Lehrling in seiner Kunst vollendet und kann spielen, daß die Bäume tanzen und die Wasser in ihrem Fall still stehen. Obgleich das Christentum solche Opfer untersagt und die alten Wassergeister als teuflische Wesen darstellt, so behält das Volk doch eine gewisse Scheu und Verehrung bei und hat noch nicht allen Glauben an ihre Macht und ihren Einfluß aufgegeben: es sind ihm unselige Wesen, die aber einmal der Erlösung teilhaftig werden können. Dahin gehört die rührende Sage, daß der Strömkarl oder Neck für seinen Unterricht in der Musik sich nicht bloß opfern, sondern auch die „Auferstehung“ und „Erlösung versprechen“ läßt. Zwei Knaben spielten am Strom, der Neck saß und schlug seine Harfe, die Kinder riefen ihm zu: „Was sitzt du Neck hier und spielst? du wirst doch nicht selig!“ da fing der Neck bitterlich zu weinen an, warf die Harfe weg und sank in die Tiefe. Als die Knaben nach Haus kamen, erzählten sie ihrem Vater, der ein Priester war, was sich zugetragen hatte. Der Vater sagte: „Ihr habt euch an dem Neck versündigt, geht zurück, tröstet ihn und sagt ihm die

Erlösung zu.“ Da sie zum Strom zurückkehrten, saß der Neck am Ufer, trauerte und weinte. Die Kinder sagten: „Weine nicht so, du Neck, unser Vater hat gesagt, daß auch dein Erlöser lebt“; da nahm der Neck froh seine Harfe und spielte lieblich bis lange nach Sonnenuntergang. (Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, 1835.)

KRAFT UND SCHÖNHEIT DER HELDEN

König (altd. chuninc) bedeutet nach dem Wort einen vom Geschlecht (chunni), das heißt von einem jener ausgezeichneten Geschlechter, aus welchen die deutschen Völker ihre Fürsten zu wählen oder anzuerkennen pflegten. Dergleichen Königsstämme sind unsere Amelungen, die Sibichinge oder Nibelunge zu Worms, die Wölsunge, die Hegelinge. Den Ursprung solcher Geschlechter und gleichmäßig den ihrer berühmtesten Heldensöhne hüllt die Sage in fabelhaften Glanz, aus dem sie mit wundersamen Eigenschaften begabt und verherrlicht hervorgehen. Am besten zeigt sich dieses in der nordischen Wölsungensage. Von Odin abstammend, haben die Wölsunge Sicherheit vor Gift, ungemessene Stärke und den durchdringenden Glanz der Augen; Helgi verkleidet sich vor seinen Feinden als Magd und treibt die Handmühle, aber die Steine brechen, die Mühle zerspringt und die scharfen Augen vertragen edle Art. Swanhilde schlägt die Augen auf, und die Rosse, die sie zertreten sollen, scheuen zurück, bis ihr Haupt verhüllt wird. Der Augenglanz, als königliches Abzeichen, spielt auch sonst in den Sagen des Nordens. Regner und Thorald, schwedische Königssöhne, sind durch den Haß ihrer Stiefmutter gezwungen, nachts die Herde zu hüten, und werden von Gespenstern umschwärmt; da naht ihnen Swanhwita (die schwanweiße Walküre), und obgleich Regner sich für einen Knecht des Königs ausgibt, erkennt sie am leuchtenden Auge seinen Ursprung und reicht ihm als Brautgeschenk ein Schwert zum Kampfe mit den nächtlichen Unholden. Der Jüngling Olv, von königlicher Abkunft, sitzt in Bauernkleidung zu unterst im Saale eines wermischen Königs, dessen Tochter durch Kampf vor übermütiger Werbung gerettet werden soll. Die Jungfrau läßt forschend den Schein des Lichtes auf des Fremden Antlitz fallen, als sie plötzlich, von der Schärfe seiner Augen getroffen, zu Boden sinkt. Sie hat in ihm einen Abkömmling von Königen erkannt, durch den sie Rettung hofft. Der Gast wirft die Verhüllung ab, glänzende Locken rollen von seiner Scheitel, aber die schreckenden Augensterne deckt er mit den Wimpern. Denselben Olv, später Dänenkönig, will Starkather im Bad erstechen, aber der vielversuchte Kämpfer schrickt zurück vor dem Augengefunkel des Wehrlosen. Der König, nichts Schlimmes vermutend und seinen Blick kennend, bedeckt sich das Gesicht und heißt Starkathern herzutreten. Da sticht ihm dieser das Schwert durch den Leib. Gleiches erzählt wieder die Wölsungensage von Sigurd. Guttorm hat sich durch Fleisch von Schlangen und Wölfen zum Mord erhitzt; zweimal tritt er in das Gemach, wo Sigurd im Bette liegt, und zweimal weicht er mutlos zurück, denn Sigurds Augen leuchten so scharf, daß niemand ihren Blick aushält; erst als Sigurd eingeschlafen, vollbringt Guttorm die Tat.

An die Stelle der Götter, als Stammväter der Könige, sind in den deutschen Überlieferungen dunkle Geister getreten. Solcher Abkunft verdankt Dietrich von Bern die Flamme, die ihm, wenn er zürnt, aus dem Munde fährt. Die Wunder des Ursprungs setzen sich fort in den Schicksalen der ersten Kindheit, welche unsern Helden mit denen vieler Völker gemein sind. Wolfdietrich hat kaum das Licht erblickt, als der Wolf ihn zu seinen Jungen in die Höhle trägt, die jedoch, nicht klüger als das Kind, ihm kein Leides tun. Nach der anderen Erzählung wird er am Waldbrunnen den wilden Tieren ausgesetzt, von den Wölfen aber nicht beschädigt, sondern gehütet. Der neugeborene Siegfried wird, nach der Wilkinensage, bei dem Tode seiner verfolgten Mutter dadurch gerettet, daß er, in ein gläsernes Gefäß verschlossen, in die See treibt; dann säugt eine Hindin ihn zwölf Monden lang, daß er so groß und stark wird, als andere Knaben vier Winter alt. Derlei Sagen können in mehrfacher Bedeutung aufgefaßt werden: als Beweis, daß der Göttersohn im Schutze höherer Macht gestanden, als Erklärung der gewaltigen Körperkraft des von Waldtieren großgesäugten Wunderkindes, besonders aber als Verherrlichung des Helden, der aus dem Zustande der Verwerfung und tiefsten Erniedrigung um so glänzender in der Kraft und Schönheit seiner erhabeneren Natur hervorgeht. Gleichwie die altdeutsche Poesie in der Darstellung der Natur den Frühling liebt, so denkt sie ihre Heldenkönige sich überall in der Blüte jugendlicher Schönheit. Diese Voraussetzung findet durchaus statt, sie ist, wenn auch ausgeführte Gemälde nicht leicht vorkommen, schon in der allgemeinen Farbe der epischen Bezeichnungen angedeutet, die Schönheit ist überhaupt weniger beschrieben als in Handlung gesetzt und erscheint oft überraschend in lichten Punkten der Geschichte. Hugdietrich kann sich wohl als Jungfrau verkleiden, denn sein Antlitz ist rosenfarb, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte nieder, und als er im Frauengewand zur Kirche geht, fragen die Leute, wer die Minnigliche sei. Soviel schöne Jungfrauen an Helkens Hofe sind, doch wird der junge Dietleib noch schöner gefunden; goldfarbene, magdliche Haare hängen ihm über die Schwertfessel herab, mit denen er sich vor Regen decken kann, wie ein Falke mit den Fittigen. Als Kriemhild Siegfrieden zum ersten Male grüßt, da sieht sie ihn vor sich stehen, wie seine Farbe sich „erzündet“; zuletzt läßt sie den Sarg des Ermordeten erbrechen, um noch einmal sein „schönes Haupt“ zu sehen, das sie mit ihrer weißen Hand erhebt, während ihre lichten Augen Blut weinen. Von Dietrich meldet die Wilkinensage, er habe, so alt er geworden, nie einen Bart gehabt; ein Zeichen, daß er stets als Jüngling gedacht werden muß, wenn auch Schicksale und Taten auf seine Schultern gehäuft sind, die ein langes Leben zu erfordern scheinen.

Der Schmuck goldener Locken, in dem uns die Helden vorgeführt werden, ist teils ein Bild der Jugend, teils wohl auch ein Merkmal edler Abkunft, wie in den Märchen verlorene Königskinder an ihren Goldhaaren wiedererkannt werden, oder an einem goldenen Stern auf der Stirne, und in dem Gedichte von den Hegelingen der von den Greifen entführte Hagen . . . an dem goldenen Kreuz auf seiner Brust.

Die Jugend aber, die wir bisher nur in ihrem äußeren Gepräge beobachtet

haben, durchdringt das Innerste des Heldencharakters. In nordischen und deutschen Sagen kommt es häufig vor, daß der Held in früheren Jahren sich stumm oder träge, oder ungebärdig und ungelehrig anläßt, bis die Stunde schlägt, wo plötzlich die eingeborene Trefflichkeit aus dem Schlummer aufwacht. Jener innern Verhüllung entspricht der gedrückte Zustand, darein der Jüngling gewöhnlich versetzt ist, wie dort die Königssöhne als Hirtenknaben dienen. Der Heldengeist scheint einem besonderen Gesetze der Entwicklung zu folgen; erst wenn der urkräftige Stamm in die Höhe geschossen, breitet er die Äste aus; zur gewöhnlichen Tätigkeit ungeschickt, bleibt die dämonische Kraft für übermenschliche Werke aufgespart. (Ludwig Uhland, Vorlesungen, 1829/32.)

WALHALL UND GÖTTERDÄMMERUNG

Öffnen wir den Blick nun auch dahin, wohin die freudig sterbenden Helden aufblicken, wohin der Jüngling Hadding aus der Schlacht entführt und wo er mit köstlichem Tranke gelabt ward, von wo der tote Helgi zu seinem Grabhügel niederkommt und wohin er morgens auf Luftpfaden zurückkehrt, zu den himmlischen Sälen Odins! Abgestreift hat dieser den Hut und den Mantel, die seine Gottheit verhüllten; einäugig aber ist er, weil er das andere Auge für einen Trunk aus der Weisheitsquelle verpfändet hat. Walhall, die Halle der Erschlagenen, heißt seine weite, goldstrahlende Burg. Dort sitzt er am Mahle, mit den übrigen Asen und den Einherien, den Helden, die im Kampfe gefallen. Von Schilden ist das Dach, von Speeren die Decke, auch die Wände sind mit Schilden geschmückt, statt mit Teppichen, die Bänke mit Brünnen belegt und am Abend werden Schwerter in den Saal gebracht, die so hell blinken, daß man keiner anderen Erleuchtung bedarf. Auf Odins Schultern sitzen zween Raben, die jeden Tag die Welt umfliegen und ihm ins Ohr sagen, was sie gehört oder gesehen. Er genießt nichts denn Wein; die Speise, die auf seinen Tisch kommt, gibt er seinen zween Wölfen. Die Einherien aber essen vom Fleische des Ebers, der jeden Abend wieder ganz ist; sie trinken den Meth, der unversieglich aus dem Euter einer riesenhaften Ziege fließt. Jeden Morgen rüsten sie sich, gehen hinaus in den Hof, kämpfen und töten einander; zur Zeit des Mahles aber reiten sie gesund zur Halle zurück und setzen sich an den Tisch, wo die Walküren ihnen das Trinkhorn reichen. So viel ihrer sind und stets noch kommen, nimmer sind es zu viele, wenn der letzte Kampf naht, wenn die Götterdämmerung hereinbricht. Schreckliche Zeichen gehen ihr voran, Axtzeit und Schwertzeit, Schildespalten, Windzeit und Wolfzeit; Brüder fallen einander, Blutsfreunde bekämpfen sich, keiner schon des andern. Dann kommt von Süden Surtur mit dem flammenden Schwerte, Steinberge krachen und der Himmel berstet, los sind alle Ungeheuer des Abgrunds. Odin, mit dem Goldhelm und dem Spieße Sungner, der immer trifft, reitet den Einherien voran zur Ebene Wigrid. Er kämpft mit dem Wolfe Fenrir, von dem er verschlungen wird. Götter und Menschen kommen um, die Sonne verlischt, die Erde sinkt ins Meer, vom Himmel fallen die Sterne, in Rauch und Flamme vergeht der Weltbau. Aber neu und grün hebt die

Erde sich aus dem Meere, die Sonne hat eine Tochter geboren, so schön wie die Mutter, deren Bahn sie wandelt. Die Asen leben auf und das Geschlecht der Menschen erblüht neu in heiligem Frieden.

Was in den irdischen Erscheinungen Odins widersprechend und rätselhaft sich darstellen mochte, wird in der Beziehung auf dies sein höheres Leben ausgeglichen und erklärt. Es ist überall der gleiche Grund, warum er Helden und Heldenstämme pflegt, waffnet, wunderbar begabt, warum er sie anfeindet, aufreizt, verderbt. Er dürstet nach Seelen der Tapfern, darum sucht er die Häuser der Helden auf, erzieht und rüstet ihre Söhne zur Tapferkeit, stiftet große Kämpfe, darin sie sich bewähren kann; er will nur solche, die im Streit gefallen sind oder freiwillig sich den Tod gegeben. Seine Günstlinge müssen die Seelen ihrer Erschlagenen ihm geloben, ihnen selbst gibt er Heldenruhm und kurzes Leben, oder, wenn sie gealtert sind, erbarmt er sich ihrer und rafft selbst sie gewaltsam hin. Aber nicht leere Lust am Tode der Tapfern treibt ihn, er bedarf ihrer, doch eben nur ihrer, als Erprobten, und dieser kann ihm nie zuviel werden, zu jenem größten, ungeheuern Kampfe, welcher der Welt und den Göttern selbst den Untergang droht.

Diese Ansicht von Odin ist ein Glaube der Wehrhaften und Rüstigen. Er wurzelt in den Verhältnissen und Gesinnungen eines kriegsmutigen Volkes, das für die ewigen Kämpfe, darein es gerissen ist, höhere Bedeutung und Weihe sucht. Ihm ist das Leben der Tüchtigen ein Kampf, ihre Zukunft ein größerer, göttlicher Kampf, wozu der irdische als Übung und Probe dient. Selbst die Lust des himmlischen Daseins ist ihm ein Kampfspiel, ein stets erneuter Wechsel von Waffentod und Wiederaufleben. Der Geist, der die Welt bewegt, ist ihm ein Gott des Krieges. Odin, der höchste und mächtigste der Asen, der, nach der Eddalehre, den ersten Menschen den Geist eingehaucht, der den Schiffen Fahrwind und den Sängern Begeisterung gibt, er ist auch der Kriegssturm, der die Seelen der Männer zu Kraft und Tat aufregt. Erfinder der Schlachtordnungen, wird er, wenn die Schlacht am wildesten wogt, den Kämpfenden sichtbar und nimmt seine köstliche Beute. Heervater, Siegvater, Walvater wird er angerufen, gemäß solchem kriegerischen Wirken. Die Menschen schreiten über die Erde hin, wie ein Heereszug, und die Blüte des Lebens ist ein Todeskampf. Die nicht mit dem Zuge können, die Schwachen, Feigen, Siechtoten, fahren auch nicht zu Odin und seiner leuchtenden Halle, sie müssen hinab zu Hels dunkler Wohnung. (Ludwig Uhland, Vorlesungen, 1829/32.)

DIE GERMANISCHEN GÖTTER UND DER CHRISTLICHE TEUFEL

Betrachten wir jene Elemente des germanischen Götterglaubens und Götterkultes, welche in das Bild des christlichen Teufels übergegangen sind, so bietet sich von selbst eine aufsteigende Linie dar: Von den dumpfen Naturgewalten, den Riesen, welche als Feinde der Walhallagötter erscheinen, durch die zahlreichen Mittelwesen hindurch bis empor zu den Höchsten der Asen. Bekanntlich durchzieht die gesamte germanische Mythologie der Kampf der Asen mit den Riesen, welche den Walhallahimmel zu stürmen, die Götter

zu stürzen, die göttliche und natürliche Ordnung der Welt zu zerstören trachten: denn Asen, anses, aesir, bedeutet nichts anderes als „Balken“, als Tragbalken des Himmels, des Kosmos, der Natur und des Geistes.

Es lag nun den christlichen Priestern sehr nahe, in den Riesen teuflische Gewalten im Ringen mit Gott dem Herrn zu erblicken: und so sind denn zahlreiche Einzelzüge, ja ganze Gruppen von Vorstellungen und umfangreiche Geschichten der Riesensage in die Teufelsmythen herübergenommen worden.

Im Verlaufe jenes, die Jahrhunderte erfüllenden Kampfes gelingt es den Göttern wiederholt, einzelne gefährliche riesige Ungeheuer zu bewältigen und in Ketten zu schlagen. So die Midhgardschlange, das die bewohnbare Erde feindlich umgürtende Weltmeer; den Fenriswolf, den personifizierten Rechtsbruch: ein Schwert sperrt dem Gebändigten die beiden Kiefern auseinander, ganz ebenso, wie noch die im 14. Jahrhundert entstandenen Bilder zum Sachsenspiegel den „Ächter“ (das heißt den friedlos gehetzten Rechtsbrecher) als einen wolfshäuptigen Mann mit einem Schwert im Rachen darstellen; den bösen Loki, den listigen Verderber, das Feuer in seiner schädlichen Wirkung und andere Ungetüme riesischen Wesens. Aber am Ende der Dinge, wann die Götterdämmerung naht, reißen sich die Gefesselten los und schalten dann, Unheil stiftend, mit List und Gewalt über die Erde hin unter den Menschen: einzelnen gelingt es auch früher schon, auf kurze Zeit sich loszumachen und verderblich zu wüten — wenigstens besteht immer die Furcht davor: und wo Ungeheueres in Natur oder Menschengeschick sich begibt, wo Wassergewalten, Feuersglut, Felsensturz, Erdbeben oder Seuche, wo furchtbare Bruderkriege, Mordtaten, wahnsinnige Frevel ganze Geschlechter und Völker heimsuchen und ergreifen, da führt solches Unheil das bange Gemüt auf jene riesischen Dämonen zurück, welche auf Zeit die wohltätigen Fesseln der Götter gesprengt haben.

Dieser ganze Kreis von Vorstellungen nun ist auf den christlichen Teufel übertragen worden: und zwar teils abstrakt auf den Teufel im allgemeinen und das große Welt drama, teils konkret und lokal auf bestimmte Gefahren, welche einzelne Gegenden und Orte bedrohen und zu Zeiten von hier gefesselten und sich losreißen den Teufeln und Ungetümen über dieselben herbeigeführt werden. „Da ist der Teufel los!“ „Da ging der Teufel los“ (was nicht etwa ursprünglich heißt „da fing er an“, sondern ganz buchstäblich und sinnlich: „er machte sich los“ — wie der gefangene Fisch von dem Hamen „los geht“) sagen wir ganz allgemein, wenn plötzlich Verwirrung, Lärm, Streit, Unrecht in bisher friedlichen Beziehungen der Menschen anhebt: es ist der gefesselte Dämon, der seine Bande gesprengt hat und nun, frei schaltend, Unheil stiftet. —

Wie die ungeschlachten Feinde der Götter, die Riesen, haben auch die winzigen und zierlichen Mittelwesen, die Zwerge und die Elben, sich der Vergrößerung und Verhäßlichung, der Hinunterzerrung in die Kategorie der Teufel nicht erwehren mögen. Gar mancher Hausgeist und Hauskobold, manch Wichtelmännchen und „Untersberger Mandl“, an dem nur etwa die Enten- oder Ziegenfüße die geisterhafte Natur verrieten, hat sich das hübsche rote Hausköppchen durch die häßlichen Teufelshörner ersetzen lassen müssen. —

Von den oberen Göttern und Göttinnen endlich ist zu sagen, daß jede dieser Himmlischen mit Namen oder Gestalt, Waffe oder Gerät, Begleitier oder anderem äußerlichen Attribut, meist aber auch mit inneren Charakterzügen den mittelalterlichen Teufel germanischer und romanischer Völker ausgestattet hat; sogar der Vertreter des denkbar schroffsten Gegensatzes zu dem König der Finsternis, der lichte Frühlings- und Sonnengott Baldur selbst, hat sich als mittel- und oberdeutscher „Phol“ die Dämonisierung gefallen lassen müssen. — —

Am reichlichsten aber haben begreiflicherweise die beiden obersten Götter der Germanen, haben Donar und Wodan Eigenschaften und Attribute zur Gestaltung des Teufels abgeben müssen; sie waren einerseits aus dem Leben und den Vorstellungen des deutschen Bauern, Kriegers, Jägers am schwierigsten zu entfernen, und andererseits mußten sie den Priestern als der Dämonen Oberste gelten.

Dem Gott des Blitzes war die rote Farbe heilig: darum erscheinen heute noch auf unserer Bühne Mephisto und Samiel in roter Tracht, darum gelten rote Tiere, Pflanzen, Beeren, ja auch rothaarige Menschen heute noch dem Volke als dämonisch. Das dem Gott der Kultur geweihte Tier war die Ziege, weil sie gleichsam die äußersten Vorposten menschlicher Siedlungen auf den unwirtbaren Felsgebirgen ausstellt; es ist aber bekannt, daß der Teufel nicht nur gern auf einem Bock reitet, daß er selbst Bockshörner, Bocksbart, Bocksschweif, Bocksklauen trägt, ja daß er ganz und gar in Gestalt eines schwarzen Bockes zu erscheinen liebt, so daß die Hexen auf dem Blocksberg und manche Sekten von Ketzern, welche man des Teufelskultus bezichtigte, auf der Folter darüber befragt wurden und oft geständig aussagten, daß sie den „schwarzen Bock“ geküßt oder angebetet. Die Waffe des Donnergottes ist der Hammer; der Teufel aber heißt euphemistisch „Meister Hämmerlein“. — — Die Erbstücke aber aus dem Nachlaß unseres obersten Gottes, Wodans, welche der Teufel geholt hat, sind so mannigfaltig, daß wir uns hier nur auf ein Inventar der wichtigsten einlassen können, ohne Vollständigkeit irgend anzustreben. Schon in der äußeren Erscheinung gleicht der Teufel, namentlich wie er in den Akten der Hexenprozesse geschildert wird, dem Götterkönig zum Verwechseln. Er trägt des Gottes Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, den langen blauschwarzen, reichfaltigen Mantel um die Schultern geschlagen, und „Junker Wöden“ ist einäugig — das andere Auge ruht als Pfand, von Wodan eingesetzt, in Mimirs Brunnen.

Die dem Gott des Schlachtfeldes geheiligten Tiere sind der Leichenwolf und der Walrabe, bekanntlich aber sind Wolf und Rabe die häufigsten Begleiter, Boten oder auch Inkarnationen des Satans; ein „Hellwolf“ geistert auf der Dorfstraße um Mitternacht, und ein krächzender Rabe sitzt auf der Schulter des Albertus Magnus oder des Erfinders des Schießpulvers, Berthold Schwarz, oder der Buchdruckerkunst, Johann Fust, oder des bibelübersetzenden Luthers; es ist Hugin, Odins Gedanke, der auf seiner Schulter sitzend ihm Weisheit ins Ohr raunt.

Der Teufel ist auch, wie männiglich bekannt, der Anführer des wilden Heeres, der wilden Jagd, und alle seine Waidgesellen sind der Hölle verfallen; der

wilde Jäger aber ist kein anderer als Wodan, der König der Lüfte, der zur Zeit der Wintersonnenwende die Holzweiblein jagt, das heißt der Sturm, der in jenen Nächten die Bäume im Walde knickt; man entgeht dem wilden Jäger, wenn man ein Feldkreuz umklammert; an dem Zeichen des Christentums bricht sich des Heidengottes und des Teufels Gewalt. (Felix Dahn, Bausteine, 1879/84.)

GERMANISCHE SCHLACHTORDNUNG

Wie die Phalanx für die Hellenen, wie die Legion für die Römer, so war für die Germanen der Keil altnationale Schlachtordnung. Und wie noch Vegetius meinte, die Legion schein von einem Gotte erfunden zu sein, so berichtet noch der im 12. Jahrhundert lebende Saxo Grammaticus, daß es Odin selbst gewesen sei, welcher in grauer Urzeit dem Könige Hadding an der Norwegischen Küste gewiesen habe, sein Heer in keilförmiger Ordnung aufzustellen: in der ersten Reihe der Angriffsmasse zwei Mann, in der zweiten vier, in der dritten acht und so fort, bis sich zuletzt die Bogenschützen und Schleuderer anzuschließen gehabt hätten. — Dieselbe Sage erzählt er übrigens nachher noch einmal von dem Dänenkönige Harald.

War es ein wesentlicher Vorzug der dorischen und makedonischen Phalanx und nicht minder der römischen Manipular- und Kohortenlegion, daß sich diese taktischen Formen in unmittelbarer Wechselwirkung befanden mit den sozialen und politischen Gruppierungen der betreffenden Völker, so stand auch die innere Anordnung des germanischen Keiles in engen Beziehungen zur Gliederung des Volkes. — Alle taktischen Formen sind nur bedingungsweise gut oder schlecht zu nennen. Durch den moralischen Gehalt und Einfluß des Nationalcharakters können auch die Mängel solcher Formen, soweit sie eben diesem Charakter entsprechen, ausgeglichen, ja zu Vorzügen erhoben werden, während die geistvoll erfundene, aber mit dem Wesen des Volkes nicht harmonisierende Form lähmt und herabstimmt. — Wie bei den Dorern die Enomotien, die geschworenen Kameradschaften, als kräftige Pfeiler innerhalb der lebenden Mauer der Phalanx erscheinen, so bei den Germanen die Familien und Geschlechtsgenossenschaften, und wie die griechische Phalangentaktik von der Heroenzeit bis zu der der Diadochen die formale Grundlage der gesamten Taktik bleibt, so erhält sich auch der Eberkopf länger als ein Jahrtausend ungeschwächt und ungebrochen als lebendiger Ausdruck des Volkstums auf den Schlachtfeldern der Germanen. In reinsten Keilform, einen einzigen Mann, den Bannerträger Ingo an der Spitze, kämpft König Odos Frankenschaar im Jahre 892 bei Mons Panchei (Montpensier) und noch bei Hastings, also gegen Ende des 11. Jahrhunderts griffen die Angelsachsen im Keile an.

Die uralte Gliederung der Wehrmannen nach Geschlechtern hat sich bei den nördlichen Stämmen der Deutschen sehr lange, bei den Diethmarschen gar bis ins 16. Jahrhundert erhalten. Noch in dieser späten Zeit gliederte dieser Stamm sich nach Geschlechtern, und nach „Schlachten“, welche unter Führung ihres Vormannes in den Kampf zogen. So war es im germanischen Altertume bei allen Stämmen. Innerhalb des Keiles ordnete sich die Mann-

schaft nach Familien und Geschlechtern, und diese wurden zu Hundertschaften zusammengefaßt und nach den Gauen geordnet. Den Familienhäuptern waren die ersten Plätze zugewiesen. — Diese Gliederung, welche für die Waffenmacht eines Volksstammes befolgt wurde, blieb auch maßgebend für die Anordnung großer, aus mehreren Volksstämmen gebildeter Heere. Streng voneinander geschieden, stellten sie sich in selbständigen Schlachtkeilen auf, die sich wechselseitig unterstützten. „Acies per cuneos componitur.“

Das Vertrauen, welches die Deutschen auf den Keilangriff setzten, war so groß, daß sie sich lange Zeit mit einem Treffen begnügten. Erst die wiederholten Niederlagen, welche ihnen das römische Treffensystem bereitete, bestimmten sie endlich zur Anordnung einer Reserve.

Hinter der Schlachtordnung und nicht zu entfernt von ihr fuhr die Wagenburg auf, sowohl zur Rückendeckung als zur Verhinderung der Flucht. Auf den Wagen standen als Kampfzeugen die Frauen und Kinder der Krieger. Ihr Zuruf hallte in den Kampf; sie verbanden und erquickten die Verwundeten.

Die Heerführer scheinen schon in der ältesten Zeit beritten gewesen zu sein. Sie hielten dem Volke vor der Schlacht eine Anrede, und nachdem dann die Ordnung vollendet, begann der Gesang der Streiter: Heldenlieder von kräftigem Rhythmus; endlich im Augenblicke des Kampfbeginnes stimmten die Deutschen den „Barditus“ (Barritus) den Schlachtgesang an, der mit leisem Summen einsetzte, sich aber nach und nach zu so gewaltiger und stürmischer Kraft steigerte, daß Ammianus Marcellinus den Barditus mit dem Tosen einer Brandung an felsiger Küste vergleicht. Dabei hielten die Krieger ihre Schilde vor den Mund, damit der Ton durch das Anprallen um so kräftiger und voller schwellte, und aus der Art des so sich ergebenden Klanges wähten sie eine Vorbedeutung für den Kampfausgang herauszuhören.

Das Gefecht wurde von Bognern und Schleuderern begonnen; demnächst nahmen es die Gerschützen auf, und nun kam der Keil heran. Er versuchte entweder den Einbruch mit den langen Speißen, worauf dann das Handgemenge mit Streitaxt, Hammer und Frame folgte, oder er benutzte einen Teil dieser Kurzwaffen unmittelbar vor dem Einbruche zum Wurf. — Beim Angriffe mit den langen Speißen starteten durchschnittlich fünf bis sieben Pikenspitzen auf jeden Mann der Front in den Feind hinein, und für die Spitze des Keils stellte sich das Verhältnis noch weit günstiger.

Beim Gefechte mit den für den Nachwurf bestimmten Waffen sprang der Kämpfer dem Ango, der Frame, dem Hammer nach, so daß er fast gleichzeitig mit der geschleuderten Waffe bei dem Getroffenen ankam. War dessen Schild nicht zertrümmert, so suchte man ihn mittelst der steckengebliebenen Waffe zu erfassen und niederzureißen.

Der germanische Eberkopf gewährte dieselben Vorzüge wie die dorische Phalanx: große mechanische Geschlossenheit und Stoßkraft. Seine innere Gliederung nach Gauen und Geschlechtern fügte eine moralische Geschlossenheit hinzu, welche namentlich das Handgemenge begünstigte. Der Einbruch in den Feind galt den Germanen als der höchste Inbegriff der Kriegskunst, und sie strebten ihn sogar da ohne Wahl und Zögern an, wo sie sich strate-

gisch in der Defensive befanden. Und das mit Recht; denn die Form ihrer Angriffskolonnen beruhte auf einem Fundamentalgrundsatz aller Kriegsführung: Auf dem Prinzip der Konzentration überwiegender Streitkräfte auf den Punkt des Angriffs. Zugleich aber huldigten die Germanen damit auch dem wichtigen Grundsatz: die Initiative zu ergreifen, dem Gegner das Gesetz zu geben. — Das erste Treffen der römischen Schlachtlinie vermochte denn auch in der Tat dem Stoße des Eberkopfes nur sehr selten zu widerstehen. Wirksame Hilfe lag aber für die Römer in der systematischen Wechselwirkung ihrer Treffen, so lange dieses echt römische Prinzip aufrecht erhalten und verstanden wurde. Als aber seit dem 2. Jahrhundert das moralische Element der römischen Heere schwächer wurde und das geordnete Zusammenwirken der einzelnen Heeresteile nicht mehr in alter Weise stattfand, da brachte die Siegfraft der germanischen Keilkolonnen das offensive Element der römischen Legionarordnung zum Erlöschen, und die teutonische Jugendkraft überwand am Ende das greise Rom. (Max Jähns, Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens, 1880.)

MEISTER UND KNABEN

Weil die Könige jung sind, bedürfen sie des Rates der Erfahrenen. Den Jungen, „Tumben“ (Unerfahrenen), stehen die Alten und Weisen zur Seite. Jener eingeborene, blinde Trieb, welchem die siegreich entscheidende Kraft zugetraut wird, muß durch Erfahrung und Besonnenheit gepflegt, behütet, auf das Ziel gerichtet werden. Dieses ist das Amt des Meisters; er ist der Retter des ausgesetzten Heldenkindes, Nährvater des Verwaisten, Waffenlehrer, Führer zur ersten Schlacht, kundiger, vielgereister Wegweiser zu Land und Meer, unzertrennlicher Berater, Warner, Beschirmer. Hiebei mag ein Verhältnis zugrunde liegen, welches in den nordischen Sagen sich deutlicher herausstellt als in den unsrigen. Knaben werden frühzeitig, oft von dem Vater selbst, in das Haus eines andern Mannes zur Pflege und Erziehung gegeben. Odin und Freia selbst siedeln sich wohl in einsamen Gegenden an, um Erdensöhne groß zu ziehen. Der Zögling tritt in die Genossenschaft des Pflegehauses; ein enges Band, dem der Blutsgemeinschaft gleichkommend, verknüpft ihn nicht bloß dem Pflegevater, sondern auch dessen miterzogenen Söhnen, den Pflegebrüdern. Auf solche Weise sind auch die Söhne unserer Meister den jungen Königen mit derselben aufopfernden Treue zugetan, wie die väterlichen Meister selbst. (Ludwig Uhland, Vorlesungen, 1829/32.)

ADEL UND GEMEINWESEN

Tief wurzelte im germanischen Gemüt der Glaube, daß mit dem Blute die Eigenschaften des Körpers und der Seele fortgepflanzt würden. Höher ehrte man daher die Nachkommen hervorragender Männer, gerechter Richter, tapferer Heerführer, und erklärte umgekehrt gern persönliche Vorzüge durch edle, von der Sage bis zu den Göttern hinaufgeführte Abstammung. Gern nahm das Volk seine Richter und Heerführer aus den Söhnen derer, die es

ruhmvoll geleitet, und hielt erst, wenn unter ihnen kein Tauglicher sich fand — bei den einfachen Anforderungen jener Zeit gewiß ein seltener Fall — unter den anderen Volksgenossen Umschau. In unmittelbarer Wechselwirkung gab das neue Amt neue Gelegenheit zur Ausgleichung, neue Macht, neuen Glanz der Familie. Mit der eintretenden Ungleichheit des Besitzes kam der Reichtum zur Macht und aus der Macht folgte größerer Reichtum. Auch der Besitz aber vererbte sich im Geschlecht. So mußten denn notwendig in den freien Volksgenossenschaften der Germanen Geschlechter sich bilden, welche als erste des Volkes alle Richter und Heerführer, vielleicht auch die Priester gaben, welche ein höheres Ansehen genossen, deren Abstammung die Sage mit besonderem Glanz verknüpfte, dem zuzugehören Vorzug und Ehre war. Edel, das heißt volksgeschlechtig, war zwar an sich jeder Freie, aber man sah nun einzelne Geschlechter als edler an, man betrachtete endlich nur noch die ersten Geschlechter des Volkes als vorzugsweise edel, als geschlechtig κατ' ἔξοχὴν. Rechtsvorzüge knüpften sich daran zunächst nicht, nur eine höhere Ehre und eine vorzugsweise Befähigung zur Herrschaft gab der Adel. Kaum daß zu Tacitus' Zeit eine bestimmte Grenze die edlen und die nur freien Geschlechter schied; wie jener mehr, dieser minder tapfer oder beredt, so wurde jener mehr, dieser minder adlig genannt. Die genossenschaftliche Verfassung war also damit nicht durchbrochen.

Aber im Laufe der Zeit tritt eine ständische Abschließung ein. Eine geschlossene Zahl von Geschlechtern stellt sich als allein fest, kein neues vermag mehr aus dem Dunkel zu gleichem Glanz emporzusteigen. Durch das Herkommen werden aus faktischen Vorzügen Vorrechte im öffentlichen und privaten Recht, der Adel wird endlich innerhalb der Volksgenossenschaft eine besondere, ein eigenes Standesrecht entwickelnde Standesgenossenschaft, und die alte Volksgenossenschaft ist aus einer einheitlichen zu einer zweigliedrigen Genossenschaft geworden. Auch hierbei aber bleibt die genossenschaftliche Grundlage bestehen; Edle und Freie sind, sofern sie Volksgenossen sind, gleich, und jene sind nur überdies Standesgenossen infolge einer ihnen vom Volke selbst gespendeten höheren Ehre, eines ihnen durch das Volksrecht selbst gewährten besonderen Rechtskreises.

Erst als dieser alte Volksadel (der sogenannte Uradel) dem Königtum erlag, indem nur das königliche Geschlecht auf die Dauer adlig im alten Sinne bleiben konnte, aller übrige Adel aber in dem Begriffe des Dienstadels, dessen Vorzug auf der vom König gespendeten Ehre beruhte, unterging, trat die Idee des Adels in einen direkten Gegensatz zu der Idee der genossenschaftlichen Grundlage des Gemeinwesens. (Otto von Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht, 1868.)

KIMBRER UND TEUTONEN

Die Nation, welche von dem Tage, an welchem sie zuerst in das helle Licht der Geschichte tritt, einen Wandermut zeigt und eine Freude an den kühnen Fahrten in die Fremde wie keine andere, hat auch vorher nicht ganz unbekümmert um die übrige Welt auf altem Erbe gesessen. Sogar in politische Verbindung mit den Hellenen waren germanische Stämme schon vor dem

Kimbrerkriege gekommen. Die makedonischen Könige hatten ein Bündnis mit dem gotischen Stamme der Bastarner gesucht, und ein Zusammenstoß der Römer mit germanischen Soldtruppen des Philipp und Perseus war nur durch den schnellen Sturz des makedonischen Reiches verhindert worden. Den Römern aber waren bis zum Jahre 113 v. Chr. die Völker fremd, welche ihre Erben werden sollten.

In diesem Jahre überschreiten ungeheure Schwärme eines fremden Volkes die Grenze der Taurischer im heutigen Kärnten. Der römische Konsul Papirius Carbo eilt mit seinem Heer nach Norden, besetzt die Alpenpässe und verbietet den Fremden den Aufenthalt, weil die Einwohner Gastfreunde der Römer seien. Die Fremden entschuldigen sich, sie haben nicht gewußt, daß die Eingeborenen unter römischem Schutze stehen, und sie sind bereit, das Land wieder zu verlassen. Das Abkommen wird geschlossen, der Römer aber gibt dem Heerzug täuschende Boten mit, welche ihn auf Umwegen in einen Hinterhalt locken; dort überfällt sie der Konsul bei Noreja in Kärnten. Der erste feindliche Zusammenstoß der Römer und Germanen wird durch Schurkerei eines Römers herbeigeführt. Aber bei dieser ersten Schlacht schleudern auch die Götter der beiden Nationen ihre Blitze in den Kampf der Männer. Ein Gewitter verkündet nach Germanenglauben den Zorn der Himmlischen; wenn unheilbedeutender Hagel auf die Schilde schmettert, ziemt dem Menschen den Kampf abzubrechen. Dieser Zufall rettet die geschlagenen Römer vor Vernichtung. Die Germanen aber weichen trotz ihrem Sieg aus dem römischen Schutzland nach Gallien.

Nach dieser ersten Begegnung erfuhren die Römer Näheres von der drohenden Gefahr. Die Fremden werden bald Kimbrer, bald Teutonen genannt; ihre Zahl ist unermesslich, sie wird auf 300 000 Häupter geschätzt, auch diese Menge soll noch unter der Wirklichkeit sein, sie führen Weib und Kind auf gedeckten Wagen mit sich, dazu Rosse, Jochvieh und Hunde; sie berichten, daß sie aus dem fernen Norden herangekommen sind, wo noch ein Teil ihres Stammes wohne, jahrelang sind sie gewandert, im Winter haben sie unter fremden Völkern gerastet und sich geschlagen, in guter Jahreszeit sind sie weiter gezogen. Sie waren, wie es scheint, zuerst mit den Bojern in Böhmen zu Kampf und Genossenschaft gekommen, und Keltenhaufen hatten sich ihnen angeschlossen, aber dem Kern nach waren sie ein fremdes Volk.

Vier Jahre lang hausen sie in Gallien, ohne die römische Grenze zu verletzen. Hier tritt ihnen im Jahre 109 ein zweites römisches Heer entgegen, wieder um gallische Gastfreunde zu schützen. Die Kimbrer suchen nicht den Kampf, sie senden zu Konsul Silanus und bitten dringend, ihnen Land anzuweisen, sie wollen dafür den Römern Kriegsdienste tun. Der Konsul aber zieht ihnen sofort entgegen und greift sie an, er verliert die Schlacht, sein Lager, sein Heer; der Weg nach Italien steht den Germanen offen, in Rom herrscht großer Schrecken. Dennoch brechen die Fremden nicht in römisches Gebiet ein, sondern sie senden eine Gesandtschaft an den Senat und wiederholen die Bitte um Landanweisung; auch als diese verweigert wird, achten sie die römische Grenze und wenden ihre Waffen gegen keltische Gaue. Wieder vergingen vier Jahre, drei große römische Heere standen im römischen Gallien

am Rhone. Das erste Heer unter Marcus Aurelius Scaurus lagerte, so scheint es, außerhalb des römischen Gebietes: er wurde gänzlich geschlagen und als Gefangener vom Kimbrerkönig in der Versammlung niedergestoßen, im Zorn oder zur Abwendung eines bösen Omens, weil er vor den Germanen die Römer unbesiegbar genannt hatte. Zum Führer des andern Heeres sandten jetzt die siegreichen Germanen aufs neue eine Botschaft, zum dritten Male suchten sie den Frieden, baten um Land und um Saatkorn, der hochfahrende Servilius Cäpio aber fügte den Gesandten solche Schmach zu, daß sie kaum mit dem Leben davorkamen. Da taten die Germanen nach heimischem Brauch ihr schweres Schlachtgelübde, alles im feindlichen Heer den Göttern zu senden, wenn diese den Sieg verliehen. Am nächsten Tage stürmten sie bei Arausio das befestigte Lager des Konsuls und vernichteten gleich darauf in einer neuen Schlacht auch das dritte römische Heer unter Cnejus Mallius. 120 000 römische Krieger und Troßleute sollen in diesen Schlachten geblieben, nur zehn Mann entronnen sein. Was von Römern nicht im Kampfe fiel, wurde den Göttern getötet, alle Rosse erstochen, alle Rüstungen zerschlagen, alle Kriegsbeute, alles Gold und Silber des römischen Lagers zu Hauf getragen und tief in den Rhonestrom versenkt. Aber während Rom zitterte und die verweichlichten Stadtleute in die Schiffe stürzten, um aus Italien zu fliehen, wandten sich die Sieger zum dritten Male abwärts gegen die streitbaren Völkerschaften der Pyrenäen und der Belgen. Die Römer gewannen zwei Jahre Zeit, den panischen Schrecken zu überwinden und neuen Heeren unter Marius die feste Kriegszucht einzuüben. Endlich im Jahre 102 kamen die Germanen wieder dem römischen Lande nahe, diesmal mit dem Entschluß, in Italien einzubrechen. Da ereilte sie ihr Geschick. In zwei Heeren suchten sie den Weg. Aber Marius vernichtete bei Aquä Sextiä das Heer der Teutonen und Ambronen. Heiß war die Schlacht, hinter den Germanen riefen ihre Frauen mahnend zum tapferen Kampfe, und ihre Kinder paukten heftig auf das Lederfell der Wagen und erregten ein donnerndes Getöse, die Götter zu mahnen, daß sie hilfreich herabschauten. Die Männer fielen oder wurden gefangen, die Frauen setzten den Kampf fort und sandten dem Römer eine Botschaft, sie wollten sich ergeben, wenn man ihre Ehre schone und sie zu Dienerinnen der Vesta mache. Als das verweigert ward, töteten sie ihre Kinder und sich selbst. Unterdes waren die Kimbrer über die Alpen in das italische Gebiet hinabgestiegen, hatten im Etschtale ein römisches Heer zurückgeschlagen, das fruchtbare Land in Besitz genommen und in Germanenweise aufgeteilt. Ruhig saßen sie hier ein Jahr lang und warteten, ob man wagen werde, sie herauszufordern. Noch ein Jahr genossen sie den milden Himmel des Wunderlandes, zu dem schon oft verlockende Schilderungen ihren Wunsch erregt haben mochten. Da nahten die römischen Heere. Die Kimbrer zogen dem Feind entgegen und sandten nach heimischer Kämpferart dem Marius das höfliche Gesuch, Zeit und Ort der Walstatt zu bestimmen. Marius wählte den nächsten Tag und die raudische Ebene, wußte aber das Heer der Kimbrer zu überraschen, bevor es geordnet war, und erfocht mit seinem Kollegen Catulus einen glänzenden Sieg. Wieder kämpften die Frauen der Germanen, als die Männer gefallen oder gefangen waren, lange trieben sie die anstür-

menden Männer von der Wagenburg ab. Dann erstachen und erdrosselten sie die Kinder und einander, schlangen das Leitseil um den Hals und peitschten die Rosse, richteten die Deichseln der Wagen auf und hingen sich daran. „Unzählig war die Menge der Frauen, welche sich selbst töteten“, sagt der römische Bericht.

Man beachte wohl den Verlauf dieses Germanenzuges. Die Deutschen fürchten nicht die Kriegsmacht der Römer, denn sie schlagen ein Heer nach dem andern, und bewundernd sprechen die Römer es aus, daß diese Fremden Furcht gar nicht kannten. Aber sie scheuen doch das menschenreiche Gebiet des kriegsstarke Volkes, nicht der Sieg verlockt sie, nicht die Beute, lange nicht die Genüsse des Südens. Das ist nicht die Laune wilder Barbarenhaufen, und nicht das unstäte Treiben plündernder Räuber, sondern die Erwägung Land suchender Auswanderer. Sie wollen keinen Krieg auf Tod und Leben, vielmehr ruhige Selbsthaftigkeit, und sie wissen, daß in Italien ohne den guten Willen der Römer für sie genügender Ackergrund nicht zu finden ist. Immer wieder erbitten sie diesen, dreimal abgewiesen bestehen sie noch auf ihrem Willen, stierköpfig und mit treuherziger Einfalt. Erst nach elf Jahren unsicheren Lagerns entschließen sie sich, das Land von dem römischen Volk zu ertrotzen. Auch jetzt begnügen sich die Scharen, welche in Italien eindringen, mit der Weise gewaltsamer Ansiedelungen, wie sie unter Germanen und Kelten bräuchlich war, sie besetzen einen Landstrich am Po, teilen die Äcker und wahrscheinlich die Bebauung und fangen an, sich häuslich einzurichten, als herrische Pflüger und Säer. Das Saatkorn, welches sie in Gallien von dem Servilier erbeten hatten, nehmen sie zuletzt von den römischen Untertanen, und meinen den Streit über das besetzte Land durch einen Völkerzweikampf in vereinbarter Schlacht zu beenden.

Die gefangenen Knaben der Germanen empörten sich, als sie erwachsen waren, gegen ihre römischen Herren; im Kriege des Spartakus sanken sie gegen die Legionen dahin, das Schwert in der Faust, reihenweis, alle die Todeswunde vorn in der Brust. Der Teil des Kimbrevolkes aber, welcher in den alten Sitzen zwischen Nord- und Ostsee sitzen geblieben war, fühlte sich durch den großen Götterfluch geschlagen und zahlte mit ehrlichem deutschem Gewissen seine Buße. Er sandte dem Kaiser Augustus den heiligen Braukessel, über welchem einst die Ausgezogenen das Reisegelübde abgelegt, als Sühne, und ließ den Großneffen des Marius um Verzeihung bitten, daß vor hundert Jahren die Stammgenossen den Römern ein großes Unrecht zugefügt. Augustus rühmte sich dieser Gesandtschaft unter den Großtaten seines Lebens, welche er vor seinem Abscheiden niederschrieb, damit die Nachwelt auf ehernen Tafeln davon lese. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1867.)

EINDRUCK DER GERMANEN AUF DIE RÖMER

Wohl ahnte der Römer seit den Kimbrenkriegen, daß Germanen die Bezwingen des weltbeherrschenden Roms sein könnten. In den Berichten über diesen ersten Einbruch ist Schreck, Grauen und widerwillige Bewunderung zu fast poetischen Farben gemischt. Daß hier ein großartiges und sehr eigentümliches

Volkstum zum Kampf gegen die alternde, antike Welt herausforderte, wurde allgemein empfunden. Und dies Gefühl der Scheu und des Schreckens verloren die Römer seitdem nicht, wie oft sie auch über germanische Heere siegten. Dieselbe unbestimmte Furcht lauerte hinter ihrer Freude, wenn sie gefangene Fürsten der Deutschen im Triumph aufführten, wenn ihr Fuß auf römischer Türschwelle an einen berauschten deutschen Trabanten ihres Kaisers stieß, wenn die deutschen Gefangenen im Amphitheater einander niedermetzelten, wenn die kaiserliche Staatskunst Germanenhäuptlinge bestach, verderbte und mit Herrengewalt absetzte. Vier Jahrhunderte vergingen, in denen der Germane dem Bürger der weltbeherrschenden Stadt alltäglich und vertraut wurde. Immer aber haftete in den Seelen der Römer etwas von dem überwältigenden Eindruck, den die Fremden zuerst in den Jahren des Marius gemacht hatten. Nicht nur das Stadtvolk von Rom starrte nach dem Geschlecht der fremden Riesen. In unablässiger Sorge hing auch die Blicke des römischen Staatsmannes an der Nordgrenze des Reiches, dort drohten zwischen einzelnen unfruchtbaren Siegen die größten Niederlagen, die ärgsten Demütigungen, eine nie endende Gefahr von Menschen, welche überreich hatten, was die besten der Römer schmerzlich an ihrem Volke vermißten.

Was dem Italiker auffiel, war zunächst die Naturgewalt des fremden Volkes: die hohen Leiber, das blonde Haar, die weiße Haut mit dem milden Rot der Wangen, der scharfe und trotzige Blick der blauen Augen. Mit Wohlgefallen sah der Römer auf die kräftigen Züge des deutschen Antlitzes, er fand nichts Nationales darin, was seinen Schönheitssinn abstieß, wie zum Beispiel die Ziegenaugen in den einförmigen Gesichtern der Perser. Daß germanische Stättlichkeit auch von dem modischen Rom gewürdigt wurde, beweisen die Versuche römischer Damen, sich ein deutsches Aussehen zu geben durch blonde Perücken, deren Haar aus Deutschland zugeführt wurde, und durch Benutzung der rötlich färbenden Haaröle und Seifen, womit die Krieger der Germanen ihr langes Haar vor der Schlacht strahlten. So schön erschien der jugendliche Leib der Deutschen dem Südländer, daß der Christenglaube den Boten des Herrn, den Engeln und einigen Heiligen germanischen Typus verlieh. Als der römische Stadtpräfekt, welcher später Papst Gregor I. wurde, auf dem Sklavenmarkt Knaben aus Angeln aufgestellt sah, welche ein Händler importiert hatte, frug er vor den blonden Locken, den weißen Leibern und holden Kindergesichtern: „Woher sind sie zugebracht?“ „Von der Insel Britannien, dort sehen die Menschen so aus.“ Wieder frug er: „Sind die Leute dort Christen oder Heiden?“ Man sagte ihm: „Sie sind Heiden.“ Da seufzte er tief und rief: „Wehe, daß der Geist der Finsternis Menschen umfängt, die solch strahlendes Antlitz haben; lieblich sind die Locken ihrer Stirn und doch entbehrt ihre Seele der ewigen Huld. Wie heißt ihr Volk?“ — Man versetzte: „Sie werden Angeln genannt!“ — Und er rief: „Mit gutem Fug, denn sie haben ein Engelsangesicht und sollten Miterben der Engel im Himmel sein.“ Darauf ging er zum Papst und bat diesen, den Angeln einige Diener des Wortes zu senden, und erbot sich selbst zu dem Werk. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1867.)

DIE GERMANEN IM RÖMISCHEN REICH

Die Germanen waren Roms grimmigste Feinde und seine besten Freunde. Es ist ein wunderbarer Gegensatz, wie nur die reiche germanische Natur mit ihren Vorzügen, Schwächen und scheinbaren Widersprüchen ihn zeigen konnte. Rom war den Deutschen das ideale Zentrum, nach dessen Herrlichkeiten ihre Sehnsucht sie unablässig drängte. Sie äußerten diesen Trieb auf die furchtbarste und die friedfertigste Weise. Sie raubten unbarmherzig und unersättlich die Reichtümer des Imperiums; sie metzelten seine Bürger und seine Heere nieder; sie zeigten dabei eine Verschlagenheit, welche sie als die treulosste aller Nationen in Verruf brachte. Ihr Haß des friedlichen Lebens und Fleißes war berüchtigt, ihre Trägheit auf der Bärenhaut am Herde ein Gegenstand römischer Schilderungen, ihre Kriegswut ein Gegenstand römischen Entsetzens, ihr Stolz wurde als Übermut gebrandmarkt, ihre Freiheit beneidet. Und dieselben Deutschen besorgten fleißig und friedlich den römischen Boden, den ihre eigenen Hände vielleicht soeben verwüstet hatten. Demütig fügten sich die stolzen Krieger unter die harten Bedingungen des Kolonats und unter die Geißel eines strengen Patrons. Sie gaben freiwillig ihre teure, auf heimischem Boden so heroisch verteidigte Freiheit auf, boten ihre Kraft den Anforderungen des römischen Dienstes, ihren Rücken dem Stocke der Centurionen dar. Sie beschützten das Reich gegen ihre blonden Stammesgenossen, gegen ihre eigenen Sippen, Brüder und Väter, von denen sie abgefallen oder durch das Los der Kriegsgefangenschaft gerissen waren, mit einer hingebenden Treue und Tapferkeit; sie dienten den Kaisern, deren Waffen sie soeben bekämpft und empfunden hatten, mit einer Aufrichtigkeit, daß man sie, die verschlagensten aller Menschen, sehr bald den feigeren und treuloserer Römern in den wichtigsten römischen Lebensverhältnissen vorzog. Ihre fortwährenden Einbrüche verursachten und vergrößerten nicht zum geringsten Teil das Zusammensinken des Reiches. Sie bemerkten fast immer dessen innere Erschütterungen, und nutzten sie rüstig aus, während sie seine vorübergehende Befestigung sogleich in ihren fernsten Gebirgen und Wäldern empfanden. Und gerade die Deutschen halfen dieses feindliche, anlockende Reich immer wieder neu befestigen, soweit dies noch möglich war. Rom zitterte vor den Germanen und konnte nicht mehr ohne sie leben. Es zog sie freundlich zu sich herüber, pflegte sie auf jede Weise, unterwarf sich ihnen unter dem durchsichtigen Schein, sie unterworfen zu haben, haßte, verachtete und bewunderte sie, und wurde doch endlich, gerade von den aufgenommenen Germanen, vernichtet. — —

Constantin der Erste war es, der ihnen eine höhere Bedeutung einräumte. Wäre Dankbarkeit eine Tugend dieses herzlosen, aber fein und großartig kalkulierenden Monarchen gewesen, so könnte man auch sie unter seine Gründe zählen. Constantin verdankte den Germanen soviel wie Alles: auf die erste und auf jede höhere Stufe seiner Macht hoben ihn die Germanen. Als sein Vater, Constantius der Blasse, zu York gestorben war, hatte Constantin nach dem Thronfolgesystem Diokletians keine Aussicht auf das Diadem. Der Alamannenkönig Croch, welcher an der Spitze einer zahlreichen Schar

aus diesem Volke einen Dienstvertrag mit dem hingeschiedenen Kaiser eingegangen war, regte seine Deutschen an und bewog die römischen Legionen, Constantin zum Augustus zu proklamieren. Vorzüglich durch germanische Truppen besiegte der Imperator seinen heidnischen Gegner Maxentius und konnte die Freiheit des Christentums bis an die Grenzen Asiens durchsetzen. Im entscheidenden Kriege gegen Licinius war es der Franke Bonit gewesen, der ihm unschätzbare Dienste geleistet. Constantin setzte die germanischen Ansiedlungen seiner Vorgänger fort; sogar das gesamte Volk der Vandalen wurde in den Reichsverband aufgenommen: ein Schritt von solcher Größe, wie noch kein römischer Herrscher seit Augustus ihn gewagt. Aber Constantin tat mehr: den Germanen waren höhere Ämter und Würden bisher vom Stolz und vielleicht von der Besorgnis der Römer versagt worden. Der kühne, weitschauende Neuerer hatte diese Vorurteile nicht; er benutzte die Kraft und Klugheit der Germanen, wie den Einfluß der unbeugsam scheinenden christlichen Hierarchie für seinen Thron und das gesamte Staatswesen. Er scheute sich nicht, die blonden Fremdlinge zu den höchsten Großwürdenträgern des Reiches zu machen. Sogar die Rutenbündel und golddurchwirkte Aoga der Konsuln, das Vornehmste, was der Römer nach althergebrachter Anschauung erlangen konnte, das Streben der ehrgeizigsten, reichsten, bedeutendsten Männer, das selbst dem kaiserlichen Purpur noch einen neuen Glanz hinzufügte, blieb seit Constantin den Germanen nicht mehr vorenthalten. Von dieser Zeit an füllen sich die römischen Geschichtsbücher immer dichter mit deutschen Namen. Vorzüglich scheinen es Goten gewesen zu sein, das nächste germanische Volk von Byzanz aus, welche Constantins Huld genießen konnten. Gotischen Königen stellte der Kaiser Bildsäulen im Gebäude der Kurie von Konstantinopel auf. Er überhäufte die Germanen mit Gnaden und Geschenken. In seinem Palaste drängten sich unaufhörlich die Gesandtschaften der verschiedensten Völker zusammen. Jede legte dem weitberühmten Herrscher die köstlichsten Gaben ihres Landes zu Füßen: Goldene Kronen, Diademe mit Juwelen besetzt, „barbarische“ Gewänder von Gold und Blumen durchwirkt, kunstvolle Bogen und Pfeile. Die schönen und kriegerischen Germanen werden es gewesen sein, welche reizende Knaben mit blondem Haar, Pferde, Schild und Lanzen darbrachten. Der Kaiser entließ die Gesandten reicher als sie gekommen waren, und schmückte ihre Vornehmsten mit den Titeln und Insignien der höchsten Würden. Entzückt über diese Huld, in der Aussicht auf fortgesetzte Gnaden, vergaßen die meisten der Heimkehr in ihr unwirtlicheres Vaterland, und blieben als „erlauchte“ und „hochansehnliche“ römische Große in Byzanz. Der kluge Kaiser erreichte durch dies Verfahren eine Ergebenheit des gesamten gotischen Volkes, die sich auf seine ganze Dynastie übertrug, und erlangte treue, tüchtige, tapfere Diener für seinen Thron und das Imperium. (Heinrich Richter, Das weströmische Reich, 1865.)

ATTILA

In den Gegenden zwischen der Donau und der Theiß in einem sehr großen, mit Pfahlwerk umgebenen Dorfe erhob sich, mitten in einem sehr großen Hofe, ein hölzernes, mit vielen Gängen umgebenes Gebäude, die Wohnung

Attila oder Etzels, Königs der Hunnen. Er selbst war von kleiner Statur, hatte einen unverhältnismäßig großen Kopf, tiefliegende kleine Augen, die er stolz umherwarf, sehr viele Leibeskraft, einen Gang und Manieren, welche zeigten, daß er in allem den Gebieter darstelle; wie denn sein liebster Name Godegisel, Geißel Gottes zur Bestrafung der Welt, war. Eben dieser, wenn er jemandem vergab, gedachte des verziehenen Fehlers nie wieder; wer sich unterwarf, den behandelte er mit Güte; er war zur Wohltätigkeit geneigt; Freude herrschte an seiner Tafel, nur er verlor nie den hohen Ernst. Alle von der Wolga bis in Ungarn zerstreuten Stämme der Hunnen und unterworfenen Völker verehrten seine Gebote; er war Herr der Gepiden, Lango-barden, Avaren, Ostgoten, vieler Völker im südlichen Deutschland; der Kaiser Theodosius gab ihm Tribut. Mit siebenmalhunderttausend Mann (alle seine Untertanen waren kriegerische Hirten und Jäger) zog er aus; alle unter ihm, jeder Stamm unter seinem Fürsten; alle Fürsten zitterten vor Attila, das ganze Heer hatte eine Seele, sein Wink bestimmte alle Bewegungen. (Johannes von Müller, Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, 1810.)

DIE REICHE DER GOTEN UND BURGUNDER

Die Führer der Germanen haben geglaubt, daß sich auf ruhigem Wege die weitere Entwicklung der Dinge gestalten, daß das römische Reichsgebiet, nachdem sie es mit ihren Heeren besetzt hätten, friedlich fortan Germanen und Römer zugleich umfassen würde, ja sie hofften wohl gar, durch weise Sorgfalt sich dauernd den Dank der Römer zu gewinnen. „Mögen andere Könige“, schreibt der Ostgote Theoderich, „ihren Ruhm in dem Untergang eroberter Städte suchen, unser Vorsatz ist es, unsern Sieg so zu benutzen, daß die Untertanen nur beklagen sollen, so spät unsere Herrschaft erlangt zu haben“. Die Könige der Germanen ließen sich, um den römischen Stolz nicht zu verletzen, so weit herab, daß sie sich selbst und ihre Völker nur als Fremdlinge bezeichneten, die gastliche Aufnahme im Reiche gesucht und gefunden hätten; sie erkannten zum Teil ausdrücklich ihre Länder nur als untergeordnete Teile des römischen Staates an, den sie nicht als einen neben anderen, sondern als den Staat schlechthin zu betrachten gewohnt waren. Manche von ihnen sahen in dem Kaiser zu Konstantinopel, so wenig sie sich auch von ihm Eingriffe in ihre Rechte gefallen ließen, doch geradezu einen Oberherrn, von dem sie Titel, Ehren und Würden mit nicht geringem Eifer nachsuchten und annahmen.

Die Goten und Burgunder, wie sie einst im Dienstverhältnis zu den Kaisern gestanden und durch Vertrag ihre ersten Niederlassungen im Reich erhalten hatten, haben sich vornehmlich eines solchen Gefühls der Abhängigkeit vom römischen Staatsleben niemals entschlagen, und dies hat sogar auf die Bildung ihrer Herrschaften einen verhängnisvollen Einfluß geübt. „Euch gehört mein Reich“ — schrieb der Burgunderkönig Siegismund an den Kaiser Anastasius — „und Euch zu dienen gewährt mir größere Befriedigung als zu herrschen. Wenn wir auch zu regieren scheinen, so glauben wir doch dazu keinen anderen Beruf zu haben, als den Eure Beamten besitzen; ihr

verwaltet durch uns nur die entlegenen Gebiete Eurer Herrschaft, und unser Land gehört zu Eurem Reich.“ An denselben Kaiser Anastasius erklärte einst der Ostgote Theoderich: Es sei nicht genug, daß zwischen dem Abendreich — er meint damit seine Herrschaft — und dem morgenländischen Kaisertum nur ein äußerlich gutes Vernehmen bestehe; sie müßten vielmehr mit ihrer Macht sich gegenseitig unterstützen, so daß ein Wille und ein Gedanke im ganzen Römerreiche lebe. Auch bezeichnete Theoderich seine Goten wohl als den Kriegerstand des römischen Reichs, und es schien fast, als ob er sich einzig und allein für den Kriegsobersten eines Heeres hielt, dessen fremde Bestandteile in dem Reiche nur deshalb Aufnahme gefunden und Bürgerrecht erhalten hätten, um die Grenzen desselben zu schützen und die innere Ruhe aufrechtzuhalten. „Darin allein“, sagt er einmal, „sind Goten und Römer unterschieden, daß jene die Kriearbeit auf sich nehmen, diese aber in Ruhe und Frieden sich mehr.“

Aber in Wahrheit war kein innerer Zusammenhang zwischen der germanischen und römischen Welt, und in den neubegründeten Herrschaften selbst bestanden die größten inneren Gegensätze, welche sich nicht leicht friedlich ausgleichen ließen. Zwei Bevölkerungen wohnten in ihnen nebeneinander, nicht allein mit verschiedenen Sprachen, Sitten und Lebensgewohnheiten, mehr oder minder kastenartig abgeschlossen — selbst Familienverbindungen unter ihnen waren gesetzlich verboten oder wurden doch mindestens sehr selten geschlossen —, sondern beide hatten überdies ihr gesondertes Recht, verschiedene bürgerliche Einrichtungen und spalteten sich endlich, was am schwersten in das Gewicht fiel, in ihrem Glauben und in ihrem kirchlichen Leben. —

Unhaltbar war der Zustand der meisten germanischen Reiche, wenn es nicht gelang, eine engere Verbindung der germanischen Könige herbeizuführen, um durch dieselbe eine Einheit der abendländischen Welt herzustellen und dann mit vereinten Kräften das Römertum in der Unterwürfigkeit der Germanen zu erhalten. Hierauf hat Theoderich mit unendlicher Ausdauer sein Streben gerichtet und es die undankbare Aufgabe seines Lebens sein lassen, die deutschen Fürsten unter seiner Leitung zu einigen. Er hielt sich vor allem zu diesem Zwecke berufen, einmal weil er im Besitze Roms und Italiens stand, dann aber, weil er, vom Kaiser Zeno (wir wissen nicht in welchem Sinne und unter welchen Umständen) als Sohn adoptiert, sich kaiserlichen Geschlechts meinte rühmen zu können. Hierdurch glaubte er einen Vorrang vor den anderen deutschen Fürsten zu besitzen und suchte sie für die Anerkennung desselben auf alle Weise zu gewinnen, indem er mit den einen Verträge schloß, die anderen durch Verschwägerung sich enger verband; selbst die noch heidnischen Thüringer, welche im Innern der deutschen Länder ihre Herrschaft von der Elbe bis zur Donau ausgedehnt hatten, bestrebte er sich in seinen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen.

Theoderich war der erste große Friedensfürst der Germanen, und in ihm erkennen wir jenen weisen Dietrich von Bern, dessen hohe und ernste Gestalt in der Sage von einem Geschlechte zum andern fortlebt. Aber so hochherzig seine Absichten waren, scheiterte doch der germanische Staatenbund an den kühn aufstrebenden Frankenkönigen, und auch die prächtige Blüte, zu der

Italien unter Theoderichs weiser Herrschaft gediehen war, zerfiel nur allzubald. Nach seinem Tode zeigten sich sogleich deutliche Spuren, wie innerlich schwach und gebrechlich auch dieses Reich war, welches eine Zeitlang den anderen germanischen vorgeleuchtet hatte. (Wilhelm Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 1855.)

VÖLKERWANDERUNG UND BYZANZ

Wie wenig überhaupt die Völkerwanderung im ganzen dem, was doch die Grundlage aller Kultur ist, dem Anbau und dem physischen Wohlstande des Landes, nachteilig gewesen sei, davon läßt sich ein auffallender Beweis anführen. Mit sichtbarer Kraft sehen wir jedes römische Land, sowie es unter deutsche Herrschaft kommt, von neuem aufleben, dagegen die Provinzen, die von den Deutschen wieder an die Griechen kamen, wie Afrika und Italien, erst das ganze, dann wenigstens der größere Teil desselben, sogleich wieder in einen Zustand namenloser Schwäche und allgemeinen Elends versinken. — „Nicht die Barbaren,“ sagt ein geistvoller Geschichtsforscher, „die Römer selbst haben Italien zugrunde gerichtet.“ — „Nach dem Kriege der Goten und der Griechen“, so redet eben derselbe in einer andern Stelle, „traf Italien endlich das härteste Schicksal, eine Provinz des byzantinischen Reiches zu werden“. Und ferner: „So roh die Lombarden, so war doch der Zustand des griechischen Italiens, das zusehends ärmer und entvölkerter ward, ungleich zerrütteter als der des lombardischen.“ —

Die Geschichte des griechischen Kaisertums ist überhaupt die beste Apologie der deutschen Nationen und der ganzen Völkerwanderung. Wie kann man glauben, daß die Völkerwanderung ein Unglück für die Menschheit, daß sie der Kultur nachteilig gewesen sei, wenn man die Geschichte von Italien, Spanien, Frankreich, England oder auch von Deutschland selbst vom fünften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wenn man diese eigentümliche Nationalentwicklung, die Fülle von Leben, diese Regsamkeit und Tätigkeit, die bald auch in Handel und Gewerbe, in Künsten und Wissenschaften in den genannten Ländern sich offenbart hat, mit der traurigen Einförmigkeit der Geschichte des byzantinischen Reiches vergleicht, das wir kraftlos und elend, entartet, ohne wahres Leben ein ganzes Jahrtausend lang seinem endlichen Tode entgegenschmachten sehen! Und in einem Stücke war doch der Vorteil in Beziehung auf Geistesbildung ganz auf Seiten der byzantinischen Griechen in Vergleich mit den Abendländern. So wie die alten Griechen in allen Zweigen der Gelehrsamkeit und Literatur über die Römer eine entschiedene Überlegenheit gehabt hätten, so war auch der in der Hauptstadt des byzantinischen Reiches versammelte, von der Vorzeit ererbte Schatz von Kenntnissen ungleich größer, als irgendeiner im Abendlande gefunden werden mochte. Aber nur in der Hauptstadt waren jene Kenntnisse aufgehäuft; die Provinzen befanden sich in einem Zustande unbeschreiblicher Barbarei, und ein toter Schatz blieb es, von dem sie selbst keinen Gebrauch zu machen wußten. Wie ganz andere herrliche Früchte trug das ungleich geringere Erbteil der römischen Literatur, wie es die Deutschen in Rom und in den Provinzen vorgefunden hatten,

bei den abendländischen Völkern! Selbst der tote Schatz der griechischen Kenntnisse ward erst dann wieder lebendig wirkend, als er, von dem starken Geist des reif gewordenen Mittelalters ergriffen, bei der Zerstörung des griechischen Kaisertums über den fruchtbaren Boden des freien Abendlandes ausgestreut ward. (Friedrich Schlegel, Über die neuere Geschichte, 1811.)

VERFALL ROMS

Mit dem Untergange des gotischen Reiches beginnt der Zerfall der antiken Gestalt Italiens und Roms. Die Gesetze, die Denkmäler, selbst die geschichtlichen Erinnerungen sinken in Vergessenheit. Die Tempel stürzen ein. Das Kapitol erhebt noch auf seinem öden Hügel eine verlassene Wunderwelt von Prachtmonumenten des größten Staates der geschichtlichen Menschheit. Der Kaiserpalast, noch in seinen Hauptmassen unzerstört, ein riesiges Labyrinth von Hallen und Höfen, von Tempeln und tausend kunstvollen Räumen, die vom feinsten Marmor strahlen und noch hier und da mit golddurchwirkten Teppichen bekleidet sind, zerfällt und wird zu einer geisterhaft ausgestorbenen Burg. Nur in einem kleinen Teile des Palatiums wohnt der byzantinische Dux, ein Eunuch vom Hofe des griechischen Kaisers, oder ein halbasiatischer General, mit seinen Schreibern, Dienern und Wachen. Die Prachtfora der Cäsaren und des römischen Volkes veröden und werden sagenhaft. Die Theater und der große Cirkus Maximus, wo die Wagenspiele, die liebste und letzte Ergötzung der Römer, nicht mehr gefeiert werden, füllen sich mit Schutt und Gras. Das Amphitheater des Titus steht unerschüttert, aber seiner Zierden beraubt; die unermeßlichen Thermen der Kaiserzeit, von keiner Wasserleitung mehr versorgt und nicht mehr in Gebrauch, gleichen in der Wildnis verfallenen Städten, welche der Epheu zu umspinnen beginnt. Die kostbare Marmorbekleidung ihrer Wände stürzt herunter, oder sie wird gewaltsam abgerissen, und die musivischen Fußböden lösen sich. Noch stehen in schön gemalten Hallen antike Badesessel von lichthem oder dunklem Stein, und prächtige Wannen von Porphyr oder von orientalischem Alabaster; die Priester Roms holen diese wie jene nach und nach, damit sie in den Sanktuarien ihrer Kirchen als Bischofsstühle dienen, in der Konfession die Gebeine irgendeines Heiligen aufnehmen, oder in der Taufkapelle als Becken verwandt werden. Aber ihrer manche und viele Statuen bleiben verlassen stehen, bis sie das einstürzende Gemäuer erschlägt oder der Schutt für Jahrhunderte begräbt.

Der menschliche Geist ist unfähig, sich in die Seele des Römers aus der Zeit des Narses zu versetzen und nachzuempfinden, was er empfand, wenn er das verwitternde Rom durchwanderte und die weltberühmten Werke des Altertums, alle die zahllosen Tempel, Triumphbogen, Theater, Säulen oder Standbilder zugrunde gehen, oder schon hingestürzt liegen sah. Die Verödung Roms nach der epochemachenden Katastrophe unter Totila, in der ersten Zeit der byzantinischen Herrschaft, als sich das an Zahl geringe Volk, von Hungersnot und Pest gezeißelt und vom Schwert der Langobarden bedroht, in der weiten Stadt der Cäsaren verlor, zu schildern, mag sich die Phantasie

bemühen, doch ihr wird die Kraft versagen, ein so furchtbares Nachtgemälde darzustellen. Rom verpuppte sich zugleich und verklösterte sich auf seltsame Weise. Die Metropole der Welt wurde eine geistliche Stadt, worin Priester und Mönche rastlos Kirchen und Klöster bauten und das ganze städtische Leben beherrschten. Aber das bürgerliche Volk der Römer, jeder politischen Kraft beraubt, tief herabgekommen, ein Haufe moralischer Ruinen, scheint in den Trümmern des großen Altertums einen Schlaf von Jahrhunderten zu schlafen, bis es im 8. Jahrhundert durch die Stimme des Papstes zu neuer Tätigkeit erweckt wird. (Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 1859—73.)

CHRISTENTUM UND KIRCHE

CHRISTLICHE ARTUNG

Der plastische Sinn der Hellenen erlosch in dem Christentum. Dem Griechen war die reale Welt Gott; dem Christen muß, damit er Gott finde, die reale Welt untergehen. Während das gebildete Heidentum die Erscheinung des Lebens durch die Idee des Göttlichen verklärte, wollte das Christentum durch den Glanz des Göttlichen jede irdische Erscheinung verdunkeln. Durch diese neue Offenbarung einer höheren und wahrhaft göttlichen Religion veränderte die Erde ihre Gestalt; das Leben ward zum Tode, der Tod zum Leben; die irdische Natur erblaßte vor dem Glanze des Himmels, und der Geist, in die Betrachtung des Unendlichen und Gestaltlosen versenkt, floh, was nur immer dem Körper angehörte, als Befleckung und Sünde. Es war nicht mehr die Bestimmung des Menschen, sich seines Daseins auf Erden zu freuen, sondern des höheren, aber verscherzten Vaterlandes eingedenk, über die irdischen Fesseln zu trauern, die ihn in dem Kerker seines Leibes zurückhielten. Jetzt erschien also die Form, auch in ihrer vollendeten Schönheit, doch nur als eine Scheidewand der Erkenntnis des unendlich Vollkommenen, zu dessen Vereinigung, als dem Gegenstande unablässiger Sehnsucht, das Zerfallen dieser irdischen Schranken führte. Aus der Form erstand die unendliche Schönheit; aus dem Staube des Grabes blühten die Blumen des Paradieses auf; durch den Triumphbogen der Särge zog der entfesselte Kämpfer in sein wirkliches Vaterland ein. Unter den Einflüssen einer so geistigen Religion — und wie mächtig der Einfluß in früherer Zeit gewirkt, ist bekannt — konnte die an strenge Formen gebundene Kunst nicht mehr gedeihen. Die Musik, als die geistige Dolmetscherin des Unaussprechlichen, und am wenigsten, wie es schien, durch irdische Banden gefesselt, stieg über alle anderen Künste hinauf; die Poesie aber mußte sich umgestalten, und in die Unendlichkeit der Mystik versenkt, nahm sie die Gefühle in Anspruch und strebte, in neuen Tönen das unbegrenzte Verlangen nach dem Heiligsten, das ungesättigte Staunen über das Unbegreifliche, die tiefe Verachtung des Irdischen, das Entzücken der Anbetung und die Zerknirschung der Reue auszusprechen. Der bildenden Kunst wäre hier gar keine Stelle mehr übriggeblieben, wenn die Schwäche der Menschheit den schmalen und steilen Pfad zu dem Ewigen hätte verfolgen können, den ihr die Heiligkeit der gottbegeisterten Väter der ersten Kirche vorzeichnete. Indessen behauptete der menschliche Sinn auch hier seine Rechte, und die Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion kam dem natürlichen Verlangen der Menschen, die Sehnsucht durch die Gestalt des Ersehnten zu täuschen, einigermaßen zustatten. Doch mußte die Kunst, um sich in dieser neuen Welt anzubauen, sich nach neuen Gesetzen fügen. Nach Schönheit ausschließlich zu trachten, wäre profan gewesen. Das Ziel der christlichen Kunst mußte Belehrung und Bedeutsamkeit sein; und da die Malerei dieses Ziel leichter und vollkommener erreichen kann, als die Plastik, und da sie überdies durch geistigere Mittel wirkt, so wurde

sie schon darum die begünstigte Gefährtin des sich allmählich verkörpernden Christentums.

Es hat sich aber auch ferner mit dem Christentum und durch dasselbe die Verfassung der Völker auf eine der bildenden Kunst nicht durchaus günstige Weise verändert. Die sichtbare Gemeinde der Bürgerstaaten hat sich in eine geistige und unsichtbare aufgelöst; die Sorge für die Erhaltung des Ganzen ist in die Hände einiger Wenigen gelegt; vertrauensvoll überläßt der Bürger die Verwaltung des Staates dem ihm von Gott gesetzten Herrn und verfolgt, der öffentlichen Sorge entbunden, seine Neigung oder sein Geschäft. Wie also dort das Interesse des öffentlichen Lebens, so wird hier das Interesse der Häuslichkeit herrschend sein. Überdies bringt die größere Ausdehnung unserer Staaten, der Gang der Geschäfte, die veränderte Art unserer Bildung, Trennung der einzelnen Kräfte, Widerstände hervor, und damit sich das Ganze in eine Spitze inniger vereinige, muß das einzelne sorgfältiger geschieden sein. (Friedr. Jacobs, Über den Reichtum der Griechen an plastischen Kunstwerken, 1810.)

GERMANISCHES CHRISTENTUM

Von den Einwirkungen des Christentums auf die neuen Germanenstaaten weiß die politische Geschichte viel zu erzählen. In dem Gemüt des Volkes sah der Glaube freilich anders aus als in den heiligen Schriften, und er behielt den germanischen Zusatz bis tief in das Mittelalter, einiges davon bis zur Gegenwart. Es waren Völker von jugendlicher Kraft, die gerade ihre wildeste Heldenzeit durchlebten. Der gekreuzigte Christus war kein Gedanke, der ihnen vertraulich sein konnte, und auffallend tritt dieses Bild, das später die Lieblingsvorstellung der Kirche wurde, in der ersten Hälfte des Mittelalters zurück. Der neue Sohn Allvaters, der Eingeborene ist der jugendliche, leuchtende Held, der gegen Sünde, böse Geister und die Hölle siegreich gekämpft hat und gleichen Kampf von seinen Getreuen fordert. Er ist der Herr, die Apostel und Heiligen seine schnellen Degen, seine Engel fliegen im Federhemd daher, seine Herrschaft ist ein großes Königreich. Der Herr ist der große Schatzspender und er teilt reichlich an seine Getreuen; er sitzt in der Himmelsburg auf seinem Stuhle und sieht auf die Menschenherde herab. Der Bekenner ist sein Mann, ihm durch Treuschwur verpflichtet. Aber die Pflicht ist gegenseitig, der Herr hat seinen Getreuen auf dieser Erde Gutes zu gewähren, in jenem Leben aber ewiges Glück. Wenn das Christentum in der Kirchensprache die heilbringende Lehre genannt wird, so wurde das Heil von Geistlichen und Laien nicht nur als Aufnahme in das Reich Gottes nach dem Tode gefaßt, sondern auch als eine kräftige Förderung des irdischen Wohls, vor allem der Unversehrbarkeit im Kampfe und als Sieg über die Feinde. Auf dieser Grundanschauung von dem Verhältnis des Christen zu seinem Gott, der bald als Gottvater, bald als Gottsohn gefaßt wird, ruht die ganze Frömmigkeit des Volkes; dieselbe Auffassung ist aus Sage und Poesie überall zu erkennen, bei den Angelsachsen, im niederdeutschen Heliand, bei Otfried, sogar noch im dreizehnten Jahrhundert. Dort ist zum Beispiel in einem Gedicht

„Die Warnung“ der Herr Christus ein Wirt, der einen Streit kämpft; viele der Seinen lagen tot, aber er gewinnt den Sieg; er selbst ist wund, seine Ritter zerhauen, die Narben sind zu schauen an den guten Knechten, die für ihn fochten, damit sie in seiner Heimat Gemach hätten. Jetzt sitzen sie in seiner Burg, ruhen aus und pflegen sich; verschlossen ist das Burgtor; wer den Streit nicht mitfocht muß draußen bleiben. Da kommt der einfältige Spielmann, der nichts Nützes versteht und mit Gemach in das Himmelreich will: „Herr, Herr, laß mich ein; ich gehöre zu deinem Gesinde, ich will bei dir bleiben, mich hat die Welt vergessen, mich jagt große Bedrängnis, ich fürchte den grimmen Tod.“ Der Herr aber sagt: „Ich kenne dich nicht; die meine Schlachten kämpfen, von denen will ich keinen vergessen, du bist meines Friedens unwert.“ Das Verhältnis des Gefolges zu seinem Herrn war den Germanen immer noch das heiligste Treuverhältnis; noch immer wurde gefordert, daß der Mann für den Milden, der Krieger aus dem Gefolge für seinen Schatzgeber das Leben einsetzte. Von solchem Gesichtspunkt wurde auch der Tod des herrlichen Königs aufgefaßt; als Held war er für die andern gestorben. Was Pflicht des Gesindes gewesen wäre, das hatte hier der Herr zuerst für sein Gesinde getan. Das rührte und erhob; ein so guter Herr war er, und das vermochte alle Liebe und Hingabe nicht wett zu machen. Ähnliches fühlte sogar der furchtbare Chlodovech, denn als er im weißen Gewande eines Katechumenen vor dem Taufbecken stand und von den Leiden Christi hörte, rief er hingerissen aus: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte das Unrecht, das man an ihm geübt, gerochen.“ Der geistliche Erzähler freut sich dieser frommen Worte und fügt bewundernd hinzu: „Hierdurch erwies er seinen Glauben und bewährte, daß er ein wahrer Christ sei.“ Dem Gefolgemann Christi war gestattet, bei dem Herrn um besondere Gunst zu werben, wo er deren bedurfte; das tat er durch Gebet und Fasten und durch Geschenke, das heißt Gott wohlgefällige Spenden und Werke. Das Gebet der Germanen zeigt von ältester Zeit bis zur Gegenwart, wie naiv das Volk sich das Bild seines Gottes hergerichtet hatte. „Hilf mir aus der Not, lieber Herr, so will ich dir eine Kirche bauen und einen Priester dazu bestellen.“ „Himmlicher Gott, mache, daß mein Verfolger in drei Tagen nicht so weit zu Schiffe fährt, als ich in einem gefahren bin, und ich will allen ihren Wunsch gewähren, die mich in deinem Namen um etwas bitten.“ Die Gebete waren aber nicht gleich; das eine war kräftiger als das andere; wohlgefügt und schicklich mußte man den guten Gott bitten, und es gab Gebete, denen er in gewissem Fall lieber lauschte. Deshalb erhielten Gebetformeln hohe Wichtigkeit; sie wurden gesucht und sorglich bewahrt, genau so, wie früher die heidnischen Runenlieder, zuweilen mit diesen zu einer kräftigen Verschwörung verbunden.

Der Christengott ist gütig gegen seine Getreuen, aber ebensosicher straft er auch die untreuen Knechte, und untreu ist, wer Böses tut. Schwer ist dem Menschen gut zu sein, und bei jedem Unheil, das ihm widerfährt, hat er anzunehmen, daß es Strafe für begangenes Unrecht sei. Auch dann ist der Herr nicht unerbittlich, außer in wenigen schweren Fällen, welche die Kirche allmählich als Todsünden aufstellte, die aber weder im Kirchenbrauch, noch

weniger vom Volke immer so gefaßt wurden. Bei sehr beschwerlichem Gewissen hatte der Mensch eine außergewöhnliche Anstrengung zu machen, die Huld des Herrn wieder zu gewinnen durch Bußübungen und außerordentliche Spenden. Als der Frankenkönigin Fredegunde im Jahre 580 zwei liebe Kinder schwer erkrankten, holte sie die Rollen, auf denen die neue harte Steuer verzeichnet war, aus ihrem Schatz, verbrannte sie und mahnte ihren Gemahl zu demselben Geldopfer. Ein großer Teil der Kirchen und geistlichen Stiftungen verdankt demselben Bedürfnis des deutschen Mannes, seinen ungnädigen Gefolgeherrn sich zu versöhnen, die Entstehung.

Durch Frömmigkeit erwarb man Geltung vor den Augen des Königs; aber sein Reich war groß, er hatte auf viele Bitten zu hören; wer sich als kleiner Mann fühlte unter seinen Getreuen, und demütig sollte das jeder, und wer bemerkte, daß er durch sein stilles Dringen nichts zu erreichen vermochte, der mußte sich an die Mächtigen im Gottesreich wenden, an die Apostel, die Mutter des Herrn, oder an die Heiligen, deren Rang im Himmel durch die Kirche bestätigt war, zuletzt auch an fromme Geistliche und Laien. Diese hatte er als seine Fürbitter zu werben. Denn die Beschlüsse des Herrn kann man im einzelnen Falle wohl beeinflussen, und die Bitte seiner Häuptlinge kann viel bei ihm durchsetzen. Den Großen des Himmels naht man am besten in ihren Heiligtümern, denn da weilen sie am liebsten und hören am deutlichsten. Der fromme Bischof Aravatus zu Tongern wollte durch Wachen und Fasten den Einfall der Hunnen in Gallien wegbitten, weil dieses ungläubige Volk der Gnade des Herrn doch gänzlich unwert sei; aber der „Geist“ sagte ihm, daß sein Gebet wegen der Missetaten seines Volkes, dem Gott diese Strafen bestimmt habe, nicht erhört werden könne. Da beschloß er, den Herrn stärker durch einen Fürsprecher anzuflehen, er zog nach Rom zum Grabe des Apostels Petrus, enthielt sich mehrere Tage jeder Speise und flehte unablässig zu dem Herzog der Kirche. Endlich erhielt er durch Erleuchtung die Antwort, die Sache sei vom Herrn unabänderlich beschlossen, aber der Bischof selbst solle die Leiden des Landes nicht sehen und vorher in den Himmel kommen. Glücklicher war der fromme Diakon Stephanus in Metz; er bat bei demselben Hunneneinfall die Apostel Petrus und Paulus, die Stadt, wenigstens aber sein Bethaus, vor der Zerstörung zu schützen, und in einem Gesicht traten die Apostel vor ihn und verkündeten: „Die Stadt zu retten ist uns nicht mehr möglich, denn die Befehle des göttlichen Willens sind bereits erteilt, aber dein Bethaus soll unversehrt bleiben.“ Und als in demselben Feldzuge das Weib des römischen Feldherrn Aetius Tag und Nacht in der Apostelkirche Roms zu den Füßen des Himmels flehte, daß sie den Gatten wieder gesund in die Arme schließen dürfe, da sah ein armer Mann, der vom Weine trunken in einem Winkel der Kirche eingeschlafen war und in der Nacht aufwachte, daß alle Kerzen der Kirche flammten, und mit Zittern auf dem Boden kauern, erblickte er zwei Männer, die einander ehrerbietig grüßten und nach ihrem Befinden fragten. Dann sagte der ältere — Petrus —: „Nicht mehr kann ich die Tränen ansehen, die das Weib des Aetius weint. Ich soll ihren Gemahl heil aus dem Kriege zurückführen, obgleich in Gottes Rat etwas anderes beschlossen war. Aber ich habe doch diese Gnade seinem

Leben durchgesetzt und gehe jetzt zu ihm, um ihn lebend herzuleiten. Wer aber diese Worte gehört hat, der hüte sich, Gottes Geheimnisse zu verraten, sonst wird ihn schnell ein Unglück treffen.“ Der arme Mann konnte nicht schweigen: Seine Strafe war, daß er erblindete. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1867.)

CHRISTLICHES SCHICKSAL

Die neue Welt ist unter einem andern Gesetz und einem andern Gott gebildet als die alte. Aus dem Gefühl eines erniedrigten und kümmerlichen Geschlechts sah der Mensch in ihr nach einem andern Leben nach diesem hin und nach einem Gott außer der Natur. Es mußte also zwischen diesem Menschen und der Natur, die seine Natur gewesen war, eine Trennung erfolgen. Er fing an, das Herrliche zu verachten, was er hatte, um sich etwas Herrlicheres zu träumen, was er glaubte. Der höchste Trieb, der nun Welttrieb werden sollte, riß ihn unwiderstehlich weg von der Erde und ihren Genüssen, aber der unschuldige irdische Instinkt war aus der Jugendwelt noch mächtig da und zog mit seinen süßen Lockungen selbst das alternde Menschengeschlecht wieder zum alten Naturgenuß zurück. Dies gab Kampf zwischen Himmel und Erde, und im Streit hat mein Geschlecht gelebt seit der Herrschaft des Christentums auf Erden. Aber schwer war die irdische Masse und tief darein verwachsen das vom Äther stammende Göttervolk. Manches Jahrhundert arbeitete und zuchtmeisterte der Geist, aber das süße Gesetz der Schwere riß oft irdisch nieder, was er himmlisch baute, und er mußte seine Arbeit von vorn anfangen. Doch endlich war der Kampf durchgekämpft, der physischen Stärke ward weniger, und der Sieg schien da zu sein. Aber mit der Stärke ist auch die Schnellkraft dahin; entkörpert genug sind die Sterblichen, aber sie sind selbst den geistigen Flügeln zu leicht geworden, denn ohne Schwerpunkt gelingt kein Flug. Ich will ein Gleichnis sprechen, was es erklärt. Ein unheilbares Übel ist dir durch die Lebensäfte bis in das innerste Mark gedungen, du kommst zu mir, dem Arzt; ich verspreche dir Hilfe und heile wirklich das Übel aus, aber die Mittel sind so drastisch, daß auch das Mark mit ausgesogen und ausgeschwitzt ist. Du bist dieses Übels genesen, aber die alte Gesundheit kommt nimmer wieder. Gerade so weit hat der Geist die Zeitgenossen gebracht. Nach langem Kampf und tausend Rückfällen sind sie endlich der Natur entfremdet und aus ihrer süßen Gemeinschaft ausgeschieden, die irdische Kraft hat sie verlassen, wie sie Antäus verließ, als er in den Armen des Göttersohnes zwischen Himmel und Erde erwürgt ward, aber zu sich, zu seinem lichten Äther, hat der Erhabene sie noch nicht hinaufheben können. So weiden sie nun kümmerlich ohne Genuß und Begierde auf der Erde, die einst ihre milde Mutter war und ihnen nun nicht mehr angehört, und sehen lechzend nach dem Himmel auf, an welchen sie nur mit der Sehnsucht reichen, den zu erfliegen ihnen aber der Mut fehlt. So steht das Geschlecht der Jetztlebenden arm, ohne Unschuld und ohne Geist, zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel. Es ist der Anfang des Fegefeuers der Welt, denn nur durch Flammen geht man zum Licht und zu den Göttern empor. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit, 1806.)

GENIUS DES MITTELALTERS

Welch eine wunderseltame Zeit ist nicht dies Mittelalter, wie glühte nicht in ihm die Erde liebeswarm und lebenstrunken auf; wie waren die Völker nicht kräftige junge Stämme noch, nichts Welkes, nichts Kränkelndes, alles saftig frisch und voll, alle Pulse rege schlagend, alle Quellen rasch aufsprudelnd, alles bis in die Extreme hin lebendig! Der Norden hatte früher seine kalten Stürme ausgesendet, wie Schneegestöber hatten die mitternächtlichen Nationen über den Süden sich hingegossen, dunkel zog sich um die bleiche Sonne her, da ging der Erdgeist zur tiefen Behausung nieder, da, wo in gewölbter Halle das Zentralfeuer brennt, und legte sich, während außen die Orkane heulten, zum Schlafe nieder; die Erde aber erstarrte, als wäre sie zum Magnetberge geworden, und es wollten nicht mehr die Lebensquellen in den Adern rinnen, und der Blumenflor des Altertums verwelkte, und die Zugvögel suchten an den Wendekreisen eine wärmere Sonne auf. Aber die Fluten hatten sich verlaufen, die Stürme hatten ausgetobt, der Schnee war weggeschmolzen, wie die lauen Winde wiederkehrten, und war befruchtend in die Erde eingedrungen; der Archeus war, geweckt von dem harmonischen Zusammenklänge der Gestirne, wieder hervorgegangen und hatte das Leben mit hinaufgebracht in unendlich vielen jungen Knospen und Keimen; und es brauste in allem Geäder wieder, und die Totenkälte war gewichen und der Winterschauer und des Frostes starre Herbigkeit, und es war ein ahndend Sehnen in dem Gemüte aller Dinge und ein freudig sinnend Verlangen in allem Irdischen, als das Mittelalter begann. Ein großer Erdenfrühling war über den Weltteil ausgebreitet; der schöne Garten in Griechenland, das zweite Paradies, war wohl zerstört, und bald trat ein Cherub mit dem Flammenschwert, von Mohammed ausgesendet, vor den Eingang hin; die Paläste der Römerstadt waren wohl geschleift und der große Turm umgeworfen, der aller Völker Sprachen verbinden sollte: aber der ganze weite Weltteil, der wüst gelegen hatte und verwildert, während jene Kunstgärten blühten, war nun auch wegsam und zugänglich und angepflanzt worden, und eine Blütenwolke hing berauschend über der weiten Welt, und die Moose sandten oben ihre Düfte dem schwebenden Frühling zu, wie unten die Orangen zu ihm aufdufteten; in dem Meere von Wohlgeruch aber schwebte die Poesie wie über dem Chaos Eros und bildete Kunstgestalten aus dem Aroma und dem Farbenglanz. Und die alten Götter waren gestorben, wie das Laub gefallen war, und wie Grabeshügel lagen die Schutthaufen ihrer Tempel weit umher, und über Tod und Grab erhaben und über Endlichkeit und Zeitlichkeit war siegreich ein anderer Gott hervorgegangen; er hatte den letzten Atem der Sterbenden aufgeatmet, und alle irdischen Lichter waren in seinem Glanz zerronnen, und das Leben war zu seiner ersten Quelle zurückgegangen; wie es aber durchbrach durch des Grabes Nacht und glorreich gegen Himmel fuhr, da brachte es die neue Zeit aus der Tiefe mit herauf, Elysium und die Unterwelt entwichen von der Erde, die keinen Raum mehr für sie hatte, und die schöne, freudige, alte Sinnlichkeit war nun gebrochen, und die Freundschaft des Menschen mit den Elementen aufgehoben, es war Feind-

schaft zwischen ihm und der Natur geworden, und er sollte der Schlange den Kopf zertreten. Denn es waren andere Geister in ihm aufgelodert, die das Irdische verzehren wollten, um Höheres zu erlangen, und hohl von innen aufgerieben, schwand die irdische Natur in sich zusammen; die plastische Fülle magerte mißgestaltet ab, aber auf den Ruinen der irdischen Herrlichkeit wandelten die freudigen Geister, die das Werk der eigenen Hinopferung vollbracht, die sich selbst, ihr Leibliches und alle Lust der Welt dem Ewigen zur Sühne hingeschlachtet und triumphierend nun über den Gluten des Scheiterhaufens schwebten, auf den sie selbst freiwillig sich hingelegt.

So hatte der Funken, den der alte Prometheus vom Himmel in der Ferula hinweggenommen, des Stengels Mark verzehrt und wollte nun, leise um die Asche flatternd, sich wieder von der Fessel reißen, in die ihn der Titan gelegt, und wiederkehren zu der Heimat, der ihn die übermütige Kraft entführt. Das war der Genius, den die neue Religion in die Welt geboren, und er traf nicht auf ein ermattetes Geschlecht; lebendige Sinne hatten diese Menschen, um das Sinnliche zu genießen, und es galt schweren Kampf zwischen den beiden Welten, bis die höhere siegte. Und das eben macht die Zeiten so unendlich interessant und rührend, diese starken Naturen, demütig, fromm und hingegeben dem Heiligen, zu sehen: denn es ist kein erfreulicher Anblick, wenn die Ohnmacht und die Schwäche gebeugt in kraftloser Andacht verschwimmen; aber wenn die Stärke sich selber zwingt, wenn das Kolossale den Nacken von Erz und die geharnischten Knie beugt, wenn die Gewalten, die berufen sind, aufrecht und stolz wie Götter über die Erde hinzugehen, freiwillig dem Unsichtbaren ohne Heuchelei sich neigen, dann ist's ein freudiger Triumph der Idealität im Menschen und ein schöner Sieg des Göttlichen. So war starker, rascher Heldensinn in dieser Zeit; mitten in dem Feudal-system hatte der Geist der antiken Freiheit sich noch erhalten, und die Freien in einem Rittertume sich fortgepflanzt, und die ganze Kernhaftigkeit der alten Zeit ruhte auf diesen Rittern, die ganze wilde Kraft der Leidenschaft trieb die rohen, in sich ungezügeltten Gemüter, und ausgleichend und beschwichtigend und glühend schwebte dann die Religion über dem Toben und beschwor den Sturm und führte Ebenmaß zurück und Ruhe in die brausende Gärung. (Joseph von Görres, Nachwort zu den Volksbüchern, 1807.)

ROMANTISCHES BILD DER CHRISTENHEIT

Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Erdteil bewohnte; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches. — Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. — Eine zahlreiche Zunft, zu der jedermann den Zutritt hatte, stand unmittelbar unter demselben und vollführte seine Winke und strebte mit Eifer, seine wohlthätige Macht zu befestigen. Jedes Glied dieser Gesellschaft wurde allenthalben geehrt, und wenn die gemeinen Leute Trost oder Hilfe, Schutz oder Rat bei ihm suchten und gerne dafür seine mannigfaltigen Bedürfnisse reichlich versorgten, so

fand es auch bei den Mächtigeren Schutz, Ansehen und Gehör, und alle pflegten diese auserwählten, mit wunderbaren Kräften ausgerüsteten Männer wie Kinder des Himmels, deren Gegenwart und Zuneigung mannigfachen Segen verbreitete. Kindliches Zutrauen knüpfte die Menschen an ihre Verkündigungen. — Wie heiter konnte jedermann sein irdisches Tagewerk vollbringen, da ihm durch diese heiligen Menschen eine sichere Zukunft bereitet und jeder Fehltritt durch sie vergeben, jede mißfarbige Stelle des Lebens durch sie ausgelöscht und geklärt wurde! Sie waren die erfahrenen Steuerleute auf dem großen unbekanntten Meere, in deren Obhut man alle Stürme geringschätzen und zuversichtlich auf eine sichere Gelangung und Landung an der Küste der eigentlichen vaterländischen Welt rechnen durfte.

Die wildesten, gefräßigsten Neigungen mußten der Ehrfurcht und dem Gehorsam gegen ihre Worte weichen. Friede ging von ihnen aus. — Sie predigten nichts als Liebe zu der heiligen, wunderschönen Frau der Christenheit, die, mit göttlichen Kräften versehen, jeden Gläubigen aus den schrecklichsten Gefahren zu retten bereit war. Sie erzählten von längst verstorbenen, himmlischen Menschen, die durch Anhänglichkeit und Treue an jene selige Mutter und ihr himmlisches, freundliches Kind die Versuchung der irdischen Welt bestanden, zu göttlichen Ehren gelangt und nun schützende, wohlthätige Mächte ihrer lebenden Brüder, willige Helfer in der Not, Vertreter menschlicher Gebrechen und wirksame Freunde der Menschheit am himmlischen Throne geworden waren. Mit welcher Heiterkeit verließ man die schönen Versammlungen in den geheimnisvollen Kirchen, die mit ermunternden Bildern geschmückt, mit süßen Düften erfüllt und von heiliger, erhebender Musik belebt waren! In ihnen wurden die geweihten Reste ehemaliger gottesfürchtiger Menschen dankbar in köstlichen Behältnissen aufbewahrt. Und an ihnen offenbarte sich die göttliche Güte und Allmacht, die mächtige Wohlthätigkeit dieser glücklichen Frommen durch herrliche Wunder und Zeichen. So bewahren liebende Seelen Locken oder Schriftzüge ihrer verstorbenen Geliebten und nähren die süße Glut damit bis an den wiedervereinigenden Tod. Man sammelte mit inniger Sorgfalt überall, was diesen geliebten Seelen angehört hatte, und jeder pries sich glücklich, der eine so tröstliche Reliquie erhalten oder nur berühren konnte. Hin und wieder schien sich die himmlische Gnade vorzüglich auf ein seltsames Bild oder einen Grabhügel niedergelassen zu haben. Dorthin strömten aus allen Gegenden Menschen mit schönen Gaben und brachten himmlische Gegengeschenke, Frieden der Seele und Gesundheit des Leibes, zurück.

Emsig suchte diese mächtige, friedentiftende Gesellschaft alle Menschen dieses schönen Glaubens teilhaftig zu machen und sandte ihre Genossen in alle Weltteile, um überall das Evangelium des Lebens zu verkündigen und das Himmelreich zum einzigen Reiche auf dieser Welt zu machen. Mit Recht widersetzte sich das weise Oberhaupt der Kirche frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinns und unzeitigen, gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens. So wehrte er den kühnen Denkern, öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein unbedeutender Wandelstern sei, denn er wußte wohl, daß die Menschen mit der Achtung für ihren

Wohnsitz und ihr irdisches Vaterland auch die Achtung vor der himmlischen Heimat und ihrem Geschlecht verlieren und das eingeschränkte Wissen dem unendlichen Glauben vorziehen und sich gewöhnen würden, alles Große und Wunderwürdige zu verachten und als tote Gesetzwirkung zu betrachten. An seinem Hofe versammelten sich alle klugen und ehrwürdigen Menschen aus Europa. Alle Schätze flossen dahin, das zerstörte Jerusalem hatte sich gerächt, und Rom selbst war Jerusalem, die heilige Residenz der göttlichen Regierung auf Erden, geworden. Fürsten legten ihre Streitigkeiten dem Vater der Christenheit vor, willig ihm ihre Kronen und ihre Herrlichkeit zu Füßen, ja sie achteten es sich zum Ruhm, als Mitglieder dieser hohen Zunft den Abend ihres Lebens in göttlichen Betrachtungen zwischen einsamen Klostermauern zu beschließen. Wie wohlthätig, wie angemessen der innern Natur der Menschen diese Regierung, diese Einrichtung war, zeigte das gewaltige Emporstreben aller andern menschlichen Kräfte, die harmonische Entwicklung aller Anlagen, die ungeheure Höhe, die einzelne Menschen in allen Fächern der Wissenschaften des Lebens und der Künste erreichten, und der überall blühende Handelsverkehr mit geistigen und irdischen Waren in dem Umkreis von Europa und bis in das fernste Indien hinaus. (Novalis, Die Christenheit oder Europa, 1799.)

DIE HÖLLE UND IHRE GEWALTEN

Daß Satans Reich groß und mächtig auf Erden sei, hatte man früher schon verstanden. Was oben am dunkeln Himmel glänzte, blinkte, strahlte, das war den Menschen wohl befreundet und ehrwürdig, aber nicht grauenvoll, schreckhaft; was aber der Erde dunkler Schoß verbarg, was im Erdenbein ihn durchzuckte, was aus geborstenen Rissen dunstig, schwefelflammig, seuchenverbreitend sich ergoß, das war ihnen unheimlich, verdächtig, grausenhaft; da schien ihnen kein Stern herauf, finsterner und immer finsterner wurde die Finsternis, je tiefer sich die Phantasie in den Abgrund hinabversenkte, bis endlich die Geschreckte selbst erstarrte und unten, ganz unten die Nacht in schwarzen Klumpen gerann; und in dem Abgrund, der nimmer des fernen Himmels Morgenrot erreichte, da brannte der Hölle Pfuhl, da lag der Lindwurm mit allen Erdenübeln und schlief, solange der Sonne Licht der Erde Oberfläche bescheint und die Gemeinde gottselig fromm vor den Altären kniet; wenn aber die Nacht die Erde nicht mehr mit Himmelslichte tränkt, wenn der Kerzen Schein am Altar erlischt, wenn der Hölle Reich dann weiter wird und freier, wenn die Lebenden schlafen, die Toten aber wachen und wandeln; dann sendet der grimmige Wurm die junge Brut hinaus auf Raub und Nahrung, und durch die Lüfte streift dann das Gezücht, und die Werke der Finsternis treiben, die treten dann auf den Kreuzwegen in ihren Zauberkreisen mit ihnen in Verkehr, und die ungetümen Kinder der Lüge helfen ihnen Unheil und Böses schaffen. Denn die Fürsten des Himmels, hat man geschlossen, die Sterne, sind an des Astrologen Kreise festgebunden; der Menschen Geist vermag so gleicherweise durch nigromantischen Zauber die Fürsten der Finsternis in gleiche Kreise einzubannen, daß sie ihm Rede

stehen, daß sie die arge, aber übermenschliche Kraft zu seinem Dienst verwenden, daß sie die Geheimnisse und die Schätze der dunkeln Nacht ihm öffnen, daß sie die Naturkräfte ihm dienstbar machen und ihn durch ihre Macht zum Erdenfürsten erheben, dafür, daß er sich selbst und den irdischen Leib ihnen erb- und eigentümlich verschreibt. Das ist daher das Wesen der Magie, ein furchtbarer Bann, der hinunter in der Erde Abgrund reicht, und wenn des Menschen Tun die Schranken des Irdischen verläßt, wenn er in seinem Treiben sich in sich selber scheidet und himmelan die Flamme der frommen Gottseligkeit schlägt und endliche Menschen zu Heiligen des Himmels sich erklären, dann muß in der Scheidung der Gegensatz notwendig sich ebenfalls mit hervordrängen: während die einfältige, schuldlose Gottesfurcht in stiller Hingebung des Himmels Reich gewinnt, muß der kecke, übermütige Trotz der Hölle Pforten stürmen, dort wird irdische Mühseligkeit mit himmlischer Glorie dann vergolten, hier irdische Wohlfahrt mit ewiger Höllenqual gebüßt. Gottlos schwört das Menschenkind den Himmel ab, und mildtätig nimmt die Hölle es dafür zum Heiligen auf. Das war der konsequente Volksglauben der Zeit, die in religiöser Genialität so viele Selige dem Himmelreiche eingeboren hat; er hat auch Faust geboren, der zwar als ein Produkt der jüngeren Zeit erscheint, von dem aber die Propheten der vergangenen Alter wie von einem noch kommenden geweissagt hatten. Ebenso ist hauptsächlich auch von ihm, als die religiöse Genialität in eine poetische sich verlor, jenes neue, unendliche Objekt der Kunst ausgegangen, an dem sie in den neueren Zeiten so vielfältig sich versucht, die Darstellung des Teufels nämlich. Das Zerrissene, Grundböse in plastischen Umrissen, also in Harmonie darzustellen, das durch seine innere falsche Natur immerfort Verzerre zur Ordnung und Einheit zusammenzuzwingen, das Mißverhältnis selbst in Verhältnisse einzuschließen und der absoluten Verlogenheit doch eine Kunstwahrheit zu leihen: das ist die schwer zu lösende Aufgabe, gleichsam als ob man fressendes Gift bereiten sollte in einem Becher, der seine Berührung scheut und davon in Stücke zerspringt. (Joseph von Görres, Nachwort zu den Volksbüchern, 1807.)

KIRCHLICHES LEBEN AM RHEIN

Wie das heilige Reich, so hielt auch die heilige Kirche die weite Spannung des vielgliederten Baues in steter lebendiger Schweben, und wenn ihre innerste Kraft in der Bewahrung des Opfers, in der Darstellung des Geheimnisses gottmenschlicher Sohnschaft lag, ihre zweite in der Lehre vom Weg zum ewigen Heile, so band doch auch ihre dritte, nach außen gewandte, die ordnende Kraft der Erbin Roms, die Länder und Völker in großen Formen der Kirchenverwaltung zusammen, die mit den Reichen wuchsen und sie oft überdauern sollten. Am Rheine also, gleichsam als wollte auch sie die Einheit des Stromes durch ihre großen Ordnungsglieder bewahren und siegeln, lagerte sie die Erzbistümer breit zu beiden Seiten seines Gebietes: Köln reichte von Cambrai bis Minden, Trier von Metz, Toul und Verdun bis weit das Lahntal hinauf, Mainz von Chur bis Halberstadt und Verdun, von Straßburg bis nach Eichstätt und Augsburg hin, nur Besançon mit Basel und Lausanne blieb auf dem

linken Ufer. Die Namen allein erzählen schon die Wirkung dieser Ordnung: über innere Grenzen und Gegensätze hinweg vertieften die Kirchenprovinzen in der Mitte des Reiches die Gemeinschaft der Stämme, Städte und Stände und erhielten dem Rhein am stärksten die gläubigen Kräfte. In seinen Tälern hatten die christlichen Orden ihre ältesten fruchtbaren Siedlungen angelegt, und in ermattenden Zeiten gingen von ihnen die belebenden Neu- und Umgestaltungen aus oder wurden die Rufe der Gottesmänner aus Burgund, Italien und Spanien schnell und feurig aufgenommen. Vor der Bewegung der Klunianzer gab es an Rhein und Maas schon das gleiche Streben nach Erneuerung geistlicher Zucht und drang mit jener vereint nach Osten weiter, in Xanten gründete Norbert den Prämonstratenserorden, rheinische Zisterzienser entsandten neue Gründer nach Brandenburg, Pommern und Siebenbürgen, der deutsche Ritterorden, dessen erste Hochmeister sämtlich vom Rheine stammten, gründete von der Mosel aus das ferne Thorn. Unabsehbar ist die Menge bedeutender Namen, die aus den rheinischen Klöstern und Stiftern kamen: stille Beter und Büßer, Erzieher und Werker, Kanzler und Reichsverweser, Hirten und Fürsten, Papst- und Kaisermacher, wie Papst- und Kaiserstürzer. . . Daß auch die Frauen nicht fehlen, gedenken wir der Herrad, die auf dem Odilienberge den köstlichen Hortus Deliciarum schuf, der heiligen Hildegard, die in Bingen ihre wunderbaren Gedichte und Gesichte schrieb. Alle Künste des Schmuckes wurden hier herrlich gepflegt, von der Buchzier bis zur Wandmalerei, vom Gold- und Edelsteingeschmeide bis zur durchbrochenen Steinzier der Sakramentshäuser; alle Wissenschaften der göttlichen Weisheit fanden hier ihren nährenden Boden: am Niederrhein schrieb spät noch Thomas von Kempen die Nachfolge Christi, von Köln hat die hohe Schule der Scholastik ihren höchsten Aufschwung genommen: Albertus Magnus legte den Grund zum Baue, und Thomas von Aquin saß sieben Jahre am Rhein zu den Füßen des Meisters, bevor er die allumfassenden Gewölbe der Gottesgelehrtheit über die Kirche spannte. Wenn ihre Folger den späteren Geschlechtern als „Dunkelmänner“ erschienen, an denen die Humanisten die ätzenden Pfeile ihres Spottes übten, so ist doch wichtiger, daß längst schon in den Reihen der rheinischen Bettelmönche die reinsten und reifsten Herzen der Christenheit für das neue mystische Erlebnis der Seele Stimme und Ausdruck in deutscher Sprache gefunden, daß Eckart, Suso und Tauler dem christlichen Glauben eine weltweite Deutung und der Frömmigkeit eine neue Innerlichkeit gegeben hatten, daß auf ihrem Grund die niederrheinischen Brüder des gemeinsamen Geistes eine weit in die Zukunft wirkende Einung von Priestern und Laien, von geistlicher Schau und weltlichem Wirken schufen. Ohne die Umgestaltung der Geister durch die Mystiker ist die Erschütterung der Deutschen durch die Reformatoren, ohne die „Theologia deutsch“ ist Luther undenkbar. (Wolters und Elze, Stimmen des Rheines, 1923.)

MACHTENTFALTUNG DER KIRCHE

Wie bei dem großartigen Bau eines deutschen Münsters die beiden Türme die gewaltigen Pfosten des Haupteinganges bilden, so erhoben sich im Mittelalter wetteifernd und kühn nebeneinander Papst und Kaiser, und zu ihren

Füßen zwischen beiden hindurch wogten die Völker in das weite Schiff der christlichen Kirche, zu deren Kreuzbilde die Türme im Grundriß das mächtige Fußgestell darstellen, während sie im Aufriß aus himmlischer Wolkenhöhe auf dasselbe herrschend hinabblickten. — Die Keime, aus welchen das System der Hierarchie, von der weltlichen Macht der Fürsten völlige Unabhängigkeit zu erringen, sich entwickelte, waren schon im siebenten und achten Jahrhundert vorhanden und lagen in der Idee der Kirche, als einer fortwährend durch den göttlichen Geist erleuchteten Gesellschaft, in der aus dem Judentum auf die christlichen Lehren übertragenen Idee eines von Gott selbst eingesetzten Priestertums, durch welches der Geistliche eine alle weltliche Hoheit übertreffende Würde und eine nicht vom Staate, sondern von Gott selbst kommende Gewalt erhalte, und endlich in der Überlegenheit, welche die Geistlichen als die einzigen Bewahrer wissenschaftlicher Kenntnisse über die Laien auszuüben vermochten. Nachdem es dem römischen Bischof gelungen war, als Oberhaupt der abendländischen Christenheit anerkannt zu sein, entwickelte sich schnell und planmäßig die päpstliche Gewalt zu einer Ausbildung, welche vom Ende des elften bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihren höchsten Punkt erreichte. Diese neue Weltherrschaft, die zum zweiten Male zu Rom ihren Wohnsitz nahm, war vorzüglich die Schöpfung von vier kühnen Männern, Gregor VII., Hadrian IV., Alexander III. und Innocenz III. (1074—1216). Sie kulminierte unter Innocenz III. (1198—1216) und erhielt sich achtzig Jahre lang auf der durch ihn errungenen Höhe, die um so glorreicher erschien, als in eben dieser Zeit das weltliche Kaisertum den höchsten Punkt seiner Macht erreichte und als gewaltiger Gegner der päpstlichen Anmaßung entgegentrat. Doch als nach Besiegung des gefährlichsten Feindes, nach dem unglücklichen Fall der Hohenstaufen, Bonifaz VIII. die Herrschaft in maßloser Ausdehnung noch höher treiben wollte, da ließ das sonst so feste Triebwerk der ungeheuren Staatsmaschine nach, und einer ihrer Teile nach dem andern wurde schadhafte und zerfiel.

Durch die Entscheidung des langen Investiturstreits zugunsten des Papstes, durch die Einführung des Zölibats, durch die während der Kreuzzüge ausgebildete Idee eines Vereins der christlichen Völker zur Vernichtung des Heidentums, an dessen Spitze der Statthalter Christi stehe, ward die Unabhängigkeit der Kirche von den weltlichen Fürsten vollendet, diese von der öffentlichen Meinung als eine über den Staat erhabene Anstalt betrachtet, und ihr mit übernatürlicher Gnadenfülle ausgerüstetes Oberhaupt als über die weltlichen Machthaber gestellt erachtet. Unverhohlen spricht Gregor in seinen Briefen, und seine Ansicht ging selbst in deutsche Rechtsbücher über: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Gewalt wie der Mond. Denn wie dieser sein Licht von jener hat, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des römischen Stuhls größer als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst untertan und ihm Gehorsam schuldig. Wenn die Apostel im Himmel binden und lösen können, so müssen sie auch auf der Erde Kaisertümer, Königreiche, Fürstentümer, Grafschaften und

eines jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst. Und wenn sie über das Geistliche als Richter bestellt sind, so müssen sie es um so eher über das Weltliche sein. Wenn sie endlich über die Engel, die über die hochmütigen Monarchen herrschen, zu richten haben, um wieviel eher werden sie über die Knechte dieser Engel Urteil sprechen dürfen. Der Papst aber ist der Nachfolger der Apostel und der Stellvertreter auf dem Stuhl Petri, er ist Statthalter Christi auf Erden und über alle.“ — Diese Ansichten fanden Eingang bei den Völkern, und die Glorie der Heiligkeit, in welche der päpstliche Stuhl sich hüllte, teilte in der gemeinen Meinung sich der gesamten Geistlichkeit mit; und es ward Glaubensartikel, daß jedem Priester unvergleichbar ein so viel höherer Charakter als dem Laien, eine solche Heiligkeit aufgeprägt, in ihm ein so bestimmter Zusammenhang mit Gott und der andern Welt ausgesprochen sei, daß selbst Fürsten nur als ihre Diener und Gehilfen erscheinen, daß jenen nur das gebühre und verbleibe, was für priesterliche Hände unwürdig erachtet werde. Eben deshalb konnte denn auch nicht in Zweifel gezogen werden, daß auch ein als Mensch verwerflicher Priester heilige Handlungen mit voller Wirkung vornehmen könne, denn die Kraft der heiligen Handlung kommt von Gott und nicht von dem, der sie verrichtet. Gott allein kann die Sünden erlassen, vom ewigen Tode befreien und das Gemüt von Flecken reinigen, doch gab er auch den Priestern die Kraft, zu binden und zu lösen; ihr Ausspruch wird im Himmel anerkannt und bestätigt, auch der Segen des unwürdigen Priesters behält, über einen Gerechten ausgesprochen, seine Kraft. Der Priester besitzt die wahre Erkenntnis Gottes, seiner Hand ist das Allerheiligste anvertraut, sein Mund verkündet die Marter, durch die unsere Erlösung begründet ward, und, der Welt entsagend, hat er sein ganzes Leben nur dem Himmel geweiht. Die unglaubliche Unzucht und Völlerei, welche oft in den Klöstern herrschte, die Laster, die hohe und niedere Geistliche und selbst den päpstlichen Stuhl entehrten, die ungezügeltsten Schimpfreden und Spottgedichte, welche sogar öffentlich an den Höfen der Fürsten kundbar gemacht wurden, vermochten dennoch nicht, den Glauben an die Heiligkeit des Priesterstandes wankend zu machen, und die Laienwelt war mit so unzähligen Ketten an die Satzungen der Kirche und ihrer Diener, welche letztere jene als unmittelbare Gebote Gottes geltend machten, gefesselt, daß sie dem ganzen christlichen Glauben hätten entsagen müssen, um ihre Unabhängigkeit davon zu erringen. (San-Marte, Parcival, 1836.)

DER PÄPSTLICHE KRÖNUNGSZUG

Schon im 11. Jahrhundert pflegte der im S. Peter geweihte Papst in feierlichem Aufzuge nach dem Lateran, seiner Residenz, zurückzukehren, und seit Nikolaus I. wurde diese Prozession zu einem triumphartigen Krönungsritt mitten durch Rom auf einem Wege, der als Via Sacra oder Papae herkömmlich ward. Sein Ziel war die Basilika Konstantins, von welcher der Papst unter seltsamen Zeremonien Besitz nahm; und damit bezeichnete er den Antritt seiner Regierung überhaupt, auch als weltlicher Herr Roms und des Kirchenstaats.

Sobald er durch die Bischöfe von Ostia, Albano und Portus geweiht war, ließ er sich über der Plattform der S. Peterstreppe auf einem Sessel nieder. Der Archidiakonus nahm ihm die bischöfliche Mitra vom Haupt und setzte ihm unter dem Zuruf des Volkes das fürstliche Regnum auf. Dies war die runde, zugespitzte Tiara, jene fabelhafte Krone, welche Konstantin dem Papst Sylvester geschenkt haben sollte; ursprünglich bestand sie aus weißen Pfauenfedern, dann wurde sie mit Edelsteinen verziert, von einem Goldreifen, später sogar von drei Diademen, umschlossen und auf der Spitze mit einem Karfunkelstein geschmückt. Der Archidiakonus sprach, indem er den Papst krönte, die stolze Formel: „Nimm die Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer der Welt, auf Erden der Vikar unseres Heilandes Jesus Christus bist, dessen Ehre und Ruhm währet in alle Ewigkeit.“ Christus und seine barfüßig wandelnden Apostel würden mit tiefem Staunen die in prachtvolle, von Gold und Edelsteinen strahlende Gewänder gehüllte Gestalt ihres Nachfolgers betrachtet haben, der sich nun vom Thron erhob, das Regnum auf dem Haupt, und als Papstkönig ein mit Scharlach gedecktes Roß bestieg. Kaiser oder Könige hielten ihm, wenn sie anwesend waren, den Steigbügel und gingen eine Strecke lang am Zügel her; wenn nicht, so verrichteten diesen Dienst die Großen und Senatoren Roms. Alle Teilnehmer des Zuges bestiegen ihre Pferde, denn dies war eine Prozession zu Roß. Sie zog in folgender Reihenfolge: Zuerst ein leeres, reich geziertes Pferd des Papstes; dann der Kreuzträger zu Pferd; zwölf reitende Bannerträger, rote Fahnen in der Hand; zwei andere Reiter, goldene Cherubim auf Lanzen tragend; die zwei Seepräfecten; die Scrinarien, die Advokaten, die Richter, in langen schwarzen Amtstalaren; die Sängerschule; die Diakonen und Subdiakonen; die auswärtigen Äbte; die Bischöfe; die Erzbischöfe; die Äbte der zwanzig Abteien Roms; die Patriarchen und Kardinalbischöfe, die Kardinalpresbyter; die Kardinaldiakonen; alle zu Roß, auf dem sich mancher Greis nur mit Mühe aufrecht halten mochte. Hierauf folgte der Papst auf einem weißen Zelter, welchen Senatoren oder Edle links und rechts am Zügel führten. In der Nähe ritten Subdiakonen und der Stadtpräfect, begleitet von Richterkollegien. Es folgten die städtischen Körperschaften, die Milizen, die Ritter und Großen Roms in strahlenden Harnischen, mit den Wappenzeichen und Farben ihrer Geschlechter. Der stundenlange Zug dieser geistlichen und weltlichen Herren, die feierlichen Gesänge, das Geläute aller Glocken, der Zuruf des Volkes, die Ordnungen, Würden und Ämter, die Mannigfaltigkeit der Trachten, das Gemisch des Kirchlichen mit dem Weltlichen boten ein seltsames Schauspiel dar, welches das Wesen des Papsttums in einem einzigen Gemälde entfaltete.

Die Stadt war bekränzt, Ehrenpforten erhoben sich auf dem Papstweg, von Laien errichtet, unter welche dafür eine Geldentschädigung verteilt wurde. Durch den Triumphbogen der Kaiser Gratian, Theodosius und Valentinian bewegte sich die Prozession nach dem Viertel Parione, wo der Papst am Turm des Stephan Petri anhielt, um den Zuruf der Judenschule zu empfangen. Denn eine Deputation der Kinder Israel, der standhaften Bekenner des reinen, unverfälschten Monotheismus, stand hier voll Furcht oder voll scheuer Hoff-

nung, den Rabbi der Synagoge an ihrer Spitze, welcher die verschleierte Rolle des Pentateuch auf der Schulter trug. Die römischen Juden mußten in jedem neuen Papst ihren Landesherrn begrüßen, der ihnen huldvoll ein Asyl in Rom gab, gleich den alten Kaisern, bei deren Thronbesteigung ihre Vorfahren bereits huldigend erschienen waren. Sie lasen in den finstern oder wohlwollenden Blicken des neuen Papstes ihr Schicksal, während der Rabbi dem Stellvertreter Christi das Gesetzbuch Mosis zur Bestätigung darbot. Der Papst warf nur einen flüchtigen Blick darauf, reichte die Schriftrolle hinterwärts dem Rabbi wieder, und sagte mit herablassendem Ernst: „Wir anerkennen das Gesetz, aber wir verdammen die Ansicht des Judentums; denn das Gesetz ist durch Christus bereits erfüllt worden, welchen das blinde Volk Juda noch immer als Messias erwartet.“ Die Juden verschwanden unter dem Hohngeschrei des römischen Pöbels, und die Prozession zog durch das Marsfeld weiter, während hie und da der Klerus Weihrauch offernd und Hymnen singend den Papst begrüßte, und das in karnevalischer Lustbarkeit ausgelassene Volk Freudenlieder erschallen ließ. Um den Andrang des Pöbels zu zerstreuen, vielleicht auch noch in Erinnerung uralter konsularischer Gebräuche, warfen Kämmerer an fünf bestimmten Orten Geld aus.

Über die Fora, durch die Triumphbogen des Septimius Severus und Titus, am Kolosseum vorüber, am S. Clemente vorbei, erreichte der Zug den lateranischen Platz. Hier empfing den Papst der Klerus des Lateran mit feierlichem Gesange. Man geleitete ihn zum Portikus, wo er sich auf einem antiken Marmorsessel, der sella stercoraria niederließ. Die symbolische Zeremonie tiefster Erniedrigung des Oberhauptes der Christenheit auf einem Stuhl solches Namens ist vielleicht der bizarrste Gebrauch des Mittelalters, von dem man heute nur mit Lächeln hören kann. Aber herzueilende Kardinäle erhoben den heiligen Vater vom Sessel der Ungebühr mit den tröstlichen Worten der Schrift: „Er richtet den Dürftigen aus dem Staube auf und vom Kote den Armen“. Der Papst blieb stehen, nahm aus dem Schoße eines Kämmerers drei Hand voll Gold, Silber und Kupfer und warf sie unter das Volk mit dem Spruch: „Gold und Silber ist nicht für mich; was ich aber habe, gebe ich dir“. Er betete im Lateran, empfing auf einem Throne hinter dem Altar die Huldigung des Kapitels der Basilika, durchschritt den Palast, von welchem er wandelnd oder sich setzend Besitz nahm, und ließ sich in der Stellung eines Liegenden vor der Kapelle S. Sylvesters auf einem antiken Porphyrsessel nieder, worauf ihm der Prior des Lateran den Hirtenstab und die Schlüssel der Kirche wie des Palastes übergab, jenen als Symbol seiner regierenden, diese als Symbol seiner lösenden und bindenden Gewalt. Er setzte sich auf einen zweiten Porphyrsessel, gab dem Prior jene Zeichen zurück und wurde mit einem rotseidenen Gürtel umgürtet, woran eine purpurne Börse hing, enthaltend Moschus und zwölf Siegel aus kostbarem Stein, Sinnbilder der Apostelgewalt und der christlichen Tugend. Alle Offizianten des Palastes wurden jetzt von ihm zum Fußkusse zugelassen. Er warf dreimal Silberdenare unter das Volk und sprach: „Er zerstreute und gab's den Armen; seine Gerechtigkeit dauert in Ewigkeit“. Er betete sodann in der päpstlichen Hauskapelle Sancta Sanctorum vor den Reliquien; er ruhte wieder

auf einem Throne in S. Sylvester, während der Reihe nach Kardinäle und Prälaten vor ihm niederknieten mit aufgehaltener Mitra, in welche er das herkömmliche Geldgeschenk oder Presbyterium legte.

Es folgte der Huldigungseid des römischen Senats im Lateran, und endlich das Bankett im Speisesaal. Der Papst saß allein an einer mit kostbaren Gefäßen besetzten Tafel, während an anderen Tischen die Prälaten und Großen, die Senatoren und der Präfekt mit den Richtern Platz nahm. Die edelsten Herren bedienten ihn; beim Festmahl anwesende Könige trugen die ersten Schüsseln auf und nahmen dann bescheiden ihre Plätze am Tisch der Kardinäle ein.

Dies sind die Grundzüge jener großen päpstlichen Krönungsprozession. Sie dauerte in ihrer mittelalterlichen Gestalt bis auf Leo X.; dann kamen die alten symbolischen Gebräuche ab, und die Zeremonie verwandelte sich in die zeitgemäße Reform des Possessus, oder der prunkvollen Besitznahme vom Lateran. (Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 1859—72).

BEGINNENDE VORMACHT DES PAPSTES

Die persönliche Schwäche der Nachfolger Karls, ihre erbärmlichen Leidenenschaften, ihre Streitigkeiten um die Monarchie, welche das Lehnswesen unrettbar zerstörte, hatten um diese Zeit die Autorität des Papstes sehr gesteigert. Seine heilige Würde traf bei Nikolaus I. mit einem so kühnen Geist zusammen, wie ihn nur wenige Päpste besessen haben. Vornehme Geburt, Wohlgestalt, Bildung, soviel als die Zeit sie bot, vollendeten seine Person, und seit Gregor dem Großen war kein Papst auch durch das Glück, welches die Kraft an sich zieht, gleich ausgezeichnet gewesen. Ihm gelang es, das Königtum wie das Bistum zu brechen; und das abgeschwächte Kaisertum sank in dem erblosen Ludwig, welcher es in mannhafte, doch kleine und endlose Kriege in Unteritalien gleichsam begrub, zu immer wesenloserem Schein herab. Aber im Papsttum erhob sich der Gedanke der geistlichen Universalmonarchie, welche später Gregor VII. aufrichtete, Innocenz III. vollendete. Der Begriff von Rom als dem moralischen Zentrum der Welt lebte in unzerstörbarer Tradition fort. Je mehr nun dies Kaisertum Einheit und Macht verlor, und je weniger fähig es ward, den politischen Mittelpunkt der christlichen Völkergemeinde zu bilden, um so leichter wurde dem Papsttum der Anspruch, die Seele und das Prinzip der christlichen Republik zu sein, zu deren wandelbaren Organen die weltlichen Herrscher heruntersanken.

Aus Not der Umstände wie aus einem großen geschichtlichen Triebe hatte das Papsttum die römische Kaisermacht erneuert, und kaum war sie geschaffen, als der geheime Kampf des geistlichen Systems gegen das politische begann. Wenn der römische Kaiser als christlicher Monarch zu herrschen vermochte, wie Konstantin und Theodosius, wenn jede Autonomie in den Provinzen erloschen war, dann würde der Papst die Herrschaft mit ihm geteilt haben, indem er ihm die mühsame weltliche Verwaltung überließ und sich selbst die geistliche nahm. Aber die Triebkraft der menschlichen Natur

erzeugte in der Monarchie Karls eine Fülle abgesonderter Gewalten, welche alle dem Papsttum wie dem Kaisertum feindlich gegenübertraten: die Nationalitäten, die Landeskirchen, Nationalherzöge, Nationalbischöfe, die Könige, die Rechte und Freiheiten, die Privilegien und Immunitäten jeder Art, — Kräfte der natürlichen Besonderung und der germanischen Individualität, die den Systemen den Krieg erklärten. Sie schwächten das Kaisertum, weil seine Einheit doch nur mechanisch war, und seine Basis materieller und wandelbarer Natur blieb. Aber das unteilbare moralische Prinzip des Papsttums konnte, trotz vorübergehender Niederlagen, ihrer dennoch Herr werden; weder durch die Zeit unterbrochen, noch durch politische Umwälzungen innerlich berührbar, siegte es immer wieder über seine Gegner, das Königtum, das Bistum, das Kaisertum. Denn der Glaube der Menschheit selbst, welcher die einzige unwiderstehliche Gewalt im Irdischen ist, begriff es als überirdische Quelle jener und als die unverrückbare Axe der geistigen Welt. (Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 1859—72.)

URSPRUNG DER KLÖSTER

Die Lehre des Evangeliums sah keineswegs in den Bestrebungen und Zwecken dieser Welt das einzige und höchste Ziel aller menschlichen Tätigkeit; sie wies auf ein anderes Leben, ein höheres Dasein, eine innigere Gemeinschaft mit Gott hin. Je mehr nun diese Lehre die Gemüter ergriff, desto lebhafter suchte man nach Mitteln und Wegen, sich schon vor dem Tode jenes höhere Dasein zu bereiten und durch Lösung vom Irdischen dem Himmlischen näher zu kommen. Schien doch altmorgenländische Weisheit hiermit übereinzustimmen und, nach gehöriger Selbstübung und Abhärtung, ein Ziel als erreichbar darzustellen, welches sich der bloßen Lüsten und irdischem Treiben ergebene Mensch nicht einmal vorzustecken wage. Die gegen zerstreuende wertlose Eindrücke schützende Einsamkeit eröffne den inneren Blick, und was alle weisen Weltkinder nicht zu schauen gewürdigt wären, offenbare sich dem allein und immerdar zu Gott gewendeten heiligen Sinne.

Mit dieser Grundansicht standen Ursachen anderer Art in näherer und entfernterer Verbindung. Letzte Sprossen einer Familie, kinderlose Witwen wünschten sich ein bleibendes Andenken zu stiften; Glücksfälle führten zu dieser Form der Dankbarkeit, Unfälle zu dieser Darlegung der Demut. Etliche Male war Eitelkeit im Spiele. Öfter schienen strenge Übungen und Büßungen an sich Wert zu haben, oder als Zeichen der Selbstentäußerung, als Strafen früherer Vergehen, dem Reuigen pflichtmäßig obzuliegen. Bessere suchten umgekehrt in der Entsagung alles Weltlichen Schutz gegen ungerechte Verfolgung; sie entflohen vor der Sittenlosigkeit ihrer Zeit in unzugängliche Wüsten. Insbesondere regten die thebaischen Wüsten des oberen Ägyptens mit ihren Wunderbauten und ernsten Erinnerungen das Gemüt auf für ein vom gewöhnlichen ganz abweichendes Leben. Aber unbedingte Einsamkeit sagte doch nur wenigen Naturen ganz zu, und wenn man auch die äußere Not geduldig ertragen hätte, so bedurfte man doch innerer Wechselwirkung und geistiger Stützen. Daher fanden Antonius und Pachomius in der Mitte des

vierten Jahrhunderts mit einer, die einzelnen zu einem gemeinsamen Leben verbindenden Regel sehr großen Beifall; es entstanden Genossenschaften Gleichgesinnter (coenobia), Klöster. Später zogen sich solche Klöster aus Wüsten und Einöden auch in die Städte: man konnte sich überall absondern, sofern man nur wollte; doch blieb der ernste, finstere Charakter mehr dem Morgenlande eigen, wogegen sich im Abendlande vieles ganz anders gestaltete.

Zu dieser abendländischen Gestaltung des Mönchs- und Klosterwesens hat niemand mehr beigetragen als Benedikt von Nursia. Seine im Jahre 515 entworfene Regel ward allmählich die herrschende; selbst die abweichenden wurzelten in ihr, und mit Recht gilt Benedikts Ur- und Stammkloster, Montecassino, für das erste des ganzen katholischen Europa. Gottesdienst und Arbeit, Wissenschaft und strenge Lebensweise schienen hier so eigentümlich als löblich verbunden, und zu dem Geistlichen fanden sich bald großer Grundbesitz, Reichtum, ständische und staatsrechtliche Vorzüge. (Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, 1842.)

DER BENEDIKTINER ORDEN

Benedikts Lebensvorschrift hat den Zweck, diejenigen, die sich ihr unterwerfen, zu einer inneren Vollkommenheit und Würdigkeit für die ewigen Verheißungen des Christentums auszubilden, deren Erreichung unter den Lockungen der Welt, bei den Stürmen des Lebens und in dem mannigfaltigen Treiben um das Irdische vielen damals unmöglich schien. Die inneren Mittel setzte er in sittliche Würde und Klugheit, Milde und väterliche Fürsorge des Oberen und in willigen Gehorsam der Untergebenen (es sollte hierin das Verhältnis Christi zu den Seinigen stets fürgebildet werden); in Liebe, freundlichem Zuvorkommen und Demut aller gegeneinander, dann auch gegen jedermann, daher Übung der Gastfreiheit; bei dem einzelnen in Entsagung und Selbstverleugnung. Als äußere Mittel ordnete er pünktliche Einteilung der Zeit, hieran geknüpften Wechsel zwischen Gebet, Nachdenken und Arbeit; Beschränkung der Lebensbedürfnisse auf das Notwendige, ohne übertriebenen Wert auf Entbehrungen zu setzen, an welche die menschliche Natur nur sträubend sich gewöhnen kann. Um die Übelstände zu verhüten, welche das Mönchswesen im Morgenlande in Mißachtung brachten, verpflichtete er jeden Genossen zu stetem Verweilen an dem Ort seiner Aufnahme, und gab, alle Veranlassung zum Herumschweifen zu benehmen, die Vorschrift, daß sämtliche zur Haushaltung erforderlichen Bedürfnisse womöglich innerhalb des Umfanges des Klosters sollten bereit werden.

Die Keime, aus denen sich der Einfluß und die Bedeutung des Benediktinerordens für die damalige Christenheit rasch entwickelten: Pflege der Wissenschaften, Jugendunterricht, samt der Erwerbung und dem Anbau von Besitztum, liegen alle in der Vorschrift seines Stifters. In jedem Kloster sollte eine Bibliothek sein und deren Handschriften in der Fastenzeit unter die Bewohner zum Lesen verteilt werden. Zu den an jeden auszustellenden Gerätschaften gehörten Schreibstift und Tafel. Wie schon in Subiaco mancher edle und

gottesfürchtige Römer seinen Knaben dem weitgeehrten Mann zur Erziehung brachte, so konnte die Genossenschaft auch ferner Knaben, sei es armer, sei es begüterter Eltern, zur Erziehung als künftige Glieder aufnehmen; wollen diese hierfür jene mit einer Gabe bedenken, so möge dieselbe angenommen werden, doch nur sofern sie stets gemeinsam bleiben sollte, denn Besonderes sollte keiner, der in sie eingetreten, hinfort mehr besitzen.

Wenn auch Benedikt in der Anordnung, daß in jedem Kloster eine Bibliothek sich befinden müsse, zunächst gewiß nur der heiligen Schrift und der Werke von Kirchenlehrern gedachte, so war hiermit die Möglichkeit eröffnet, auch andere Bücher aufzunehmen, und dem Schreibstift, welcher jedem Ordensbruder übergeben wurde, verdanken wir nicht allein beinahe den gesamten Vorrat an Schriftstellern des Altertums, welcher auf uns gekommen ist, sondern wohl alles, was wir von den Ereignissen in Europa, von den Bestrebungen des menschlichen Geistes während sieben Jahrhunderten wissen. Die Überreste aller Kenntnisse, die einst durch das Abendland verbreitet waren, hatten in den zahlreichen Genossenschaften, die nach Benedikts Vorschrift lebten, die einzigen Stätten der Pflege, wenigstens der Bewahrung gefunden; von ihnen aus gingen alle (wenn immerhin dürftigen) Arbeiten auf jedem Gebiete der Wissenschaft, und nicht leicht eines, der allen und zu jeder Zeit zugänglichen, blieb während eines so langen Verlaufs ohne Anbau. Schon in den ersten Jahrhunderten zeichneten sich einzelne Häuser des Ordens durch ihre Bibliotheken aus, je nachdem Vorsteher, wie Cassiodor, Vielseitigkeit wissenschaftlicher Bestrebungen anzuregen wußten. Im siebenten Jahrhundert reiste der Gründer und Abt des Klosters Weremouth in England, Benedikt, mit dem Zunamen Bischof, nie nach Rom, (und er begab sich fünfmal dahin), ohne mit einem großen Büchervorrat zurückzukommen, und wußte beinebens aus dem übrigen Italien und aus Frankreich manchen lateinischen und griechischen Schriftsteller zu erwerben. So bereicherte im neunten Jahrhundert Abt Gervin von St. Riquier sein Kloster mit 36 Bänden. Eine an Zahl und Inhalt noch wertvollere Bereicherung seiner schon ansehnlichen Büchersammlung verdankte Reichenau der Fürsorge seines Schreibers Reginbert, der unter vier Äbten durch eigenen Fleiß, durch Mitwirkung anderer und durch Geschenke von Freunden in 42 Bänden eine große Zahl Werke aus allen Wissenschaften und allen Zeiten gesammelt hatte. Wie König Eduard der Lange die Juden aus England vertreiben und ihre Habe zum Besten des königlichen Schatzes verkaufen ließ, erwarb das Kloster Ramsay alle hebräischen Bücher derselben, also daß nirgends in England an solchen ein ähnlicher Schatz zu finden war. (Friedrich von Hurter, Geschichte des Papstes Innocenz III. und seiner Zeitgenossen, 1834/42.)

DIE KLÖSTER UND DER LANDBAU

Den Ackerbau stellte schon die Regel des heiligen Benedikts als eine nützliche und, da Handarbeit mit geistlicher Betrachtung wechseln sollte, als eine des echten Mönchs würdige Beschäftigung dar; so daß es die Brüder nicht kränken dürfte, wenn Armut sie zwänge, die Früchte ihres Bodens mit eigener

Hand einzusammeln. Noch pflügten sie in früheren Zeiten selbst; und bis auf diese Zeiten hinab geschah dies in einzelnen Orden (worin besonders die Zisterzienser sich auszeichneten, die anfangs keine ständigen Geld- oder andere Gefälle besitzen durften), sowie in einzelnen Klöstern von Mönchen und Laienbrüdern. Insgemein ward ihnen zu einer neuen Ansiedlung ein noch unbebauter oder durch feindliche Einfälle verwüsteter, seinem Grundherrn nutzloser Fleck Landes, mit Gebüsch bedeckt oder von Wasser überschwemmt, die urkundlich noch unfruchtbare Öde im wilden Bergtal zugewiesen, wo pflügbares Land von Anfang her fehlte, dasselbe ringsum von ihnen angekauft. Mit eigener Hand rodeten sie den Wald und bereiteten, wo sonst der Wolf, der Bär, das Elen gehaust, friedliche Wohnstätten der Menschen. Sie leiteten die wilden Gewässer ab, wiesen durch Eindeichungen die austretenden Ströme in ihr Bett zurück; und bald winkten lachende Auen, fette Weiden, wo zuvor nur die Eule gekreischt hatte, sonst einzig der traurige Ruf der Unke gehört ward. Das galt noch in diesen Zeiten; und solches Bemühen erwarb ihnen leicht den Nachlaß des Zehnten von dem durch sie urbar gemachten, nachmals bebauten Boden. Der Hang zur Einsamkeit, das Bestreben, die menschlichen Leidenschaften durch jeden Zaum zu zügeln, trieb sie, selbst ungesunde Landstriche aufzusuchen und dieselben durch Anbau nicht bloß gesund, sondern erträglich zu machen. Selbst neuere Schriftsteller mißkennen es nicht, daß das durch die unablässigen Einfälle der Barbaren verwüstete Italien seine Herstellung, den Frieden und die Erhaltung des letzten Restes von Künsten den Klöstern verdanke. Überall, wo sie sich erhoben, trat Anbau, Milderung des Zustandes, freundliches Verhältnis zu den Untergebenen hervor. —

Mit vieler Anstrengung und großem Aufwand wurden Dämme gegen die Meerflut gesetzt und dem Element der Boden abgerungen, den hierauf der Fleiß in fruchtbares Gelände umschuf. Sümpfe verwandelten sich in Ackerland und zu Wohnstätten der Menschen. Die Mönche suchten dergleichen zu erwerben, um sie nutzbar zu machen; ja, ihre Klöster selbst erhoben sich bisweilen aus solchen. Wo der Sumpf sich nicht austrocknen ließ oder wenn es die sonstige Wirtschaft erforderte, wurde Streue gesammelt und hierdurch dem Ackerland aufgeholfen, selbst der Ertrag an Blutegeln nicht verschmäht. Sie staueten die Wasser auf, versperreten dessen unterirdische Abflüsse und bildeten kleine Seen, die ihrer Tafel Fische, der Gegend Anmut gaben; oder sie gruben Teiche und leiteten den Überfluß des Wassers in diese und vereinigten mit dem gleichen Zweck denjenigen, das Land trocken zu legen. Es ist noch in späteren Zeiten beobachtet worden, daß ihre Güter durchgehends in besserem Stande sich befanden als die Laiengüter.

Überhaupt richteten sie sich in Benutzung ihrer Grundstücke mit verständiger Aufmerksamkeit nach dem Himmelsstrich, dem Boden, der örtlichen Lage. Im Norden trieben sie vornehmlich Viehzucht; Weiden für großes Vieh, das Recht, die Schweine in die Wälder zu treiben, waren dort die nützlichsten Schenkungen. Anderwärts verlegten sie sich auf die Obstbaumzucht, deren Veredlung von ihnen ausging. Man sah die schönsten Gemüse- und Obstgärten in der Umgebung der Klöster; und wo man weit zurück in vergangenen

Jahrhunderten sorgfältige Pflanzungen dieser Art findet, darf man mit Recht schließen, daß hier ein Kloster gewirkt habe. Ihre Verbindungen unter sich, der Verkehr zwischen ihnen, die Reisen der Brüder zueinander, blieben nicht ohne vorteilhaften Einfluß auf den Anbau. Fremdartige Pflanzen und Früchte wurden hierdurch nicht bloß bekannt, sondern mancher Versuch, dieselben auch anderwärts zu ziehen, mit Erfolg gekrönt, dessen selbst eine undankbare Nachkommenschaft sich freut. Die Klosterbrüder waren die ersten, welche besonderes Gerät zum Gartenbau verfertigten; sie hielten sich Wirtschaftskalender, in welche sie alle Erfahrungen über Viehzucht, Saatbestellung, Ernte, über jede Art Pflanzung eintrugen. Wilhelm von Malmesbury rühmt das Tal von Gloucester wegen seiner Fruchtbarkeit an Korn, Obstbäumen und Weingärten, deren Gewächs, in ganz England das beste, den französischen Weinen nicht viel nachstehe.

Dem Weinbau vorzüglich widmeten die Klosterbewohner ihre Aufmerksamkeit. In manchen Gegenden scheint er mit ihnen verschwunden zu sein. Die vorzüglichsten Rebgelände in Deutschland, wo vielleicht jetzt keine solchen mehr vorhanden sind, gehörten nicht allein den Klöstern, sondern waren von ihnen angelegt, und der richtige Blick dieser ersten Pflanzler rechtfertigt sie noch zu unserer Zeit. Jener Mönch von Eberbach gedachte gar wohl, in seiner Jugendzeit Gestrüpp gesehen zu haben, wo sodann durch eignen Fleiß der Brüder und auf Kosten des Klosters Weinreben gepflanzt wurden. Die Lorschener Mönche legten die Weinberge längs der Bergstraße an, und am ganzen Rhein verdanken dieselben den Geistlichen, sei es durch eigenes Bemühen, sei es durch erweckte Nacheiferung, ihren Ursprung. Fort und fort wurden neue Weinpflanzungen angelegt, mit großer Sorgfalt die edelsten Traubengattungen ausgewählt, vielleicht unbebaute Berghänge selbst gegen ertragreiche Weinberge eingetauscht, um auch jene in solche zu verwandeln, dergleichen wenigstens im Hinblick auf diesen Zweck vergabt. Das gleiche geschah an den schroffen Felsstürzen des Genfersees zwischen St. Saphorin und Cully. Noch jetzt liefern die Weinberge, welche die Bewohner von Hautcrest an dem vorher unbebauten Berge anlegten, den besten Wein des ganzen Gestades, und das Andenken davon hat sich in dem berühmten Winzerfest von Vevay bis zu unseren Zeiten erhalten. Die Ordensbrüder von Hauterive ahmten diesem Beispiel nach, und die Nachfolger genießen, was die Vorfahren mit sorglichem Fleiß bereiteten und zu dessen Beförderung Innocenz mit freierem Sinn, als die jetzige Zeit ertragen könnte, selbst an Feiertagen arbeiten zu dürfen, gestattete. Die Art, die Zeit der Bearbeitung, wurde genau festgesetzt, weil es schon damals anerkannt ward, daß ohne die sorgfältigste Aufmerksamkeit der Weinbau mit größeren Kosten als Ertrag verbunden sei.

So beförderten in allen Erdstrichen Europas die Klosterbewohner den Anbau des Landes, beides, durch eigene Tätigkeit und durch gegebenes Beispiel. Und wer möchte nicht dem Urteil beipflichten: daß es ein Glück für diesen Weltteil gewesen sei, daß die ersten Ordensstifter ihre Jünger weniger auf geistige, als auf solche Beschäftigung angewiesen, und daß sie sich nicht in Städten, wie die spätern, sondern in Öde und Wildnis angesiedelt und diese durch ihren Fleiß zu Wohnsitzen vieler tausend arbeitsamer Menschen um-

geschaffen haben? So daß wir nach dem Verlauf vieler Jahrhunderte, zwar vielfach undankbar genug, die Früchte ihrer Anstrengung, ihrer Ent-sagung und ihres Fleißes genießen. (Friedrich von Hurter, Geschichte des Papstes Innocenz III. und seiner Zeitgenossen, 1834/42.)

BERNHARD VON CLAIRVAUX

Wir beginnen ohne weiteren Eingang sogleich mit der ersten der Gruppen, die um den großen Bernhard von Clairvaux am Ende des zwölften und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sich gedrängt. Nicht leicht mochten wir einen unverwerflicheren, ehrenhafteren Zeugen auffinden als diesen gottbegabten Mann, äußerlich wie sein Zeitgenosse Wiebold, Abt von Montecassino, ihn uns geschildert, das sprechende Bild der Armut, Demut und Buße, innerlich Fülle der Geisteskraft und Heiligkeit, erbauend durch seinen Anblick, durch sein Wort belehrend, durch sein Beispiel bekehrend. Welche Gemütsmacht war diesem wunderbaren Manne gewährt, welche Fülle der Liebe war dieser Macht beige-sellt; welche unabsehbare Höhe, welche abgründige Tiefe beherrschte dieser Geist; welche Kraft wohnte in diesem zarten, anmutig geformten Bau, und wie hielt er alle diese Gaben eng in Gott gesammelt, daß keine irgend je die schöne Einfalt und die sanfte Milde seines ganzen Wesens durchbrechen mochte? Und welche Macht hat dies Gemüt auf die Herzen seiner Zeitgenossen ausgeübt, wenn er, Jüngling noch, Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, wie sie widerstreben mögen, alle nacheinander in die Kreise seines Liebeszaubers bannt, wenn von diesem selben Zauber um-spinnen, erst zwölf, bald siebenhundert Gefährten sich um ihn her versammeln, die zu gleicher Ruhe, Freudigkeit und Liebe und gleichem Frieden ihm ver-bunden, das Wermuttal, den Sitz der Räuber, in das Lichttal umgewandelt, und schnell in 160 Klöstern aus dieser Wildnis sich in alle Welt verpflanzt. Wie haben diese Blitze dieser Liebe zerschmetternd eingeschlagen, wenn er ihr verzehrend Feuer irgend gegen das Böse hingewendet, da zum Beispiel, als der wilde Graf Wilhelm von Aquitanien vor den Donnern seiner Worte nieder-gestürzt, und wie durch ein Wunder in einen Heiligen sich umgewandelt. Wie haben Völker und Fürsten an jenem beredten honigfließenden Munde gehangen, der nun die Rhetorik des rechtskundigen Peter von Pisa mit wenigen einfältigen Worten zu entwaffnen weiß, dann Abälards verfängliche Lehre niederschlägt, nun einen Gegenpapst bestimmt, daß er Krone und Schlüssel ihm zu Füßen legt, auf großen Reichstagen und in Volksversammlungen Hunderttausende zum Kreuzzuge begeistert, dann wieder den Frieden zwischen erbitterten Gegnern vermittelt, und abwechselnd durch guten Rat aus stiller Zelle den Gang der Weltreignisse, wenn auch widerstrebend, lenkt. Und dieser Mann, von dem die Zeitgenossen urteilten: rede die ewige Weisheit in Mitte der Menschenkinder, dann werde sie in seinen Worten reden, wie hat er von jenen höheren Zuständen des innersten Lebens zu sprechen verstanden, in die den siebenjährigen Knaben ein Gesicht schon eingeführt, und die in der Folge in wiederholten Verzückungen sich offenbart, und in der reichsten Wundergabe sich kundgetan; mit welcher keuschen Enthalt-samkeit, mit

welcher herzeinnehmenden Anmut, und wieder abwechselnd, mit welcher Erhabenheit versteht er, jene tief verschleierte Geheimnisse zu behandeln; und welch ein Licht wirft der Heiligenschimmer, der sein schauendes Antlitz umkreist, in die dunkeln Gründe der höheren Welt: wer hätte ihn gekannt, und hätte gewagt, leugnend und verneinend ihm unter die Augen zu treten? (Joseph von Görres, Heinrich Susos Leben, 1829.)

DIE JUGEND DES HEILIGEN FRANZ

Franziskus war der Sohn eines reichen Kaufmanns, des Peter Bernardone von Assisi. Als er im Jahre 1182 geboren wurde, da deuteten wohl stolze Ahnungen seiner Mutter und auch der ungewöhnliche Name, den der in Frankreich viel bewanderte Vater ihm gab, auf ein besonderes Los, aber seine Jugend unterschied sich nicht merklich von der irgendeines vornehmen Bürgersohnes seiner Zeit. Er lernte dürftig Lesen, Schreiben und Latein, dann Französisch, die Sprache der bürgerlichen Bildung sowohl wie des ritterlichen Gedichts: von der strengen christlichen Zucht erfuhr er wenig. Herangewachsen, betrieb er den Tuchhandel zusammen mit dem Vater, und was er mit Geschick erwarb, gab er verschwenderisch im Kreise froher Gefährten wieder hin. Spiele und Feste wechselten mit kleinen Kauf- und Kriegsfahrten, immer suchte Franziskus vor allen zu glänzen, immer war er voll Eifers und großer Pläne, und bei allem Ehrgeiz doch freundlich und gefällig, gütigen Regungen so offen wie eitlen. Da keiner ihn Höheres lehrte, durchlief er so bis ins 25. Lebensjahr ungefähr alle Möglichkeiten, die das Leben seines Standes bot, und wohl brach in Augenblicken die tiefere Kraft aus ihm hervor, aber er selber begriff sie nicht.

Nur ein langer, gemessener Weg führte ihn zum Bewußtsein seiner selbst. Zuerst traf ihn Krankheit und entzog ihm dem auflösenden Treiben. Als sie ihn soweit freiließ, daß er am Stock wieder hinausgehen konnte, da freuten ihn nicht, wie bisher, die Äcker und lieblichen Weinberge, ja, die Lust an sich selbst schien ihm verloren. Aber in solcher Verwirrung griff er bald um so heftiger nach dem alten Leben. Da ein Ritter von Assisi zu einem Feldzug nach Apulien aufbrach, beschloß er mitzuziehen, hier glaubte er den Beginn einer ruhmvolleren Bahn. Er sah im Traum sein Haus statt mit Tuch mit Waffen und Kriegsgerät erfüllt und vernahm eine Stimme, das alles werde ihm und seinen Rittern gehören. Damit wählte er seinen Vorsatz herrlich bestätigt; und dennoch — seltsam — gerade seit diesem Traum war seine Freude an den Zurüstungen vermindert — bis er, sich Gewalt antuend, aufbrach.

Da schlug ihn die Gottheit. Sie schien ihm im Traume zu fragen, was er sein wolle, Herr oder Knecht? Und da er antwortete: „Herr“, gab sie zurück: „Warum suchst du dann den Knecht statt des Herrn?“ Dieser Wink war ihm genug. Er vermochte nun bei wachen Sinnen so viel, daß er sich besann und sich begriff und mit der unbeugbaren Entschiedenheit des Menschen, der dem echten Geiste gehorcht, noch am selben Tage nach Assisi zurückkehrte, froh wie ein Sieger und verkündend, er werde noch ein großer Fürst im eigenen Lande sein.

Nun fürchtete er nur eins: er werde die Kraft nicht halten können, die für

einen Augenblick sein gewesen war; denn noch wußte er nicht, was sie von ihm fordere. Ihn schmerzte das leere Leben bisher, er war unter seinen Gefährten wie entrückt, und um alles zu vermeiden, was ihn verwirren könnte, wählte er nur einen gleichaltrigen Freund zu langen Gängen in die Einsamkeit. Von ihm bewacht, zog er sich in eine Höhle zurück und betete, von einer Glut erfüllt, die auch äußerlich an ihm nachglänzte, zu seinem neuen Herrn, er möge ihn seinen Willen lehren, er möge ihn in Taten erfüllen lassen, was er im Herzen empfangen. Er befragte weder Menschen noch Bücher, denn nicht sie hatten ihn so weit geführt; und er bat den Gott nicht um seinen Anblick noch um seine Erkenntnis, sondern um sein Werk. Was er aber erhielt, war zunächst das schlichte Gesetz dessen, was er zu dieser Stunde, auf dieser Stufe seines Lebens verrichten solle, und die Gewißheit, daß aller göttliche Sinn schon hierin ruhe. Er selbst beginnt sein Testament an die Brüder mit der Erinnerung an jene erste Pflicht: „Der Herr gab mir, dem Bruder Franz, diesen Anfang auf den Weg der Buße. Als ich in den Sünden war, schien es mir allzu bitter, Aussätzige zu sehen: und der Herr selbst führte mich unter sie und ich tat Barmherzigkeit an ihnen. Und da ich von ihnen schied, wurde mir das, was mich bitter deuchte, in Süßigkeit des Geistes und Körpers verwandelt. Und darauf verweilte ich noch wenig und ging aus der Weltlichkeit.“ Damit war seine Herrschaft begründet, mit dem entscheidenden, freien Sieg über sich selbst. Auf welche Weise er geschah, darüber haben die Brüder manches erzählt: dem Jüngling, dessen zarte Natur der Geruch der Leprosenhäuser schon von weitem widerte, sei am rechten Tage ein Himmlischer in der Gestalt eines Aussätzigen begegnet, den habe er, vom Pferde steigend, beschenkt und geküßt; und wenige Tage später habe er die Kranken selbst in ihren Hütten aufgesucht. Diese Tat geschah ganz im stillen: so groß sie war und soviel von allen späteren sie schon vorwegnahm — Franziskus bekehrte nicht so die plötzlichen Aufschwünge, sondern zuerst den festen Gang des großen Lebens, die Länge und Strenge des Wegs begreifend, der zu durchmessen war, eh er sich auf der Höhe dieser ersten Tat erhalten könnte. Deshalb, um sich zu bereiten, betrat er die Stufe des Dienstes: er ritt wie sonst mit seiner Ware hinaus, verkaufte Tuch und Pferd in einer nahen Stadt und bat, zurückgekehrt, den armen Priester einer verfallenen Kirche bei Assisi, das Geld zu nehmen und ihn in der Verehrung Gottes bei sich zu dulden. Da der Priester das Geld nicht zu nehmen wagte, warf er es fort in eine Fensternische.

Hier begann Franziskus zu lernen, für welche Proben er stark sei. Denn da er kaum begonnen hatte, dem kirchlichen Dienste vertraut zu werden, kam sein Vater, ergriffen von jähzornigem Schmerz und ohne Ahnung, was das Geschehene bedeute, um den aus seiner Art Geschlagenen ins Haus zurückzuholen. Da versteckte sich der Sohn einen Monat lang in einer Grube, kümmerlich von seinem Priester ernährt, unter Tränen betend, der Herr möge ihn aus der Verfolgung befreien. Und schließlich begriff er den Weg der Freiheit und ging noch den gleichen Tag freudeglühend hinaus, um sich, für Gottes Kampf gereift, dem Verfolger zu stellen.

Im zerschissenen Bettlerkleid betrat er die Stadt seiner stolzen Jugendfeste,

und alles sah ihn für wahnsinnig an. Die Alten schalten, die Jungen verspotteten ihn, die Kinder bewarfen den Narren mit Steinen und Kot: bis sein Vater, dem es bald hinterbracht war, in Scham und Wut den ruhig Hinschreitenden in sein Haus riß. Er sperrte ihn im Finstern ein und hoffte ihn erst so und durch Worte, dann durch Schläge und Fesseln zu heilen. Aber der blieb immer sich gleich. Schließlich, als der Vater verreist war, machte die Mutter ihn los, und er kehrte in seine Kirche zurück. Dort aber hielt er sich nicht mehr einsam, sondern ging frei, in seinem großen Sinne gefestigt, umher. Da der Vater sah, daß er ihn, der sich gern jeder neuen Marter bot, weder rückbilden noch aus dem Lande jagen könne, trieb ihn die Leidenschaft dahin, zurückzufordern, was Franziskus auf seine letzte Kauffahrt mitgenommen — man fand das Geld noch in jener Fensternische — und sich inskünftig ganz von ihm loszusagen. Er forderte ihn darum vor das bischöfliche Gericht, und hier warf Franziskus ohne Zaudern und ohne Wort, alle Scham verachtend, die alten Kleider ab, die er vom Vater noch trug: nackt, wie er ihm geboren war, wollte er von ihm gehen. Der Bischof ließ ihm Gewandung bringen und deckte ihn inzwischen mit der seinen zu. Franziskus sagte: „Nun kann ich in Freiheit sprechen, Vater unser, der du bist im Himmel — nicht, Vater Peter Bernardone.“ Man sieht, er war an starker Leidenschaft seinem Erzeuger gleich, aber welche Früchte trug sie jenem, welche ihm! (Wolfram v. d. Steinen, Franziskus und Dominikus, 1925.)

THOMAS VON AQUIN

„Das Amt des Weisen ist ordnen.“ Diesen aristotelischen Satz stellt Thomas als die ihn selbst beherrschende Idee an die Spitze der philosophischen Summe. Denn, erläutert er, so verstehe die Menge das Amt des Weisen, und ihrem Gebrauch sei zu folgen. Fügen wir auch hinzu, daß Ordnen ihm, wie seinem Meister Aristoteles, nicht ganz wenig bedeutet: er setzt es mit Lenken gleich, Hinlenken der Dinge nämlich auf ihr inneres Ziel. Der Weise betrachtet die tiefsten Gründe, und diese Betrachtung ordnet die Erscheinungen im All auf ihren Anfang und Ende, auf das Gute hin. Ordnung ist in der Tat das beherrschende Wort in sämtlichen Schriften des Thomas.

Mit diesem einen Leitsatz ist Thomas endgültig von aller früheren christlichen Weisheit geschieden. Ordnen ist das Gegenwort zu Schöpfen: es begrenzt alles unmittelbar Drängende: Leidenschaft, Aktivität, Blut — aus dem selbstgewissen Geiste heraus. Es ist die ewig zweite Notwendigkeit, der auch der Täter, der Dichter, der Gott selber genug tut. Wer aber nur Ordnen als sein Amt sieht und Ordnen als Lenken, das Amt des Ordners als das höchste versteht, der setzt voraus, daß die Schöpfung vollendet und nur mehr Erhaltung Pflicht ist.

Platos Tun war Erwecken und Gestalten; das des Paulus Erobern; das des Augustin Wachhalten, Durchglühen; Anselm, Bernhard, Franziskus rangen mit dem Engel, mit Gott selbst, daß die Zeit zur Ewigkeit, die gläubige Einsicht zur Sicht, die Erde zum Himmelreich werde, daß der Herr in der Glorie wiederkehre, wie er verheißen. Thomas ordnet. Er nimmt den Glauben als

beschlossenen Zustand, dem jeder zuzuwachsen, doch dem keiner mehr zu geben hat — Bewegung, Fragwürdigkeit entsteht nur durch die mannigfache Unruhe und Unzulänglichkeit der Welt. Nicht der Glaube ist, wie für den Beter Anselm oder für den Prediger Bernhard, das innerst Erregende, die unstillbare Frage, sondern das ordnungsfeindliche Draußen. Dominikus hatte dergleichen durch sein Leben erfahren — Thomas gründet darauf das neue Zeitalter des Geistes.

Denn der Satz, das Amt des Weisen sei Ordnen, steht wie eine Mauer zwischen dem älteren Christentum und allem geistigen Wesen seither. Wohl hat es auch seither Leidenschaft des Geistes gegeben, und nicht nur in dem beschränkten Sinn, wonach jede wahre Denkleistung tiefere Spannung voraussetzt, wonach selbst Kant leidenschaftlich war — nein auch so, daß der Weise zeugen wollte. Aber diese Leidenschaft hat dann entweder zerstörend gewirkt, wie schon unmittelbar nach Thomas bei Duns Scotus und Occam, oder sie führte in ein mehr als philosophisches Reich, wie im größten bei Dante, im kleineren bei Schiller, oder sie stand einsam, abseits der Zeit: Nietzsche. Aber die Durchblutung der Theologie und Philosophie ist nicht mehr gelungen — viel eher geschah es, daß tathafte Naturen die Ordnungen der Weisen vergewaltigten, wie Luther, oder auch sich ihnen zur Verfügung stellten, wie Loyola. Bestimmend aber in der Wirklichkeit wie in allen Begriffen der Wissenschaft war das machtvoll-kühle, befriedigt-entsagende des Thomas: sapientis est ordinare. (Wolfram v. d. Steinen, Vom heiligen Geist des Mittelalters, 1925.)

DIE MYSTIK IM 14. JAHRHUNDERT

Das Höhere in allen sozialen und kirchlichen Verhältnissen war abgelähmt und erstorben, die früher in ihm gebundenen höheren geistigen Kräfte waren dadurch frei geworden und schweiften nun geistergleich körperlos in der Gesellschaft um; das Gewimmel der untern Kräfte aber, von der bisherigen Lebensregel losgebunden, jedoch von der Natur der Dinge in gewissen Grenzen festgehalten, ging seinerseits in keckem Lebensmute in diesem Naturgeleise und gab, immer noch nachhaltig in aller Schnellkraft, ein reiches aber zugleich auch jeden bessern Sinn betrübendes Schauspiel einer sich zwecklos durch sich selbst aufreibenden, wilden, zügellosen Gewalt, die ohne Steuer von ungestümen Winden getrieben, auf weitem bahnlosem Meere irrte. Dieser bis zum Schwindel verwirrende Anblick, dieser Chariwari wild gegeneinander redender Kräfte, dies unaufhörliche, unartikulierte Sausen und Brausen, das selber auf kein ordnendes Wort hörend, auch in kein solches Wort zusammenklang, mußte jene höheren Kräfte in den der Zeit überlegenen, bessern Geistern aus dem Tumulte scheuchen und sie zur Einkehr in sich selber treiben, um dort, im beschlossenen Innern, in der stillen geistigen Welt, die in dasselbe hinunterreichte, einen unbewegten Punkt zu finden, auf dem sie von so vielem Wechsel und Wandel, von so trostlosem Getümmel ausruhen mochten. Wie tief sie aber einkehrten, wie entschlossen sie unvertauchten in diese geistigen Abgründe, sie fanden auch dort alles im tief hinabreichenden Wellenschlag bewegt und Ruhe nicht eher, als bis sie über dem in sich verhüllten Keim-

punkt alles Seins bei der Gottheit selber angelangt, die ihr stets heiteres Antlitz in den Wassern, die über dem Himmel, wie in denen, die unter dem Himmel sind, in seiner milden Schöne spiegelt. Nachdem sie also eine Zeitlang mit jenen wild bewegten Wellen gekämpft, und kämpfend mit ihnen sich abgemüdet, da hatten diese Sturmvögel von dem treulosen Elemente sich losgesagt, das, immerfort von wütenden Kräften aufgewühlt, jenes Bild, das sie festzuhalten sich bemühten, verschob, entstellte und verzerrte; und nachdem sie in jenen ruhigen Äther über der Veste sich hinaufgeschwungen, wiegten sie als Schwäne des Himmels sich in seinen reinen Wellen und sonnten sich im Strahle jenes höheren Lichtes, der im reinen Kristallspiegel jenes glänzende Konterfei umschrieben. Und nicht etwa vereinzelt, da oder dort, geschah dieser Aufflug; die Geister hatten noch nicht so gänzlich sich in die äußere Natur verlaufen und verloren und glühten noch mächtig nach in der früheren religiösen Begeisterung; der Ausbau der meisten Münster, die wir als Denkmale des beharrlichsten frommen Eifers anstauen, fällt gerade in diese Zeit, die durch ihren geschäftigen Tumult jene stilleren Seelen aufgeschuecht, die nun im Verhältnis, wie die zerrüttete Welt ihren Ansprüchen ins Große hin höhnend sich versagt, in um so größerer Menge hinwiederum ihr abesagt, und nun in jene höheren Räume auswanderten, näher sich an die Mitte drängend oder ferner von ihr weilend, je nachdem sie der stärkere oder schwächere Fittich trug, und der Geist sie mehr oder minder hob. So hatte die Gesellschaft der sogenannten Mystiker in jenem höheren Vaterlande sich angesiedelt; keinem Jahrhunderte ganz mangelnd, hatte sie in diesem doch zahlreicher als in vielen vorhergehenden und nachfolgenden, sich zusammengefunden und bildete über ganz Deutschland, ja, über die ganze Christenheit einen Verein, der in durchgreifender innerer und äußerer Verbindung stand, in seinen meisten Gliedern um sich selber wußte, und sie alle wechselseitig durcheinander zu fördern und zu steigern sich bemühte. Unter ihnen war auf leuchtender Höhe Johann Ruysbroek, 1290 Prior zu Grünthal bei Brüssel, aufgeblüht, ein tiefsinniger, im Ausdruck dunkler und metaphernreicher, hochbegeisterter, im Wandel heiliger, in Beschaulichkeit unvergleichlicher, durch das Feuer, in dem er erglühte, alles hinreißender Geist. Unter denen, die er also hingerissen, war, neben Gerhard Groit von Deventer und Heinrich von Löwen besonders Johannes Tauler, der zum Teil als sein Schüler gilt, so lange nämlich, bis ihn, den hochgelehrten Meister der Geschrift, jener einfältige schlichte Laie erst zum rechten Durchbruche gebracht, dessen Verlauf sein Leben so unvergleichlich wohl erzählt. Von da an trug er das Licht, das sich ihm gezündet, von Köln bis Straßburg hinauf, und um ihn sammelte sich bald ein Kreis gleichgestimmter Geister, unten am Niederrhein Meister Eckart der Prediger, eine wunderbare, halb in Nebel gehüllte, beinahe christlich mythische Gestalt, samt dem ihm gleichnamigen jüngeren Eckart, oben in Straßburg Ludolph der Karthäuser und Thomas der Augustiner, die einzigen Genannten unter so vielen, die seine Predigten besucht, und die er durch Lehre und Wandel zu Gott gezogen. Dann noch höher hinauf Suso aus Konstanz und dem Hegau und neben ihm sein Freund Heinrich von Nördlingen, und die Margarete oder Christine Ebnerin, der über ihn und Tauler die bekannte

Vision geworden. Wenig andere bedeutende Namen sind aus jener, an dieser höheren Gabe so reichen Zeit bis zu uns gelangt, eben weil es die Weise dieser geistigen Richtung ist, aus dem Getümmel der Welt sich in sich selbst zurück-zuziehen und im stillen allein mit Gott zu wandeln; aber daß diese wenigen Namen alle dem rheinischen Deutschland angehören, deutet darauf, daß diese Begeisterung, eben wie die frühere poetische, tiefer als anderswo die Gemüter dort ergriffen. Aber keineswegs jedoch läßt sich daraus die Folge ziehen, daß sie dem höheren Norden und dem tieferen Osten ganz gefehlt; für den ersteren stehen, neben der heiligen Brigitta in Schweden, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts lebend, auch die Äbtissin Gertruda, um das Ende des dreizehnten, und ihre Schwester Mechthilde, Nonne in Eisleben, ein; für den Osten aber jene einfache stille Seele, die 1314 in Wien gestorben, und deren freundlich sinnige Gesichte, wie ihr Beichtvater, dem sie dieselben entdeckt, sie aufgeschrieben, da und dort in Manuskripten gefunden werden, auch zu verschiedenen Malen im Druck erschienen. Alle insgesamt und mit ihnen jene Zeitgenossen, die, von ihrer Lehre ergriffen, sich zu ihr gehalten, haben sich ins Heiligtum der Kirche geflüchtet, als wilde Leidenschaften in Vorhalle und Schiff eingebrochen; sie sind die Säulen, durch die die Vorsehung damals das Wankende gestützt, ja, sie sind in dieser Zeit das Heiligtum selbst gewesen, wenn es wahr ist, daß der Geist von oben nicht in Steinen, sondern in Menschenherzen seine Kirche baut. (Joseph von Görres, Heinrich Susos Leben, 1829.)

DIE UNIVERSITÄT PARIS IM 12. JAHRHUNDERT

Es war seit Mitte des zwölften Jahrhunderts der Zusammenfluß von Jünglingen aus allen christlichen Ländern Europas in Paris ein größerer, als vielleicht je an einem Ort und zu irgendeiner Zeit. Kaum mochte man eine Herberge finden, und die Zahl der Fremdlinge soll die der Bürger nicht selten übertroffen haben. „Was“, sagen begeisterte Schriftsteller jenes Jahrhunderts, „irgendein Land Köstliches, irgendein Volk Ausgezeichnetes, irgendein Zeitalter geistig Hohes hervorgebracht hat, alle Schätze der Wissenschaft und alle Güter der Erde, was dem Geiste und was dem Körper mannigfachen Genuß gewährt, Lehren der Weisheit, Zier freier Künste, Ritterlichkeit des Sinnes, Feinheit der Sitte, alles vereinigt Paris in sich. Es muß Ägypten, es muß Athen, es muß jede Stadt, in der einst Wissenschaften blühten, weichen, wenn sie in der Menge derer, welche dort irdische, hier himmlische Weisheit suchten, sich messen wollte. Nur darin ist ihm Athen vergleichbar, daß in beiden die Gelehrten den Vorrang hatten.“ Und so groß war die Begeisterung, daß Paris als der Born aller Weisheit, als der Baum des Lebens im irdischen Paradiese, als die Leuchte im Hause des Herrn gepriesen ward. Andererseits galt sie längst schon als eine edle, volkreiche, verkehrsreiche Stadt; als der Stapelplatz der Völker, die Königin der Länder, der Schatz der Fürsten. Die Anmut des dortigen Aufenthalts, der Überfluß an allen Bedürfnissen, die Würde der Geistlichkeit, der Frohsinn des Volkes lockte und fesselte die Ausländer, daß sie gerne der Heimat vergaßen. Alles dieses gewann noch höheren Wert bei ungefährdeter Ruhe, freundlicher Unterstützung, wohlwollender Fürsorge der

Könige, und durch die Rechte, womit schon Ludwig VII. die Hochschule bedacht, welche sein Sohn Philipp während langer Regierung erweitert hatte, war sie ja der Stolz dieser Fürsten, der Gegenstand ihrer besonderen Pfliegel. Über alles aber zog an ein ausgezeichnete Verein ruhmreicher Gelehrter, von welchem Glanz und Ansehen über dieselbe sich verbreitete. Denn entweder fanden hervorragende Würdenträger der Kirche sich beehrt, wenn sie ein Lehramt daselbst bekleiden konnten, oder verdiente Lehrer wurden von der dortigen Schule zu der Kirche erhoben, doch ohne jene völlig zu verlassen, gingen von dem Lehramt zu dem Hirtenamt über; und die Päpste selbst richteten gern ihre Augen auf diejenigen unter ihnen, von denen sie überzeugt waren, sie würden durch Kenntnis oder Tugend die römische Kirche zieren.

Für wissenschaftliches Werkzeug und Vorrat sorgten unter Leitung der Lehrer Buchhändler, deren blühendes Gewerbe einer eigenen Straße den Namen gab; für Geld Bürger, die entweder auf schriftliches Ansuchen der Eltern oder gegen Sicherung darliehen; auch wohl Juden, zu solchen Geschäften damals gewandt wie heutzutage; für das Bestehen ärmerer Studenten die Stiftungen von Königen und Fürsten zu deren freiem Unterhalt. Den inneren Zusammenhalt sicherten Freiheiten der Könige, die Teilnahme der Studierenden an der Bestattung und an den kirchlichen Feiern für die Seelenruhe verstorbener Mitschüler. Vorschriften der Oberen geboten anständige Kleidung, ordneten die Vorlesungen der Lehrer und die mündlichen Übungen der Zuhörer. Mit den Frühstunden füllten sich die Lehrsäle; dann begann der Vortrag des Meisters; der Nachmittag ging erst in wechselseitigen Erörterungen hin; hierauf wieder Vorlesungen, Vergleichen; Wiederholungen schlossen den Tag.

Neben allem diesem war der Aufenthalt in Paris nicht ohn' alle Gefahr. Dirnen suchten die leichtsinnige oder unerfahrene Jugend zu umgarnen; doch zeigte sich diese von Zucht und Sitte nicht dergestalt verkommen, daß sie nicht selbst gern Hand geboten hätte, solche Gefahr zu verringern. Der Überfluß reizte zu Schwelgerei; Gelage im Kreise von Genossen entfremdete bisweilen dem höheren Zwecke; jugendlicher Übermut blickte gern auf den Bürger nieder, den er seiner einfachern Beschäftigung wegen unter sich gestellt glaubte, und für die durch eine gewisse Standesehre Verbundenen ward, wie noch zuweilen in unseren Tagen, geringfügige Irrung mit jener Ursache nicht selten blutigen Haders. Neben den Lobpreisungen derer, die mehr zum Glanze der Wissenschaft ihr Auge wendeten, erhob sich daher der Jammer solcher, welche Reinheit der Sitten für die erste Zierde und das höchste Gut der Jugend hielten. „O Paris,“ klagt einer, „du Netz aller Laster, du Falle alles Übels, du Pfeil der Hölle, wie durchbohrst du das Herz der Unbesonnenen!“ Der Aufwand an Scharfsinn, womit man in die Tiefen von Lehren dringen wollte, welche der menschliche Geist nur in Demut glauben, oder in Hochmut, weil er sie nicht zu begreifen vermag, verwerfen kann, führte durch Spitzfindigkeit, die für Erklärung galt, nicht selten zu trostlosen Abirrungen. Auch fehlte es nicht an Beschwerden, daß viele junge Leute zu Magistern erhoben würden, die andere zu deren Schaden in der Wissenschaft zu unterweisen sich vermäßen; was in der Folge die Verordnung veranlaßte,

daß keiner, bevor er das Alter von fünfunddreißig Jahren erreicht hätte, Theologie lesen dürfe.

Königliche Prinzen suchten in Paris Kenntnisse zu sammeln, ohne welche sie glaubten, weder im Heerlager noch im Hoflager die Früchte des Kampfes oder des Friedens gewinnen zu können. Manche Große, in Frankreich zuerst, dann auch aus andern Ländern, die damals den europäischen Christenstaat bildeten, ahmten diesem Beispiel nach, und es blieb nicht ohne Einfluß auf die Gesittung und auf die Geistesbildung derer, welche mit solchen in Berührung kamen. Wie schon in früheren Zeiten Kirchenhäupter zu ihrem Wissen oder ihrer Frömmigkeit in Paris den Grund gelegt hatten, so gewann von den einflußreichsten Männern jenes Jahrhunderts eine immer größere Zahl daselbst die Vorbereitung auf ihre Bestimmung und Wirksamkeit. Päpste, welche mit ernster Würde, tiefer Einsicht und hohem Mut St. Peters Stuhl zierten; Kardinäle, die mit Weisheit und umfassender Geschäftserfahrung ihnen zur Seite standen, Patriarchen, in welchen der Orient den Ernst der freieren Kirche des Abendlandes erkennen konnte, Erzbischöfe, die einer zahlreichen Herde leuchteten, Bischöfe, die ihr Amt in Erkenntnis seiner Hoheit führten, fromme Äbte weitberühmter Klöster, so daß je mehr und mehr Paris als die fruchtbare Schule erkannt ward, aus welcher strahlende Lichter der Kirche in die Welt ausgingen. Da wurden Freundschaften geschlossen, die zu festerer Verbindung des einen, großen, Europa geistig belebenden, christlichen Vereins wohlthätig wirkten, über einzelne Länder segensvollen Einfluß verbreiteten; und französische Gesittung, Pracht des Gottesdienstes, Neigung für Wissenschaften und Liebe zu Künsten verpflanzten sich durch diese „Lehrerin der Welt“ in alle Reiche des Abendlandes.

Wer durch begünstigende Geburtsverhältnisse, durch reichlichere Vermögensumstände, durch umfassendere Geistesanlagen sich berechtigt hielt, oder wer fähig werden wollte, höhere Würden der Kirche nicht bloß zu erwerben, sondern mit Tüchtigkeit zu bekleiden, fand sich in Paris zusammen, so daß die Zahl der Schüler, ebenso als die des Volkes, unermesslich konnte genannt werden. Man glaubte in sämtlichen Ländern Europas nirgends auf Ansehen im Vaterland Anspruch machen zu dürfen, wenn man nicht in Paris seine Jugend zugebracht, nicht den Unterricht der dortigen Lehrer genossen hätte. Also, außer den vielen Bischöfen Frankreichs, deren manche nicht bloß Schüler sondern Lehrer daselbst gewesen waren, verdankten nicht wenige aus den übrigen Reichen ihre Ausbildung dieser Hochschule. Papst Alexander III. schickte eine ganze Schar junger Geistlicher aus Italien; Venedig sandte diejenigen, welche nachmals die größte Auszeichnung sich erwarben. Die Engländer klagten, Oxford sei verödet, und in dem Maße, in welchem diese Schule durch feindliche Gewalt und den Druck, womit Heinrich II. über der Geistlichkeit lastete, sank, hob sich Paris. Deutsche, die dort sich aufgehalten hatten, ragten nicht bloß durch Herkunft und Rang, sondern durch Geist und Wissen hervor. Mochten alte Erinnerungen aus der Normannenzeit einzelne Dänen hingezogen haben, bald sicherten Stiftungen einer größeren Zahl sorgenfreies Bestehen, und seit Erzbischof Absalom von Lund als Gesandter in Frankreich auftrat (1170) und durch Verpflanzung einiger Stifts-

herren von St. Genoveva in sein Vaterland eine geistliche Verbindung zwischen beiden Reichen gegründet hatte, erhielt sich dort der wissenschaftliche Verkehr mit Frankreich und mehrte sich die Zahl dänischer Jünglinge, die in Paris zu jeder Lebensbestimmung sich vorbereiteten, und welche später, als eine Verschwägerung beider Königshäuser sollte geschlossen werden, noch höher stieg. Wie Dänemark nicht bloß ein Glied des königlichen Hauses, so sandte auch Ungarn einen Königssohn. Ebenso wenig lag den Schweden dieser Sitz europäischer Geistesbildung zu fern, und selbst den slawischen Ländern blieb er nicht fremd, wie denn aus Polen Bischof Ivo von Krakau dort eine Stufe derselben zu erreichen gesucht hatte, zu der er sich in seiner Heimat nicht hätte erheben können.

So war Paris zu Ende des achten Jahrzehnts des zwölften Jahrhunderts. (Friedrich von Hurter, Geschichte des Papstes Innocenz III. und seiner Zeitgenossen, 1834/42.)

DAS WELTLICHE REICH

GRÜNDUNG DES CÄSARISCHEN RAUMES

Daß dieses große Volk (die Kelten) durch Cäsars transalpinische Kriege zugrunde ging, ist noch nicht das bedeutendste Ergebnis dieses großartigen Unternehmens; weit folgenreicher als das negative war das positive Resultat. Es leidet kaum einen Zweifel, daß, wenn das Senatsregiment sein Scheinleben noch einige Menschenalter länger gefristet hätte, die sogenannte Völkerwanderung vierhundert Jahre früher eingetreten sein würde, als sie eingetreten ist, und eingetreten sein würde zu einer Zeit, wo die italische Zivilisation sich weder in Gallien noch an der Donau, noch in Afrika und Spanien häuslich niedergelassen hatte. Indem der große Feldherr und Staatsmann Roms mit sicherem Blick in den deutschen Stämmen den ebenbürtigen Feind der römisch-griechischen Welt erkannte, indem er das neue System offensiver Verteidigung mit fester Hand selbst bis ins einzelne hinein begründete und die Reichsgrenzen durch Flüsse oder künstliche Wälle verteidigen, längs der Grenze die nächsten Barbarenstämme zur Abwehr der entfernteren kolonisieren, das römische Heer durch geworbene Leute aus den feindlichen Ländern rekrutieren lehrte, gewann er der hellenisch-italischen Kultur die nötige Frist, um den Westen ebenso zu zivilisieren, wie der Osten bereits von ihr zivilisiert war. Gewöhnliche Menschen schauen die Früchte ihres Tuns, der Same, den geniale Naturen streuen, geht langsam auf. Es dauerte Jahrhunderte, bis man begriff, daß Alexander nicht bloß ein ephemeres Königreich im Osten errichtet, sondern den Hellenismus nach Asien getragen habe, wieder Jahrhunderte, bis man begriff, daß Cäsar nicht bloß den Römern eine neue Provinz erobert, sondern die Romanisierung der westlichen Landschaften begründet habe. Auch von jenen militärisch leichtsinnigen und zunächst erfolglosen Zügen nach England und Deutschland haben erst die späten Nachfahren den Sinn erkannt. Ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viele Dichtung berichtet hatten, ward durch sie der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen. „Täglich“, heißt es in einer römischen Schrift vom Mai 56, „melden die gallischen Briefe und Botschaften uns bisher unbekannte Namen von Völkern, Gauen und Landschaften.“ Diese Erweiterung des geschichtlichen Horizonts durch Cäsars Züge jenseit der Alpen war ein weltgeschichtliches Ereignis, so gut wie die Erkundung Amerikas durch europäische Scharen. Zu dem engen Kreise der Mittelmeerstaaten traten die mittel- und nordeuropäischen Völker, die Anwohner der Ost- und Nordsee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mit bestimmte. Es hat nicht viel gefehlt, daß bereits von Ariovist das durchgeführt ward, was später dem gotischen Theoderich gelang. Wäre dies geschehen, so würde unsere Zivilisation zu der römisch-griechischen schwerlich in einem innerlicheren Verhältnis stehen als zu der indischen und assyrischen Kultur. Daß von Hellas' und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem stolzeren Bau der neueren Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt, daß Westeuropa

romanisch, das germanische Europa klassisch ist, daß die Namen Themistokles und Scipio für uns einen andern Klang haben als Asoka und Salmanassar, daß Homer und Sophokles nicht, wie die Veden und Kalidasa, nur den literarischen Botaniker anziehen, sondern in dem eigenen Garten uns blühen, das ist Cäsars Werk, und wenn die Schöpfung seines großen Vorgängers im Osten von den Sturmfluten des Mittelalters fast ganz zertrümmert worden ist, so hat Cäsars Bau die Jahrtausende überdauert, die dem Menschengeschlecht Religion und Staat verwandelt, den Schwerpunkt der Zivilisation selbst ihm verschoben haben, und für das, was wir Ewigkeit nennen, steht er aufrecht. (Theodor Mommsen, Römische Geschichte, 1854/56.)

DAS DEUTSCHE KAISERTUM

Die oberste politische Gewalt, das Kaisertum, das mit dem 10. Jahrhundert an die Deutschen kam, war dasselbe Imperium, welches einst bei der Überwältigung der Völker der alten Kultur durch die Römer gegründet worden. Es trug den Namen des größten Mannes, den das Altertum in bezug auf innere Autogonien und äußere Organisationen hervorgebracht hat. Doch erst die Nachfolger Cäsars, die nach ihm ihre Würde benannten, haben dem Gemeinwesen eine feste Gliederung gegeben, durch welche den inneren Kämpfen, die es zerstört haben würden, ein Ende gemacht und seine Stellung in der Welt unwiderruflich bestimmt wurde. Es war eine den Frieden und die Macht erhaltende Gewalt, die sich über den Orient sowie über den Okzident erstreckte und auch einen Teil der germanischen Völker umschloß.

Nicht in diesem Umfange war sie die Jahrhunderte daher fortgesetzt worden. Sie würde sonst das innere Leben der Nationen unmöglich gemacht und absorbiert haben. Die religiösen Vorstellungen der alten Welt, welche ursprünglich überall an lokale Dienste anknüpfend, jetzt in der Hauptstadt zentralisiert, dieser, ja dem Cäsar selbst eine göttliche Mission zuschrieben, konnten hierdurch doch weder befriedigt noch erschöpft sein. Die zweifelhafte Übertragung der höchsten Gewalt von einem Herrschergeschlecht zum andern mußte immer neue Bewegungen hervorbringen, welche das religiöse Ansehen des Imperators erschütterten. Die Völker verlangte so nach einer Religion, die in ihnen selbst das Gefühl einer tiefinnerlichen, von diesen Wechselfällen unabhängigen Gemeinschaft erzeugen konnte.

Da war nun die Religion in der Welt erschienen, welche die universale zu werden den Anspruch und die innere Macht besaß und in der das dem Menschen innewohnende, allgemeine religiöse Bedürfnis wie in keiner andern befriedigt wurde: das Christentum. Aber wie es nur durch persönlichen Glauben ergriffen werden konnte, so mußte es sich auf dieser Grundlage in sich selbst organisieren. Es erhob sich in fortwährendem Widerstreit mit dem Kaisertum, dem es einen überweltlichen Gott, an den Dienst Jehovas anknüpfend, in gläubiger Verehrung entgegensetzte.

Endlich im Konflikte aller inneren Elemente des Lebens geschah es, daß die Kaiser selbst zu dem Gedankenkreis übertraten, mit dem sie bisher gerungen hatten, jedoch ohne im mindesten auf das lebengebende Moment ihres eigenen

Daseins zu verzichten. Vielmehr bildete sich zwischen den beiden Autoritäten eine Wechselwirkung aus, auf welcher lange Zeit der Bestand der abendländischen Welt überhaupt beruhte. Das Christentum gewann durch die Macht über die Gemüter bald eine nahezu unabhängige Stellung; die geistlichen Oberhäupter, die sich auf den Konzilien vereinigten, behielten doch auch dem Kaiser zur Seite und im Einverständnis mit ihm eine dominierende Autorität, da die vornehmsten Fragen, die jetzt die Menge beschäftigten, geistlicher Natur waren.

Nicht lange, so wurden zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Oberhaupt neue Organisationen des Reiches vereinbart und durchgeführt, die, in unaufhörlichem Kampfe entstanden, den Stempel dieser Bewegung trugen. Sie führten eine Trennung zwischen Orient und Okzident herbei, indem der weltliche Mittelpunkt auf Byzanz überging, wo sich die Macht des alten Imperiums fortsetzte, während Rom in unaufhörlichem Kontakt mit den germanischen Völkerschaften, welche die Oberhand im Okzidente erlangt hatten, sich zum geistlichen Mittelpunkt entwickelte. Das römische Papsttum — denn dies war der Name, welcher jetzt aufkam — stieg durch die allmähliche Ausbreitung des Glaubens im Abendlande immer mächtiger empor.

Bald jedoch mußte es sich, von dem byzantinischen Imperium bedroht, das seine Ansprüche auf den Okzident niemals vergessen hatte, zu seiner Rettung an die germanischen Völker wenden. Zugleich war jetzt auch der Moment eingetreten, wo die von der neuen Lehre des Islam entflammten Araber, durch Eroberungen in den drei Weltteilen ermutigt, die Existenz des Papsttums ebenso wie die des byzantinischen Reiches gefährdeten. Nur durch die Teilnahme der germanischen, selbst erst allmählich dem Heidentume entwachsenen Streitkräfte im allgemeinen Weltkampf konnte das Papsttum der Eroberung der Araber ebenso wie den Ansprüchen des Imperiums zu Byzanz Widerstand leisten. Darauf beruht das Kaisertum Karls des Großen: Rom erkannte, von den Sarazenen und dem byzantinischen Reiche zugleich gefährdet, den König der Franken als seinen Kaiser an. Man darf den Ausdruck, das Kaisertum sei an Karl übertragen worden, nicht gerade wörtlich verstehen. Er war bereits Meister und Herr der okzidentalischen Gebiete im weitesten Umfang und im Besitz der größten weltlichen Macht, die er durch seine Verbindung mit der geistlichen nicht etwa aufzugeben, sondern vielmehr zu erweitern gedachte. Auf der Übereinstimmung dieses neuen Kaisertums, welches doch an das alte anknüpfte, und des Papsttums, das durch die Losreißung von Konstantinopel nicht auch von der Idee des Kaisertums selbst emanzipiert worden war, beruht die folgende Weltentwicklung.

Schon unter den nächsten Nachkommen Karls aber traten in dem abendländischen Imperium Streitigkeiten über die Erbfolge ein, in welche sich dann die tiefgreifendsten Differenzen über das Machtverhältnis der geistlichen zur weltlichen Gewalt mischten. Das Resultat derselben mußte notwendig zum Nachteil der weltlichen Gewalten ausfallen: das Kaisertum konnte sich nur sehr einseitig fortsetzen, es schien nur noch im Dienste der geistlichen Institute bestehen zu können. Sollten aber deshalb die germanischen

Nationen sich dem altrömischen Kaisertum widersetzt und zu seiner Destruktion beigetragen haben, um jetzt einer neuen Gewalt zu verfallen, die ihren einzigen Impuls von den geistlichen Ideen entnahm? Noch einmal nämlich waren diese zu einer Ausdehnung und Kraft gelangt, daß es nicht anders schien, als ob die Besonderheit der Nationen und die innere Entwicklung der Religion selbst in Gefahr geraten würden. Auf diesem Wege wäre alles nur einer absoluten Priestergewalt unterworfen worden, worin der Beruf einer Welt, welche die Elemente und Reliquien des antiken Lebens in sich schloß, nicht liegen konnte.

Da nun geschah es, daß aus der Mitte der germanischen Nation heraus ein neues Königtum sich erhob, welches von dem unmittelbaren Einfluß des Papsttums und seiner Velleitäten sich losriß und der Idee des Kaisertums, die völlig absorbiert worden zu sein schien, aufs neue Bahn machte.

Dies war das Imperium Ottos des Großen. Es war dem altrömischen nicht zu vergleichen, es erreichte das karolingische bei weitem nicht. Aber es gab doch der Idee einer höchsten, mit der Autorität verbundenen, in sich selbst unabhängigen Autorität in Germanien einen starken, unwiderruflichen Ausdruck. Es schloß die zivilisatorischen Institutionen des alten Imperiums in sich ein und brachte sie zu neuer Geltung. Andererseits gehörte aber auch das Übergewicht Roms dazu, die öffentliche Ordnung zu behaupten; und wenn deshalb auch zwischen dem Papsttum, das seinen überlieferten Ansprüchen treu blieb, und dem Kaisertum, das sich dem widersetzte, mannigfaltiger Zwiespalt entstand, so gab es doch in der elementaren Zusammensetzung Momente, in denen beide notwendig zusammentrafen.

Die Entstehung des deutschen Kaisertums, das heißt einer auf der inneren Entwicklung der deutschen Stämme beruhenden Ordnung, die durch die Ausbreitung der ottonischen Macht über Italien eine universale Stellung gewann, bildet das Weltereignis des 10. Jahrhunderts.

Man darf einen Augenblick hierbei stehenbleiben, um die Bedeutung dieses Ereignisses zu überblicken. Es involviert die innigste Verbindung des deutschen Gemeinwesens mit den universalen Interessen. Ein Gegensatz gegen Byzanz lag darin nicht, vielmehr ein Antrieb zu enger Vereinigung mit demselben; denn nur in der Gemeinschaft beider konnten dem immer kecker vordringenden Islam Grenzen gesetzt werden.

Dieses germanische Imperium hatte keine durchaus unanfechtbare genealogische Grundlage, aber insofern doch einen Vorzug vor dem karolingischen Kaisertum, als jetzt über den Besitz des Imperiums durch das Erbrecht im deutschen Königtum selbst entschieden wurde. Zudem hatte es eine andere Art von Oberherrlichkeit über die Nachbarn zu behaupten als das frühere: die Versuche der Christianisierung und Unterwerfung zugleich umfaßten andere, über die früheren weit hinausreichende Regionen.

Es war eine Reaktivierung der Idee des altrömischen Kaisertums, aber keineswegs seiner Form. Vielmehr hatten sich in steten Kämpfen Verfassungsformen ausgebildet, von denen die alte Welt noch keinen Begriff hatte. Es ist auch hier nicht der Ort, auf das Lehnswesen näher einzugehen, welches dem öffentlichen Leben überhaupt eine andere Gestalt gab. Aber mit einem

Wort müssen wir diese Umgestaltung bezeichnen. Sie beruht darauf, daß der Begriff des Gehorsams und des Waffendienstes mit dem Bedürfnis des individuellen Lebens auszugleichen versucht wurde. Alle Einrichtungen bekamen dadurch einen andern Charakter, daß eine Verleihung von Grund und Boden an die lokalen Oberhäupter erfolgte, die, in ihren verschiedenen Abstufungen mit Besitztümern ausgestattet, dieser nur dadurch versichert wurden, daß sie dem Oberhaupt Treue und Glauben hielten. Es war eine durch und durch lebendige Organisation, die das gesamte Reich umfaßte und zu einer vielgliederten Einheit verknüpfte, denn die Grafen und Herzöge nahmen zu ihren Untersassen andererseits ein ähnliches Verhältnis ein. Der Besitz von Grund und Boden trat dadurch mit der Idee des Reiches in eine unauflösliche Verbindung, der sich auch die Völkerschaften anschlossen, die an den Grenzen in untergeordnetem Kontakt mit dem Reiche standen. Daß nun ein Kaisertum dieser Art auf den unbedingten Gehorsam, wie er dem altrömischen zuteil geworden war, nicht rechnen durfte, liegt am Tage. Dennoch aber hing die Gesamtvorstellung von der Vereinbarung ab, deren Schlußstein oder vielmehr gebietenden Mittelpunkt das Kaisertum selbst bildete. Es hatte kaum mehr den Anspruch, das universale zu sein, aber es besaß doch die oberste Stelle in dem europäischen Gemeinwesen und hielt die Unabhängigkeit der weltlichen Macht gewaltig aufrecht. Die Idee einer allgemeinen Gewalt und des Übergewichtes über die christliche Welt überhaupt war eben dem deutschen Reiche durch Otto den Großen unverfälscht eingepflanzt. (Leopold von Ranke, Weltgeschichte, 1881/88.)

DIE VERFASSUNG UNTER KARL DEM GROSSEN

Volk und Heer waren einerlei, die Kriegskunst blieb hierdurch unvollkommen, aber die Nation genoß eine sichere Freiheit unter großen Königen oder wie unter keinen. Zwischen Fürsten, deren Macht auf einem Heer beruht, und anderen, welche durch das Volk stark sind, ist ein großer Unterschied: die Nation urteilt nach Taten, für den Soldat ist Geld hinreichend. Der allgemeine Aufbruch der Franken geschah für die Landwehre zum Schirm des Fränkischen Reichs wider ausländischen Übermut, jährlich zogen Scharen herum, in jeder Mark wurden Wachten gesetzt wider innern Aufruhr und fremde Gewalt. Mark hieß jeder zusammen aufbrechende Kreis, dieser Name blieb den Grenzen. Die Landeigentümer führten den Krieg: die zogen aus, welche drei oder mehr Höfe besaßen und also Knechte und Haushälter zurückließen. Die übrigen steuerten im Verhältnis ihrer Armut zu ihrer Ausrüstung mehr oder weniger: es wurden Waffen und Kleider auf ein halbes Jahr und Speisen auf drei Monate erfordert. Reiter trugen Schild, Lanze, Spade, Bogen und Pfeile, zu Lagern und Belagerungen wurde der Zeng mitgeföhren, wer den Zug versäumte, büßte mit sechzig Schillingen. Bei eben dieser Strafe durfte kein Herr seine Untergebenen beurlauben, wenn er einen seinesgleichen dem Kriege entzog, so kostete es Amt und Gut. So geschah unter dem Grafen jeden Gaus der Auszug der Scharen von allen Landgütern zum Streit für deren Sicherheit in des Königs Krieg, welcher auch ihr eigener Krieg war.

Sie standen unter Karl, wie unter Alexander dem Großen, in dicht geschlossenen Haufen, im Stoß unaufhaltbar, im Aushalten eine Mauer. Solche Milizen haben alle Staaten gegründet, ihr Ansehen ist gefallen durch eigene Vernachlässigung.

Dieses Heer bezahlte sich selbst. Die Grafen, Herzöge und Könige lebten von dem Ertrag ihrer Güter, dem Volk soviel näher, da die Landwirtschaft auch ihr Geschäft war. Als Karl das größte Reich beherrschte, welches nach den Zeiten des Römischen unter den Christen aufgekommen, verordnete er, wie die Eier auf seinen Höfen zu verkaufen seien, und gab der Welt Gesetze in Kleidern, welche ihm sein Weib gemacht. Überwundene zinseten von dem ihnen gelassenen Gut, Leibeigene von dem ihnen gegebenen. Diese Pflichten blieben auf den Gütern. Auch Kopfgeld wurde bezahlt von denen, welche dem Überwinder das Leben zu danken hatten. Diese Abgaben wurden anfangs in Kirchen, nachmals von den Kammerboten gesammelt, außerdem wurde bei Brücken gezollt, die aber niemand nutzen mußte, dem sie entbehrlich waren. Die freien Männer, welche ihr Gut bei der Eroberung mit ihrem Blute erstritten und es mit ihrem Blute behaupteten, sie, die der Weisheit des Königs nicht mehr zu danken hatten, als der König ihrem treuen Mut, bauten ihre Ländereien ohne Auflage sich selbst und ihren Kindern. Hilperich hatte mehr gefordert und nicht erhalten, einem andern König hatte so ein Unternehmen das Leben gekostet, Geschenke brachten sie nach dem Vermögen des Landes und dem Bedürfnis der Geschäfte. Wo der Fürst keine eigenen Waffen hat, wodurch er das Volk zwingt, und kein Geld, um Werkzeuge der Tyrannei zu mieten, darf der Landesherr nur Vater sein. Darum wurden im Fränkischen Reich die Gesetze dem Volk nicht vorgeschrieben: wenn der König im Rat seiner Getreuen darüber geratschlagt und sie durch den Kanzler den Erzbischöfen und Gaugrafen, durch diese den Bischöfen, Äbten, Landgrafen und Städten zugeschickt, so wurden sie vor dem Volk gelesen und nie von dem König bekräftigt ohne desselben Einwilligung. Es wurde nicht viel Allgemeines verordnet, weil für Provinzen, an Lage, Sitten und Erdreich verschieden, nicht leicht eine Verordnung gleich gut ist. Es wurden Gerichte von dem Landgrafen gehalten, doch niemandem konnte er Ehre, Gut und Blut nehmen. Landgericht hielten die Grafen an der Spitze von zwölf Schöffen, die das Volk zu Richtern gewählt, es kamen auch die Schirmvögte der Klöster und Hochstifte. Geurteilt wurde an solchen Tagen über Mord, Mordbrand, Raub, Entführungen und andere peinliche und bürgerliche Händel, in dem Peinlichen wurde das Urteil nach dem Spruch der Schöffen gefaßt. Auch auf des Königs Höfen waren die freien und eigenen Leute ihnen gehorsam, zwischen dem Knecht und Herrn richteten sie. In der Mitte des Maimondes kam ein königlicher Botschafter; da versammelten sich alle Bischöfe, Äbte, Gaugrafen, Vizegrafen, Landgrafen mit einem Ausschusse der Schöffen und allen Kostvögten und Viztumen der Äbtissinnen, wie auch den königlichen Dienstmannen im Kreise seines Besuches. Vor allen diesen und dem Volk frug er, ob jeder nach Gebühr und ob alle in Eintracht ihre Ämter verwalten; ungerechte Schöffen stieß er vom Amt, von der Jugend nahm er den Huldigungseid. Der Graf und Botschafter lagen im Hause

ungehorsamer Dienstmanne auf Leistung. Es waren Freistätten zum Schirm wider Gewalt, nicht wider den Lauf der Gerichte. So war das Reich der Franken zur Zeit Karls des Großen, wo es am gewaltigsten und glücklichsten war: der König regierte nicht ohne Schranken, Kirche und Adel hielt er unter Aufsicht. Durch dieses Gleichgewicht wurde keine große Tat verhindert, ein großer König lenkt sein Volk. (Johannes von Müller, Die Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft, 1806.)

DAS LEHNSWESEN

Seitdem die Monarchie Karls des Großen unter schwächeren Nachfolgern der Auflösung entgegenliefe, seitdem sie sodann wirklich zerfallen war und das Deutsche Reich als der einzige ihrer Bestandteile, in dem das Deutschtum siegte, seine eigenen Wege ging, schritt die eine Zeit lang gehemmte Entwicklung der gegen die altgermanische Volksfreiheit ankämpfenden Rechts- und Verfassungsprinzipien unaufhaltsam fort.

Die beiden Bewegungen, von denen die eine in der Richtung von oben nach unten die Volksfreiheit durch Herrschaft und Dienst, die Genossenschaft durch den Herrschaftsverband verdrängte, die andere in der Richtung von unten nach oben alles Recht in Grund und Boden versenkte, vom Grundbesitz abhängig machte, zu ihm in Beziehung setzte und ihn analog behandelte, vollendeten sich und vereinten sich zu einem Strom. Als dies geschehen, stand der Feudalstaat fertig da. Denn gerade in der Verschmelzung von Herrschaft und Dinglichkeit lag sein charakteristisches Merkmal.

Herrschaft und Dienst wurden nicht nur für das Recht, sie wurden für das gesamte äußere und innere Leben der Nation die treibenden und formenden Gedanken. In Religion, Poesie, Sitte und Sittlichkeit der Zeit brachte man alle Beziehungen des Menschen zu Gott, des Mannes zum Manne, des Mannes sogar zur Geliebten unter den Gedanken des Dienstes und kleidete sie in eine dem alten Treudienste des Dienstmannes gegen seinen Herrn nachgebildete Form. Selbstvergessende Hingebung und stets bereiter Dienst, Gehorsam und Treue auf der einen, Huld und Gunst, die Gewährung von Schutz oder Vorteilen auf der andern Seite waren überall der Inhalt solcher Verhältnisse.

In politischer Beziehung wurde der Treudienst das den gesamten Staat zusammenhaltende Band. Aber nicht ein gleichmäßiges Dienstband verknüpfte alle unmittelbar mit dem Haupt des Reiches. Vielmehr waren die Herrschafts- und Dienstverhältnisse je nach Stand des Herrn und des Dieners und nach Inhalt der Rechte und Pflichten sehr verschieden geartet, und es war ferner jeder Herr zugleich Dienender eines höheren Herrn, während umgekehrt der Dienende Herr eines niederen Dienenden sein konnte. Es ergab sich so ein stufenförmig angeordnetes System mannigfacher Dienstverbände, deren jeder durch sein Haupt Teil eines umfassenden Dienstverbandes war; es ergaben sich die vielverschlungenen Verhältnisse der mittelbaren Herrschaft und der mittelbaren Unterwerfung; es ergab sich die Auffassung aller öffentlichen Gewalt als einer in den Formen des Dienstamts von einem oberen

Herrn geliehenen Herrschaft, welche von Gott an den Kaiser, von diesem an die Reichsvasallen, von diesen an ihre Mannen und Leute und so herab bis zu jedem einzelnen Träger auch der unbedeutendsten Gewaltrechte gekommen war. Neben dieser weltlichen Hierarchie des Dienstes aber stand in ähnlicher Organisation, mannigfach mit ihr verwoben und doch gerade wegen der inneren Verwandtschaft eine gefährliche Nebenbuhlerin, die Hierarchie der Kirche. (Otto Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht, 1868.)

DIE KÖNIGSKRÖNUNG OTTOS DES GROSSEN

Um den 1. August des Jahres 936 versammelten sich in der Kaiserpfalz zu Aachen, welche gleich dem anstoßenden Münster Karl der Große erbauen und Säulen und Marmor dazu aus Italien hatte herbeischaffen lassen, die Großen aus allen deutschen Ländern. In der Säulenhalle, welche die Pfalz mit dem Münster verband, erhoben sie Otto auf einen Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar, wie Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte auf fränkischer Erde als Karls des Großen Nachfolger und König der Franken. Deshalb hatte Otto auch sein weites sächsisches Kleid mit dem knappen fränkischen Gewande vertauscht. Nur als Franke, und auf fränkischem Boden meinte man damals und hat man noch lange nachher gemeint, könne der neue König die Krone empfangen; der König, hieß es, hat fränkisches Recht, sobald er erkoren ist, von welchem Stamme er auch geboren sein mag.

Nach der Huldigung begab sich Otto, von den Herzögen, Grafen und Herren begleitet, in feierlichem Zuge zum Münster. Wer nach Aachen kommt, wird diese Kirche noch heute dort sehen. In der Gestalt eines Achteckes steigt sie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein zweifacher Umgang mit von Säulen gezierten Arkaden; in der Mitte aber auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo Kaiser Karl das Grab gefunden. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feste herbeigeströmt war. In dem unteren Raume aber erwartete Erzbischof Hildebert von Mainz — der sich erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte — mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so hebet eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Szepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenk

und sprach, zum Könige gewendet: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen, denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne.“ Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denselben an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewandes, die bis zur Erde herabwallen, sollen dich mahnen, auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden bis ans Ende.“ Und als er ihm Szepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind.“ „Vor allem aber“, fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes wie gegen die Witwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Öl des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest.“ Mit diesen Worten nahm er das Ölhorn, salbte ihn mit dem heiligen Öle, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzte ihm unter Beihilfe des Erzbischofs Wikfried von Köln das goldene Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht war, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zum Throne Karls des Großen, dem Erzsitz des Reiches, wie man alsbald ihn nannte, empor. Zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit war er erhöht; der König konnte von dort aus das ganze versammelte Volk überblicken und selbst von allen gesehen werden. Hier blieb er, während die Messe gehalten wurde, dann stieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

In der Pfalz war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue König zu Tische, und es dienten ihm beim Krönungsmahle die Herzöge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen, und oft dann in der Folge; es war ein Zeichen, daß die Herzöge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten, daß sie nichts anderes sein sollten und wollten als die ersten seines Gefolges. Denn wie an dem Hofhalt der deutschen Fürsten von altersher die Mächtigsten und Angesehensten unter den Gefolgsgenossen als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person des Fürsten umgaben und ihrer warteten, so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier, der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Bayern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die alte Kaiserstadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einen jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken, und froh kehrten alle in die Heimat zurück.

Ein solches Fest hatten die deutschen Völker nie bisher gesehen, und nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen. Sie gab dem Baue, den König Heinrichs Taten begründet hatten, die Weihe. Die Ver-

einigung aller deutschen Stämme unter ein Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging gleichsam das Fest der Gründung des neuen Reiches. Die Herrschaft, welche die Nachkommen Karls des Großen über die deutschen Länder geübt hatten, war gebrochen und vernichtet; es hatte eine neue Ordnung der Dinge begonnen, als sich die Großen aus allen deutschen Gauen freiwillig einem neuen Herrscher beugten, der dem sächsischen, jenem reinsten deutschen Stamme, entsprossen war, der zuletzt die alte Freiheit der Väter verteidigt hatte. Die Krone der Franken mit ihrem verblichenen Scheine hatte König Heinrich verschmäh't, erst durch seine Taten gewann sie frischen Glanz, und strahlend empfing sie jetzt als Deutschlands Krone sein Sohn in der Kaiserstadt Karls des Großen aus Priestershand. Es war keine leere Förmlichkeit, wenn die Fürsten und Großen, die einst seinen Vater als ihren Lehnsherrn anerkannt hatten, jetzt ihm Dienste leisteten, wie sie selbst von ihren Mannen empfingen. Das Königtum war schon mehr als eine Vorstandschaft des sächsischen Herzogs, und Otto ganz der Mann, um jedes Recht aufzunehmen, das nur je ein König in deutschen Landen besessen hatte. Erscheint Heinrich fast noch mehr als Sachsenfürst denn als König der Deutschen, so war Otto, obschon auch er sich König der Franken nannte, doch vom Beginne seines Regiments im vollen und ganzen Sinne des Wortes ein König der Deutschen. (Wilhelm Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 1855.)

DIE SCHLACHT AUF DEM LECHFELDE

Kaum war Otto in Sachsen angelangt, so erschienen Gesandte der Ungarn an seinem Hofe, scheinbar in friedlicher Absicht und um die Ergebenheit ihres Volkes dem König zu bezeigen, in der Tat aber um zu spähen, wie es im deutschen Lande stände und ob nicht abermals ihre Stunde geschlagen habe. Und als sie Otto eben erst mit reichen Geschenken entlassen hatte, kamen auch schon Boten vom Herzog Heinrich aus Bayern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungarn sind da, überfluten die Grenzen des Reiches und wollen mit Dir einen Strauß bestehen.“ Sobald Otto diese Kunde vernahm, brach er auf und nahm abermals seinen Weg nach dem oberen Deutschland, das er kaum verlassen hatte. Nur wenige Sachsen begleiteten ihn, da er das Land wegen des drohenden Wendenkrieges nicht von der streitbaren Mannschaft entblößen durfte.

Indessen hatten die Ungarn schon das ganze Bayernland überschwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin schwärmten einzelne Reiterscharen, während die Hauptmasse des Heeres sich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die schlimmen Unholde in so dichten Scharen in das Land gefallen, hunderttausend Mann an der Zahl sollen sie in Bayern eingebrochen sein, und sie rühmten sich, nichts scheuten sie auf der Welt, wenn nicht der Himmel einstürze oder sie die Erde verschlänge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Gräu'el verübt.

Otto war, nachdem er über die Donau gegangen, sogleich in die Ebene am Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten sich mehr und mehr Streiter um seine Fahnen, aber noch war sein Heer nicht von fern den unermeßlichen Scharen der Ungarn zu vergleichen. Als er zuerst diese sah, meinte er, solche Unzahl könne nimmer besiegt werden, wenn nicht Gott im Himmel selbst darein schlage. Daher verschob er besorgt den Kampf und lagerte sich an einem günstigen Orte auf der linken Seite des Lechs, unweit von Augsburg nicht allzufern von dem Lager der Feinde. —

Als nun das Zwielficht des andern Tages dämmerte — es war Laurentiusfest, der 10. August —, stärkte sich das Heer durch einen feierlichen Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf seine Knie nieder und tat unter vielen Tränen das Gelübde, wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reiches verleihen würde, in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bistum zu errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen, zum Eigentum zu weihen. Eine tiefe Erregung war in dem ganzen Heere. Auf's neue gelobten alle ihren Führern Gehorsam und Treue, vergaben einer dem andern die Schuld und schwuren, sie nicht zu rächen. Dann machte man sich schlagfertig. Die Fahnen wurden erhoben; lustig wehten sie in den Lüften, und mutig verließen Ottos Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs geteilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Bayern; sie waren am zahlreichsten erschienen, aber es fehlte unter ihnen Herzog Heinrich, der auf dem Siechbette lag und die Führung seiner Scharen anderen übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken, von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des Heeres. Der glänzendste und stärkste Zug aber war der fünfte, den Otto selbst befehligte. Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo die wehte, hatte noch nimmer der Sieg gefehlt. Dicht umringten dieses Banner und den König eine Schar heldenkühner Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zuge des Heeres. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heeres, war das Gepäck, das man hier für am meisten gesichert hielt. Aber der Kampf wandte sich anders, als man erwartet hatte. Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehen; denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen, aber er sah sich selbst überlistet. Ein Teil der Ungarn hatte nämlich auf weitem Umweg den Rücken des deutschen Heeres umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatze erschien, sah er den Feind nicht allein vor sich, sondern derselbe stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen stoben auseinander, viele sanken in ihrem Blute nieder, viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich dann die

Ungarn auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturm nicht stand. Und schon stand der Feind hier drohend im Rücken der königlichen Schar, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungarn in fester Ordnung zusammenhielt. Da ließ Otto den tapferen Konrad mit den Franken eine Schwenkung machen, um dem Angriffe zu begegnen, welcher der königlichen Schar vom Rücken her drohte. Furcht ergriff inmitten solcher Gefahr selbst die ältesten Krieger, aber Konrad fürchtete nichts; er wünschte den Tod, und eine junge Mannschaft, die meist noch nie dem Feinde ins Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapferen Führer, bereit, ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor und focht einen Kampf ohnegleichen. Wo die Franken einhieben, zerstoben die Ungarn. Viele der Feinde bedeckten, den Atem verhauchend, den Boden, andere fielen in die Hände der Franken, endlich ergossen sich ihre Scharen in wilde Flucht. Die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wieder gewonnen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige und den Bayern gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen. Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weit-ausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde und redete dann seine Krieger, wie Widukind meldet, in solcher Weise an: „Ihr seht, daß wir Kraft und Macht jetzt beweisen müssen; denn nicht fern von uns, sondern vor unseren Augen stehen die Feinde. Aber ich fürchte sie nicht; allenthalben habe ich mit euch in der Fremde gesiegt und sollte nun mit euch in meinem eigenen Lande den Rücken wenden! Ja, ich weiß es, an Menge übertreffen uns die Feinde, aber nicht an Tapferkeit und Rüstung. Denn meist sind sie ohne Waffen, und ihnen fehlt überdies die Hilfe Gottes, unsere beste Waffe! Sie schützt nur ihre Vermessenheit, unsere Wehr ist die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Wahrlich wir müßten uns schämen, wollten wir, nachdem wir Europa uns untertan gemacht haben, unser Reich den Feinden zu Lehen geben. Nein, besser ist es, ruhmvoll im Kampfe zu fallen, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen.“ Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte zuerst hoch zu Roß in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das Heer ihm nach ritt auf die Ungarn los, und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungarn, nur die Verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wütete das Schwert in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so waren ihre Massen überall auseinandergesprengt und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen: aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten die Stätten ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen. Viele eilten an Augsburg vorüber dem Flusse zu und fanden hier ein klägliches Ende. Das Lager der Ungarn fiel noch am selben Tage in Ottos Hände, der alle Gefangenen befreite.

Erst am Abend des blutigen Tages sammelten sich wieder die Deutschen. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietbold lag auf dem

Lechfelde erschlagen, auch sein Schwestersohn Reginbald. Der König trauerte tief über den Verlust dieser Braven. Aber keinen beweinte er mehr als seinen Eidam Konrad, der als das kostbarste Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen war. Noch einmal, wie in der Frühe des Tages, hatte er sich in den Streit gestürzt, mit Löwenmut gekämpft und die fliehenden Feinde verfolgt. Aber als er erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne die Helmbänder lüftete, um aufzuatmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So war sein Wunsch erfüllt: für König und Vaterland war er den Tod des Helden gestorben, die schwere Schuld hatte er mit dem höchsten Preise gesühnt. Otto betrauerte ihn lange, und ließ den Mann, den er einst vor allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei seinen Vätern bestatten. „Konrad“, sagt Widukind, „war ein großer Held und die Welt seines Ruhmes voll, alle Franken beklagten und beweinten sein Ende“. Er war der Ahnherr eines mächtigen Geschlechts, das später ein Jahrhundert lang auf Deutschlands Thron gesessen hat.

So waren abermals die Ungarn in einer großen Feldschlacht von den Deutschen besiegt und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Lust, in die deutschen Länder einzubrechen, und da zu derselben Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutschen Reiche verbunden, besser geschützt wurde, standen sie endlich von weiteren Angriffen auf das Abendland ab. Nachdem sie noch eine Zeit lang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländische Kaisertum gerichtet hatten, begannen sie, sich feste Wohnsitze in der fruchtbaren Donauebene zu gründen und gaben das zuchtlose Nomadenleben allgemach auf. Obwohl sie alsbald, schon selbst um ihren Besitz besorgt, mit Wällen und Pfählen das sumpfreiche Land an ihren westlichen Grenzen verschanzten, drangen doch die hier angesiedelten deutschen Kriegerleute über die Enns vor, die bis dahin die Grenze des Reiches gebildet hatte. Ein schöner Landstrich wurde unter der Enns in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erst dadurch erlangte die bayrische Ostmark wieder festen Bestand, aus der dann in späterer Zeit Österreich zu großer Macht und hohen Ehren erwachsen ist. (Wilhelm Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 1855.)

DEUTSCHE NATION UND CHRISTLICHE KAISERWÜRDE

Dieses erste Zeitalter der sächsischen Kaiser war für Deutschland die glückliche Periode der größten Macht und geordneten Stärke, der inneren Ruhe und des blühenden Wohlstandes, sowie der beginnenden Geisteskultur in vielen ausgezeichneten, vortrefflichen Werken und anderen Schriften der lateinischen Schule, der auch die Entwicklung der eigenen Landessprache bald zu folgen anfang. Ebenso unhistorisch, aber noch viel törichter als jene den Karolingern und überhaupt dieser alten Zeit gemachten Vorwürfe wegen der unpolitischen Reichsteilung, sind die wiederholten Klagen und das immerwährende Bedauern der neueren Historiker über die beständigen Heerfahrten der deutschen Könige und Kaiser nach Rom und nach Italien und über das

von ihnen als ein Unglück betrachtete Band zwischen der deutschen Nation und der christlichen Kaiserwürde. Man geht dabei gar nicht ein in die Idee von dieser, in das dringende Bedürfnis der Zeit nach einer solchen allgemeinen Schirmherrschaft zum Bollwerke für die ganze abendländische Christenheit gegen innere Anarchie und gegen die Angriffe barbarischer Völker, damit das Licht des Christentums nicht etwa in der allgemeinen Verwilderung wieder ausgelöscht werden möchte. Man erkennt und versteht bei solcher modernen Beurteilung jener alten Zeit gar nicht das christliche Hochgefühl, welches weit mehr eine Gesinnung der heldenmütigen Aufopferung war, vermöge deren eine Nation ihrer inneren Stärke und natürlichen Lage nach vor allen anderen sich dieser Bürde zu unterziehen und als der feste Mittelpunkt des Ganzen zum Schirm desselben zu dienen in der allgemeinen Meinung berufen war, was nicht ohne großen Verlust und schwere Opfer an der eigenen inneren Ruhe und Wohlfahrt und an der ausschließenden Sorge für diese geschehen konnte. Ohne einen solchen festen, das Ganze zusammenhaltenden Mittelpunkt würde das christliche Europa dem Andrang der mohammedanischen oder der mongolischen Völker, auf den ersten Stoß zusammenstürzend, unterlegen sein; es würde sich in eine Menge kleiner Staaten aufgelöst haben und für immer in rettungslose Anarchie versunken sein, während jetzt, wie groß auch zu Zeiten die Verwirrung sein und der Fehdegeist anwachsen mochte, doch immer noch wieder ein Damm und Anhalt dagegen gefunden werden konnte. Wie das Gelübde des Ritters seinen Stand zu einem geistlichen Waffendienst adelte, so ward auch das hohe Amt des Kaisers als ein zum Teil geistliches, er selbst als ein mit dem obersten Schwert der allgemeinen Weltgerechtigkeit belehnter und ihm vereideter und pflichtiger Dienstmann Gottes betrachtet. Von der erhabenen Idee dieser großen und schweren Pflichten sehen wir weit mehr als von den Gedanken oder Plänen einer egoistischen Herrschsucht und eitlen Ruhmbegier das Leben der tatenreichsten und mächtigsten alten Kaiser erfüllt. Eben daher waren auch das Oberhaupt der weltlichen und der geistlichen Macht des Abendlandes in dieser gemeinsamen Sorge für die ganze Christenheit nach dem Recht und der Pflicht ihres Amtes auf das engste miteinander verbunden und standen in dem Verhältnis einer gegenseitigen Abhängigkeit zueinander. Als der mächtige Kaiser Otto der Große, nach Italien berufen, in Rom den dortigen Zustand der Dinge und die herrschend gewordene Entartung, wo unter den Parteigungen der Barone, welche den heiligen Stuhl umgaben, eine der mächtigeren Familien durch unwürdige Intriguen sich desselben fortwährend und gleichsam erblich zu bemeistern suchte, mit eigenen Augen erkannte, bediente er sich seiner kaiserlichen Gewalt, um den auf so unrechtmäßigem Wege zu seiner Würde gelangten Papst, über welchen die öffentliche Stimme der ganzen damaligen Welt längst das Urteil gesprochen hatte, seines Amtes zu entsetzen und einen würdigeren wählen zu lassen. Es war noch in der Christenheit unter den Gleichgesinnten ein untrügliches Gefühl über den Wert oder Unwert einer Tat und über die eigentliche Bedeutung und innere Absicht derselben, wonach sich alles, ohne ängstliche Abmessung der Form, schnell und leicht entschied. (Friedrich von Schlegel, Philosophie der Geschichte, 1829.)

HEINRICH IV. UND GREGOR VII.

An dem römischen Hofe erlangte der Mann, der vor allen anderen die Notwendigkeit der Reform und unabhängigen Existenz des kirchlichen Instituts verfocht, der vom Schicksal bestimmte Mann, der seinen Sinn den Jahrhunderten zum Gesetz machen sollte — Hildebrand, Sohn eines Zimmermanns im Toskanischen — beherrschenden Einfluß auf alle Angelegenheiten. Er rief Beschlüsse hervor, nach welchen die Papstwahlen in Zukunft nicht mehr von den Kaisern, sondern von dem Klerus der Kirche und den Kardinälen abhängen sollten und zögerte keinen Augenblick, sie nun auch ins Werk zu setzen: sogleich die nächste Wahl leitete er danach.

In Deutschland dagegen war man zu dieser Zeit nur mit dem Kampfe der Faktionen des Hofes beschäftigt: die über Italien und Deutschland ausgebreitete Opposition, zu der auch Hildebrand gehörte, gewann endlich an dem Hofe selbst festen Boden: die Anhänger der alten sächsischen und salischen Grundsätze, zum Beispiel Kanzler Guibert, wurden gestürzt; es kam so weit, daß der Hof die gegen sein eignes nächstes Interesse geschehene Wahl billigte: einen Gegenpapst, der sich mit vielem Glücke behauptete, indem sich die alten Grundsätze erneuerten, ließen die deutschen Machthaber, verloren in die Streitigkeiten des Augenblickes, selber fallen.

Das ward nun wohl anders, als der junge Salier, voll Lebensmut und Geist wie er war, persönlich die Regierung übernahm. Er kannte seine Rechte und war entschlossen, sie um jeden Preis zu behaupten.

Aber schon waren die Sachen so weit gediehen, daß er von allem Anfang in die gefährlichste Lage geriet.

Der Eintritt des jungen, zu Selbstherrschaft und Gewaltsamkeit geneigten, von Leidenschaften fortgerissenen Fürsten brachte gar bald die lange gährenden inneren Feindseligkeiten in Deutschland zum Ausbruch; auch die deutschen Großen strebten nach einem Zustand von Autonomie, wie sich ihn die französischen eben damals verschafft hatten; im Jahre 1073 empörten sich die sächsischen Fürsten: ganz Sachsen, sagt ein Zeitgenosse, wich von dem König wie ein Mann. Indessen hatte zu Rom das Oberhaupt der Feinde die päpstliche Tiara selbst genommen und schritt nun unverweilt zu dem großen Unternehmen, nicht allein das Papsttum, sondern die Geistlichkeit überhaupt von dem Kaisertum zu emanzipieren: im Jahre 1074 ließ er durch seine Synode ein Gesetz verkündigen, welches den Laien, das ist zunächst dem Kaiser, die Ernennung zu den geistlichen Ämtern überhaupt entreißen sollte.

Kaum zur Krone gelangt, sah Heinrich IV. die besten Befugnisse derselben, die Summe seiner Macht angegriffen und mit Vernichtung bedroht; er schien ohne Frage unterliegen zu müssen. Der Zwist zwischen Sachsen und Oberdeutschen, der ihm eine Zeit lang zustatten gekommen, ward beigelegt, und man sah die Schwert, noch naß von gegenseitigem Blut, sich vereinigt gegen den Kaiser richten; man legte ihm die Notwendigkeit auf, den Papst, der ihn exkommuniziert hatte, zu versöhnen; er mußte jene Winterreise, jene Buße von Canossa vollziehen, durch die er die Majestät des kaiserlichen Namens so tief erniedrigte.

Aber eben von diesem Momente fing auch sein ernstlicher Widerstand an. Man würde ihn sich falsch vorstellen, wenn man glauben wollte, als sei er in reuiger Zerknirschung über die Alpen gegangen, als sei er von dem Rechte des Papstes durchdrungen gewesen. Er wollte seinen Gegnern nur den Anhalt der geistlichen Autorität entwinden, den Vorwand, unter dem sie seine höchste Würde bedrohten. Da ihm dies nicht gelang, da die Absolution Gregors nicht so vollständig war, um die deutschen Fürsten von weiteren Schritten zurückzuhalten, diese sich vielmehr derselben zum Trotz einen andern König wählten, so warf er sich in den resolutesten Kampf gegen die geistlichen sowie gegen die weltlichen Anmaßungen: jetzt erst ward er ein Mann. Über die Alpen, über die er soeben so demütig gekommen, eilte er mit kriegerischem Feuer zurück; in Kärnten sammelte sich eine unüberwindliche Schar ergebenen Anhänger um ihn her; es ist ein denkwürdiges Schauspiel, ihn nun zu begleiten, wie er die geistliche Gewalt in Bayern, die aristokratische feindseliger Geschlechter in Schwaben übermannt, wie er sich dann nach Franken wendet und seinen Gegenkönig vor sich hertreibt, nach Thüringen, nach den meißnischen Kolonien, bis er ihm an der Elster eine Schlacht liefert, in der derselbe umkommt. Es sind nicht große Siege, die Heinrich erringt: auch an der Elster behauptet er das Schlachtfeld nicht einmal; aber immer ist er im Vorrücken, immer mächtiger wächst seine Partei an; die Fahne des Kaisertums hält er gewaltig aufrecht. Nach ein paar Jahren (1081) konnte er sich wieder nach Italien wenden. So lange und so enge war das Kaisertum mit der bischöflichen Macht verbündet, daß es ihm an Anhängern unter der hohen Geistlichkeit nicht fehlen konnte; auch für den Kaiser wurden Synoden gehalten, in denen man beschloß, die alte Ordnung der Dinge zu behaupten; dem exkommunizierenden Papste antwortete man dadurch, daß man ihn auch seinerseits exkommunizierte; jener salisch gesinnte Kanzler Guibert ward unter den Auspizien des Kaisers zum Papst ernannt und nach mancherlei Wechselfällen des Krieges zuletzt doch nach Rom geführt. Wie so viele seiner Vorfahren ward auch Heinrich von einem Papste seiner Wahl gekrönt. Der zweite Gegenkönig, den ihm die Sachsen entgegengesetzt, konnte es zu keiner wesentlichen Macht bringen und hielt es für geraten, von selbst Verzicht zu leisten.

Wir sehen: der Kaiser hatte erreicht, was sich durch Krieg und Politik erreichen läßt: fragen wir aber, ob er nun auch den Sieg davon trug, so müssen wir das verneinen. Denn nicht immer auf den Schlachtfeldern werden die Siege entschieden. Die Ideen, welche Gregor verfocht, waren mit den mächtigsten Trieben der universalen Entwicklung verbündet; während er aus Rom flüchtete, nahmen sie die Welt ein. Schon sein zweiter Nachfolger, zehn Jahre nach seinem Tode, vermochte, worauf zuletzt alles ankam, die Initiative in den allgemeinen Angelegenheiten des Abendlandes zu ergreifen; eine der größten Weltbewegungen, die Unternehmung der Kreuzzüge wußte er hervorzurufen; ganz von selbst erschien er dann als das Oberhaupt des germanisch-romanischen, priesterlich-kriegerischen Gemeinwesens im Abendlande: der Kaiser hatte nichts dagegen einzusetzen.

Das Leben Heinrichs, wie es sich dann weiter entwickelte, hat etwas, was an

die antike Tragödie erinnert, wo der Held in allem Glanz männlicher Tüchtigkeit und Lebensfülle den Gewalten des Schicksals erliegt. Denn was kann einem überwältigenden Schicksal ähnlicher sein als die Macht der Meinung, die unbemerkt um sich greift, die Gemüter in Besitz nimmt und plötzlich mit einer nicht mehr zu bezwingenden Stärke auf dem Kampfplatze erscheint. Heinrich sah die Welt vor seinen Augen sich von dem Kaisertum abwenden zum Papsttum. Ein in den dunkeln Antrieben eines Kreuzzuges zusammengebrachtes Heer verjagte den von ihm eingesetzten Papst aus Rom. Ja, in sein eigenes Haus drangen die ihm feindseligen Ideen ein: zuerst ward sein älterer Sohn von katholischem Eifer ergriffen und zum Abfall von dem Vater gereizt; bei dem jüngeren kam dann der Einfluß der deutschen Aristokratie hinzu. Der zwang, List und Gewalt vereinigend, den eigenen Vater zur Abdankung; mit Herzeleid fuhr der alte Kriegsmann in die Grube. (Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1839/47.)

HEINRICHS VI. EINZUG IN PALERMO

(1194)

Als das Heer zu Wasser und zu Lande nach Palermo (von Messina) aufbrach, als die Königin mit ihren Kindern und den vertrautesten Freunden, dem Erzbischof von Salerno und seinen Brüdern, an die Südküste, in das feste Schloß Kalatabellota zog, da unterwarf sich auch der große Admiral Margarilo dem Sieger, übergab das Kastell, welches den Hafen von Palermo schützte, und ließ sich vom deutschen Kaiser zum „Herzog von Burazzo und Fürsten des Meeres“ ernennen.

Jetzt nahte der Augenblick, den der edle Sizilier Falcandus sich als den unglücklichsten für sein Vaterland einst nur in besorgtem Gemüte ausgemalt hatte, die Zeit „da vielleicht gar die Fußspuren der Barbaren den Boden der edelsten Stadt entweihten, die über alle Teile des Reichs strahlend emporragte“. Aber anders waren die Gefühle des jungen Kaisers, als er das Ziel seiner Sehnsucht vor sich sah, als er, die Berge herabsteigend, die reiche Ebene vor sich erblickte, in ihr zerstreut die dunklen Lustwälder und die weiterberühmten glänzenden Schlösser normannischer Könige, am Ufer der malerischen Bucht die „glückliche“ Stadt, wie sie selbst sich zu nennen liebte, im Westen den majestätischen Monte Pellegrino, als all der unvergängliche Zauber der Natur sich vor ihm entfaltete, der seit Menschengedenken des Nordländers Sinn gefesselt hält. Seiner wartete in jener Stadt die sizilische Krone. Was einer Reihe großer Kaiser, deren Vorbild seine jugendliche Seele durchglüht und geschwellt hatte, als letztes Ziel erschienen war. Das gewaltige Werk, welches sein edler Vater seinen Händen anvertraut hatte, das sah er in diesem Augenblicke mit Jugendmut und Geistesstärke erreicht. Nahe bei Palermo, an den Ufern des Papireto, empfing ihn das im phantastischen Stil der Orientalen erbaute Lustschloß Rogers, La Favara. Mit Bewunderung durchwanderte er die reichgeschmückten Räume dieses Schlosses, in denen Springbrunnen Kühlung verbreiteten, den kunstvoll angelegten wasserreichen Park, in welchem eine große Anzahl fremdländischer Tiere gehegt wurde. Erfüllt von der Achtung, welche die edle Kultur des

Südens ihm einflößte, erließ er den Heeresbefehl, daß jede Verletzung strengster Manneszucht mit Verstümmelung der Hand bestraft werden sollte. Die Bürger überbrachten ihm hier die Schlüssel der Hauptstadt. Auch die Juden und Araber erklärten ihre Unterwerfung und erhielten die Bestätigung des bisherigen Schutzes. Während der Tage, welche unter den Vorbereitungen zum festlichen Einzuge vergingen, hielt er mannigfache militärische Wettkämpfe und Schauspiele ab, teils zur Lustbarkeit, teils um sein Heer, das mit Beute beladen war und im Überfluß des reichen Landes schwelgte, in kriegerischer Übung zu erhalten.

Endlich, am 20. November 1194, schmückten sich die Häuser Palermos mit Teppichen, Blumen und Laubgewinden. Die Straßen wurden mit Palmen bestreut. Die Luft duftete von Wohlgerüchen. Weit vor die Stadt hinaus ritten die vornehmsten Bürger zum Empfang des Kaisers: zuerst, in Abteilungen geschieden, der Adel, nach ihm die Ältesten der Stadt, dann die Männer, zuletzt die Jünglinge, alle auf reichgezümmten Rossen, in buntfarbiger, prächtiger Kleidung. Die Fanfaren ihrer Musikbanden begrüßten mit hellem Schall das deutsche Heer, welches in langem Zuge, schimmernd in Waffenglanz, zwischen ihren Reihen hindurch sich der Stadt näherte. Inmitten seines Heeres ritt der Kaiser; sein jüngster Bruder Philipp, sein Oheim, der Pfalzgraf vom Rhein, der junge Herzog Ludwig von Bayern, der mächtige Markgraf von Montferrat, der Erzbischof von Capua, eine große Zahl deutscher und italienischer Bischöfe und Grafen in seinem Geleite. Wem von allen, die dem Kaiserjüngling auf seinem Siegeszuge ins ernste, stolze Antlitz sahen und neben ihm den blonden, blauäugigen Bruder erblickten, den „jungen süßen Mann, schön und tadelsohne“, wem stieg wohl da die Ahnung auf, daß in wenigen Jahren der eine ein Raub des Todes sein und nach kurzer Zeit des Kampfes und der Sorge der andere, von ruchloser Hand getroffen, ihm ins Grab nachfolgen würde! Sie beide dachten gewiß am wenigsten an so jähes Schicksal, die jetzt von den Türmen Palermos das deutsche Banner wehen sahen, den lauten Zuruf des Volkes hörten, das dichtgedrängt die Straßen füllte, und zwischen der Menge hindurch, die beim Nahen des Kaisers nach Landessitte zur Erde niederfiel, dem königlichen Schlosse zuritten. (Theodor Toeche, Kaiser Heinrich VI., 1867.)

KAISERGLANZ FRIEDRICHS II.

Als Kaiser Friedrich II. auf der Höhe seines Glanzes nach Deutschland kam (1235), da begleiteten ihn schatzbeladene Quadrigen und nie gesehene Tiere exotischer Länder, von Sarazenen und Äthiopen geführt, da feierte er vor Bettelmönchen und Ordensrittern die Erhebung der heiligen Fürstin Elisabeth und setzte ihr im Sarg eine goldene Krone aufs Haupt, da befahl er den Tag, wo er im Kreise der Fürsten die Versöhnung mit den Welfen beging, in alle Annalen einzuschreiben, weil er da das römische Reich gemehrt habe, und verkündete selbst zur Einsetzung des welfischen Herzogs: „Ruhmvoll in seiner Majestät hat der Herren Herr, der die Reiche gebaut und das Kaisertum gefestigt hat, von dessen Milde wir leben, dessen Geschenk es ist, daß

wir glücklich gebieten, uns dazu über Könige und Königreiche gesetzt und auf dem kaiserlichen Throne erhöht, daß wir, unserm Bildner in ergebener Dankbarkeit unterworfen, Frieden und Recht am Zügel halten und, da wir vor den Söhnen der Menschen von ihm, der das Erdrund überragt, am hehrsten erhoben sind, die werten und verdienten Männer freigebig zu des Reiches Ehre und Zier mit Namen und Würde schmücken.“

Soviel Pracht, wie diese Worte enthalten, glänzt uns von der Wirklichkeit nach. Doch wunderbarer als das, was man damals in Deutschland erblickte, war, was man von der Pracht seiner südlichen Schlösser und ihren Geheimnissen zu erzählen hatte, war die Weisheit dessen, der sechs Sprachen sprach und die Sitten fernster Völker durchschaute, der dem Sultan im geistigen Wettspiel mathematische Aufgaben übersandte, der die Lehren der Alten wie die der Muslimen und Hebräer erforschte. Wunderbar war die wilde Leidenschaft dessen, der schon als Kind mit seinen Häschern rang und, als er sich nicht wehren konnte, unter Tränen die Kleider zerriß und sein eignes Fleisch zerkratzte — der als Jüngling einem Rebellen, der vor ihm niederfiel, die Sporen in die Seite stieß — der als Mann bei der Belagerung einer verhaßten Stadt ausrief, um der Rache willen würde er den Fuß aus dem Paradiese zurückziehen. Doch wunderbar war auch seine Gnade, die da am liebsten verzieh, wo es am wenigsten erwartet war, seine stäte Gespanntheit, die ihn selbst Krankheit zu bändigen lehrte, seine Liebe des Schicksals, die ihn auch bei den schlimmsten Erprobungen gelassen und gelenkig bleiben ließ, wunderbar immer der befeuernde Schwung, der von seiner Gegenwart wie, heute noch fühlbar, von jedem Wort seiner Staatsbriefe ausstrahlte.

Denn all die Gaben, welche er besaß und welche einem großen Menschen ja zukommen, behütete er nicht in der vertraulichen Enge eines geheimnis- und zauberreichen Hofes, er empfand sich gewiß nicht als Opfer einer zurückgebliebenen, ihm eigentlich nicht anständigen Zeit, das gepriesene Jahrhundert der Medici und Moro herbeisehnend — sondern auch der persönlichste Vertreib hatte sein Zeitmaß im Gange seines Jahrs, hatte seinen Platz und seinen Sinn im Gefüge seiner herrscherlichen Taten. Derselbe, der in waffenruhigen Wintern seine Schlösser des Südens mit sagenhaften Festen erfüllte, erwartete ein andermal das Frühjahr in Baracken vor einer belagerten Stadt, er schickte zu ihrer Stunde seine jungen Gefährten in die Schlacht und befahl, daß sein Haremsgesinde spinnen solle, damit es ihm nütze sei. Was man ihm und seiner nächsten Umgebung gern als privates Eigentum anrechnet, verwandelt sich beständig in staatliche Kraft. Nicht nur, daß die Erforschung des gottverhängten Sternenwandels — er selbst verkündet das — die Stunde festlegt, in der er Thronfolger zeugt, oder daß die Physiognomik ihn Menschen kennen lehrt: auch für die Einleitung des Gesetzbuches dient ihm seine philosophische Wissenschaft, für die Kreuzzugsunternehmungen sein Verkehr mit arabischen Herrschern und Gelehrten, für die Entscheidung eines dunklen aber wichtigen Rechtsfalls seine Kenntnis jüdischer Riten. In all dem stellt er sich nicht abseits, auch nicht gegen, sondern über seine Mitwelt, die Staatsbriefe verschweigen Friedrichs Gaben nicht und rühmen sie auch nicht, sondern zeigen sie in jedem einzelnen Falle als sinnvoll, als

vorbildlich, als kaiserlich. Sie erscheinen aber als dienend neben den eigentlichen Gaben des Herrschers: seine Hoheit wird mehr genannt als seine Wissenschaft, seine Gerechtigkeit mehr als seine Erfahrung, seine Gnade, sein Glück und Ruhm, sein Gleichmut, seine Tapferkeit und Ehre mehr als die Fest- und Sinnenfreude. In diesen Tugenden ist die höchste Menschennorm bezeichnet, doch die dienende Norm der Völker leitet sich von ihr her: von ihnen verlangt der Kaiser Hingabe und beständige Bereitschaft, er rühmt ihre fromme Treue, er achtet ihren friedlichen Sinn, er eint sich mit ihnen durch die wechselseitige Liebe. Nie könnte er dabei schmeicheln oder nur ein wenig der herrscherlichen Strenge lockern: denn nicht er „läßt sich herab“, wo er den Untertanen zuspricht, sondern sie zieht er zu seiner Höhe empor. Sind sie doch frei und heil als seine Diener: er aber herrscht so wenig nach eigener Willkür wie nach ihrer, vielmehr nach Recht und Vernunft, denen er unterworfen ist wie die Menschen ihm — alles in der natürlichen Stufung des Gottes. Friedrich heißt nach dem Vorbild der alten Cäsaren „das beseelte Gesetz auf Erden“ — nicht in der Bedeutung, daß sein Gefallen schrankenlos regiere, aber in der, daß der Sinn jedes Gesetzes nur in seiner Gestalt zu finden sei. Darum drückt der echte Herrscher den Volkswillen nicht aus und stellt sich ihm auch nicht entgegen: er macht ihn überhaupt erst möglich, weil er nach der Ordnung dieser Welt so der Keim des Staates ist, wie die Seele der des Leibes und das Ziel der des Weges, und naturnotwendig alle bauenden Kräfte an sich zieht. (Wolfram v. d. Steinen, Staatsbriefe Kaiser Friedrichs II., 1923.)

HINRICHTUNG KONRADINS

Als Konradin beim Schachspiel die Nachricht von seinem Todesurteil erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen. Unterdes errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um dem Jüngling alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvs, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurteilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ärmeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz ein-

genommen hatte, sprach Robert von Bari: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber ward durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubnis der Geistlichen und nach dem Rate der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräter, das Todesurteil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen.“

Als die Gegenwärtigen dies sie größtenteils überraschende Urteil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmeln, welches die lebhafteste Bewegung der Gemüter verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurteilen?“ — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für tot hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen Tat billigten; das Urteil blieb aber ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte verteidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche keinem anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhängen?“

— Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine Tat; und der, dessen Rührung allein hätte in Taten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurteilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem König Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sizilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Änderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Österreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzt kniete er nieder, rief aber dann noch einmal sich emporrichtend aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Österreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfangen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel. Die Leichen der Hingerich-

teten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder wie andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt. (Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, 1823/25.)

RUDOLF VON HABSBURG

Einfach ist das Leben des großen Rudolf; vor seiner Erhebung gab er viele schöne und rührende Beweise, daß er durch Kriegsmut, Biedersinn und wahre Frömmigkeit derselben würdig war, als eben so viele Vorbedeutungen seiner künftigen Größe. Nachdem das Reich unter seiner Obhut war, hatte er nur das eine Geschäft, des Rechts zu pflegen und das Reich wieder herzustellen; wie so manche der alten Kaiser, herrschte er ohne übermächtige Stammgüter groß, mit starker Hand, nur durch sich, durch das, was er war und wie er geehrt ward. In das hellste Licht tritt Rudolfs Charakter in seinem großen Kampfe mit dem mächtigen Ottokar, ein Schauspiel, wie die Geschichte nur wenige darbietet. Auf der einen Seite Tapferkeit, mit Milde und Weisheit gepaart, auf der andern Seite Heldenmut, aber ein stürmischer, herrschsüchtiger, leidenschaftlich grausamer, von Stolz verblendeter. Glück und Sieg entschieden diesmal für die Tugend. Das schöne Österreich, welches in den Unruhen des Zwischenreiches nach dem Aussterben der Babenberger als erledigtes Reichslehen mehr als jedes andere deutsche Land im Streit mehrerer gleich ungültiger Ansprüche zerrüttet worden war, entrissen seine Siege dem im Lande verhaßten Ottokar, und auf diese Erwerbung gründete Rudolf mit Zustimmung aller deutschen Reichsstände die künftige Macht seines Hauses, welches jetzt, von der einen Seite Österreich beherrschend, von der andern die alten in Schwaben, Elsaß und der Schweiz weit verbreiteten Stammgüter erhaltend und erweiternd, die schönsten Länder des südlichen Deutschlands umfaßte.

Nicht bloß die innere Ordnung und Ruhe, sondern auch die äußere Würde und Größe des Reichs trachtete Rudolf zu erhalten. Mit Sorgfalt behauptete er die alten Rechte auf Burgund; er hatte dies Königreich seinem Hartmann bestimmt, bis der Rhein ihm den Liebling raubte. Es waltete ein sonderbar unglückliches Gestirn über die Söhne und Enkel des großen, im eignen Leben so glücklichen Kaisers. Nach altem deutschen Herkommen hätte eine so glorreiche Regierung wie die seinige seinem Hause einen fast sichern Anspruch auf die Nachfolge geben müssen. Aber die Zeiten waren nicht mehr die alten. (Friedrich von Schlegel, Über die neuere Geschichte, 1811.)

DER TOD ALBRECHTS I.

Herzog Johann (gereizt vom Anblick Herzog Leopolds, Sohnes des Königs, der von gleicher Jugend und in großen Ehren und Gütern war, und bewegen von vielen Aargauer Edlen, welche, der traurigen Habsucht Albrechts überdrüssig, Johanns Herrschaft mit Ungeduld erwarteten) bat um das Land, welches bei des alten Königs Leben sein Vater besonders zu verwalten pflegte, mehrmals vergeblich! Worauf er traurig, voll Furcht, voll Mißtrauen vor

seinem Oheim und vor dessen Söhnen, seines Glücks verzweifelte und bittere Klagen in den Busen geliebter Freunde ergoß. Obschon sie ihre Hilflosigkeit fühlten, wurden sie durch sein Unglück gerührt und entzündet, Albrechten zu zeigen, daß, wer nichts fürchtet, wer er immer sein mag, furchtbar ist. Es deuchte sie, daß ein Oberherr, welcher dem Lehensmann sein Recht versagt, den Schirm des Rechts, das er höhne, selbst verliert und Gewalt Notwehr wird. Also beschloß dieser junge Fürst mit Herrn Walther von Eschenbach, Herrn Rudolphen von Balm, Herrn Rudolphen von Wart und Konrad von Tegerfeld, Ritter, den König Albrecht umzubringen. Der Herr von Eschenbach aus einem uralten Adel, dessen ein Zweig lang mit Ruhm und Glanz die Schnabelburg auf dem Albis besaß, er selbst Urenkel Walthers, welcher diese Burg zu seinen übrigen großen Gütern ererbt und auf anmutigen Höhen das Kloster Cappel gestiftet, Enkel eines andern Walther, welcher das Erbe der mächtigen Herren von Uspunnen, Frutigen und Oberhofen erwarb, Sohn Berchtolds, der in König Rudolfs Dienst umgekommen, und einer Tochter Herrn Lutolds von Regensberg, war von dem Flusse Reuß über den Albis an dem See und bis unter Zürich im Oberländer Gebirge als Kostvogt von Interlachen und großer Güter Erbe ein reicher Freiherr, zu Aargau, Thurgau und Rhätien des vornehmsten Adels Verwandter. Er hatte einen gebildeten Geist; Freunde des Guten und Schönen mochten ihn lieben. Dieser Freiherr hatte persönlich zu beklagen, daß des Königs Gewalt Rechte seines Hauses nicht erkenne und vergesse, wie sein Vater für König Rudolf das Leben hingab. Der Freiherr von Wart war sein Vetter, mit Balm war er benachbart, die Burg Wart lag in der Grafschaft Kiburg auf der Höhe eines weinreichen Berges, Balm unter der Grafschaft Lenzburg, dem Herrn von Tegerfeld aus der Herrschaft Baden war die Sorge der Erziehung Herzog Johanns aufgetragen.

Der Tag, den sie bestimmt, verging, Anlaß oder Entschlossenheit fehlte. Da drückte einen der Verschworenen die Angst der Schuld oder Folgen, er beichtete: seine Buße wurde, den König zu warnen. Albrecht, in der Meinung, daß der Neffe ihn schrecken wolle, hörte die Aussage ungläubig und kalt. Morgens an dem Tag, wo sie den König töteten, bat Johann nach der Messe den Kurfürsten von Mainz und den Bischof zu Constanz mit sehr nachdrucksvollen Worten, mit Albrecht um sein Erbteil zu sprechen. Der König rief ihn, versprach auf unbestimmte Zeit. Zugleich suchte er ihn durch den mainzischen Kurfürsten zu bewegen, daß er den vorhabenden Krieg mit Böhmen auswarte. Der Jüngling schwieg, sein Herz wurde erbittert, murmelnd ging er fort. Albrecht, ihn durch Schein zu gewinnen, rief ihn zurück, erbot ihm hundert Pferde nach eigener Wahl. Man ging zur Tafel. Ein Junker brachte Kränze. Albrecht stand auf, trat umher, gab vielen, dem Neffen den schönsten. Aber der Schmerz seiner Seele war jedem bemerklich. Da kam Nachricht von Annäherung der Königin und wurde beschlossen, ihr entgegenzureiten. Noch meinte der König, den unglücklichen Johann durch Übersendung der besten Speisen zu erheitern. Er, durch die listigen Aufhetzer, die nicht gedacht, daß er es soweit treiben würde, auf ewig abgewandt von seinem Oheim und König, begnügte sich, beim Aufstehen den drei Verschworenen zu sagen: „Er will reiten, mit wenigen!“

Mittwoch nachmittags, am ersten Mai, in dem zehnten Jahr, seit König Adolf durch oder bei ihm erschlagen worden, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden, wo er mit seltener Frohheit eine Maienfahrt hielt, herunter. Mit ihm waren außer dem von Landenberg und Eberhard von Waldsee, um welche er im Herzogtum gehaßt wurde, seine angesehensten Räte vom Land Österreich, sein Vetter Graf Burkard von Hohenberg, Hugo von Werdenberg, der bei Winterthur siegte, der edle Griesenberg und viele andere Diener und Herren. Scherzend ritt der König durch die Talgründe an die Überfahrt bei Windisch; hier wurde er unter dem Schein, daß der Kahn möglichst wenig beschwert werden dürfe, durch die Verschworenen von allen übrigen getrennt. Auf dem Stammgut in dem Eigen durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg ist, in der Ebene, wo die alte Vindonissa lag, ritt König Albrecht zwischen dem von Eschenbach und Wart, Balm folgte, Johann säumte, das Schiff aufzuhalten, daß es nicht schnell mehrere herüberhole. Da er kam, raunte man ihm zu, der Augenblick sei da. Der König ritt und redete mit Walther von Castelen, Ritter; auch einer von Fürstingen war da. Man kam in Gebüsch, Johann hervor: „Es ist genug!“ Der von Eschenbach fiel dem König in den Zaum; Albrecht, erstaunt, hielt es noch für Scherz. Plötzlich Herzog Johann laut: „Hier der Lohn des Unrechts!“ und rannte den Speer ihm in die Gurgel. Da spaltete Balm ihm den Kopf, da schlug Eschenbach ihn durch das Antlitz. Betäubt stand Wart. Nach einem lauten Schrei sank der König ohnmächtig in sein Blut; ein armes Weib sah die Tat, eilte ihn aufzunehmen, der König starb in ihrem Schoße. In diesem Augenblick eilte sein alter Kanzler, der straßburgische Bischof, herbei, fand ihn sprachlos, küßte die blutübertroffenen Wangen, lud ihn auf einen Wagen. Ganz Brugk lief heraus, das Land bewegte sich, Castelen sprengte den Mördern nach und kam zurück mit drei ihrer Knechte (die aber in der Pein des Schleifens und Räderns standhaft schwiegen). Zweimal war ihm nach dem Leben getrachtet worden, im drittenmal nahm er diesen Tod, solchen Todes ist vor ihm und nach ihm kein König noch Kaiser der Deutschen gestorben. (Johannes von Müller, Die Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft, 1806.)

DAS HEILIGE LAND

Das Christentum des Mittelalters, wie der Glaube aller Völker auf gleicher Stufe der Entwicklung, fand sich nicht befriedigt bei dem Höchsten und Übersinnlichen; das Göttliche sollte näher gerückt, zur Anschauung gebracht, ergriffen werden. Nicht genügte der menschgewordene Vermittler zwischen Himmel und Erde; leichter zu rühren schien den Flehenden des Heilands jungfräuliche Mutter; eine Schar fürbittender Heiliger mehrte sich täglich; jede Kirche, jeder einzelne Mensch, jedes besondere Anliegen hatte seinen eigenen Schützer und Helfer. Nirgends glaubte man das Heilige so unmittelbar zu berühren, als wenn man das Land betrat, wo die Wunder der Erlösung vollbracht worden. Dort kniete man am Grabe des Erlösers, tauchte sich in die Wellen des Jordans, die auch ihn umflossen, kehrte zurück mit

dem Palmzweig, den man im Garten Abrahams gebrochen. Um das Eigentum dieses geweihten Bodens wurde zwei Jahrhunderte hindurch gekämpft. Von dorthier kamen auch in großer Zahl kostbare Reliquien, ohne deren Besitz keine Kirche, kein Kloster den Ruf besonderer Heiligkeit erlangen konnte. Vorzügliche Kraft mußte denjenigen solcher Überreste eigen sein, welche mit dem Leiden und Opfertode des Heilands in naher Beziehung standen. Die wiedergefundene Dornenkrone erblühte von Rosen, deren himmlischer Duft die Siechen heilte. Die Lanze, mit der des Erlösers Seite durchstoßen worden, zu Antiochien ausgegraben, belebte wunderbar den gesunkenen Mut der Kreuzfahrer. Das heilige Kreuz ward in den Schlachten der Könige von Jerusalem vorgetragen, und wenn dieses unterblieb, war auch kein Sieg zu hoffen; so begierig waren die Waller, ein Stück vom Kreuzesholze heim zu bringen, daß man diesem fortwährendes Wachstum zuschreiben mußte. Als im Jahre 1101 Cäsarea mit Sturm erobert wurde, fanden die Pilger in einer Kirche daselbst die herrlich gearbeitete, sechseckige, smaragdgrüne Schüssel, deren der Heiland beim Genusse des Abendmahls sich bedient; sie fiel den Genuesern zu, welche sich dieselbe, bei Teilung der Beute, für eine hohe Summe aufwiegen ließen. Die Genueser weihten dieses Gefäß ihrer Hauptkirche, wo es während sieben Jahrhunderte als ein teures Kleinod verwahrt und nur einmal jährlich der Verehrung des Volkes ausgesetzt ward. (Ludwig Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 1865—73.)

MOHAMMED.

Das ist der Islam, die Religion, die Mohammed gab: daß ein einiger Gott und Mohammed sein Prophet ist, durch den das Gesetz Mosis und Jesu die Vollendung erwarb. Nicht eine neue Lehre gab er, sondern eine den Begriffen, Vorurteilen und Neigungen der morgenländischen Völker angemessene Ausmalung der Lehre, die so alt ist als die Welt. Weiter gab er das Gebot vieler Waschungen, den Sitten und Bedürfnissen warmer Länder gemäß; das Gebot fünf täglicher Gebete, auf daß der Mensch über sich und die sinnliche Welt sich emporschwingen lerne; das Ramadhanfasten, das Almosen eines hundertsten Teils vom Vermögen, die Wallfahrt nach Mekka, wie von diesem allem die Anlage oder Sitte schon war. So ist die Untersagung des Weins und Schweinefleisches, die Beschneidung, die Feier des Freitages, teils älter, teils neuer, oder angeraten mehr als geboten. Er gab den Umständen gemäß Gesetze, eine Religion für Länder, welchen die Wärme und Hoheit des Islams größeren Eindruck machte, als die Streitfragen der damaligen Theologen der christlichen Kirche. Die Begeisterung teilte sich mit und erhob die Gläubigen über alle Sichtbarkeit, über alle Macht vergänglicher Dinge, über den Tod selbst. Gleichwie der Aberglaube die Untertanen des griechischen Kaisertums niederschlug, so entbrannte der Araber durch die hohe Einfalt seiner die Leidenschaften weniger einschränkenden Lehre.

Ihre erste Kraft wurde in dem Krieg offenbar, durch den der Prophet seine Feinde zu Mekka unterwarf. An dem Orte Bedr (noch leben allda wallfahrende Moslemin) erhielt er den ersten Sieg; und selig wurde gepriesen,

wer für seinen Glauben gestorben; gingen diese nicht ein in die ewige Wollust schön bewässerter, schattiger Gärten, zum unaussprechlichen Genusse der schwarzäugigen Jungfrauen! Duftete nicht das Wasser der Paradiesesrosen ihnen aus den Perlmutterchalen der himmlischen Jünglinge entgegen!

Nach der Eroberung von Mekka erging sein Gebot an den Kaiser Heraklius von Konstantinopel, an Choson Parwiz, den König der Perser, an die arabischen Emirs, den Negusch, den Statthalter Ägyptens: „Im Namen dessen, der Himmel und Erde, und von Ewigkeit her, auf ewige Zeiten, den Islam hervorgebracht hat, glaubet an Mohammed, Lehrer des göttlichen, allgemeinen Gesetzes.“ Willig hörte Arabien und nahm an, wie er die Lehren der Väter erneuerte. Gegen Ungläubige zog der Feldhauptmann Chalid an der Spitze von dreitausend und erschlug zwanzigtausend Mann. In der Sache des Herrn des Himmels und der Erde fand keine Furcht statt; besonders weil der Prophet den Glauben gab, daß das Ziel des Lebens jedem durch unwiderstehlichen Ratschluß der Vorsehung von Ewigkeit durchaus bestimmt ist.

Als Mekka gehorchte, als Arabien anbetete, gebot Mohammed, in alle Lande den Islam zu bringen, durch Waffen oder Glauben die Nationen zu vereinigen. Er, vergiftet, wie man glaubt, in dem dreiundsechzigsten Jahr seines Alters, ging hinüber zu dem Ewigen, dessen Einheit und Allerbarmung er durch die Mühe seines ganzen Lebens zum Glauben und Gefühl der größeren Hälfte der alten Welt gemacht hatte. (Johannes von Müller, Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, 1810.)

KAMPF DES ISLAM GEGEN DIE CHRISTLICHE WELT

Man kann die Bedeutung der Kreuzzüge nicht verstehen, wenn man sie nur als eine Fortsetzung und Erweiterung der Wallfahrten nach Jerusalem betrachtet. Aus so kleinen Momenten entsteht keine Wandlung der Weltgeschichte. Die Kreuzzüge sind vielmehr aufzufassen als ein großer Abschnitt in dem Kampfe der beiden Weltreligionen, des Christentums und des Islam, einem Kampfe, der im siebenten Jahrhundert an den Grenzen Arabiens und Syriens begonnen, der in rascher Ausdehnung alle Lande um das Mittelmeer überflutet, und nach tausendjährigem Wechsel unsere Zeit wie jene Gregors VII. in Bewegung gesetzt hat. Es gibt in der menschlichen Geschichte keinen heftigeren, längeren, umfassenderen Krieg als diesen. Es gibt keinen, der einen größeren Schauplatz erfüllt, keinen, der die Leidenschaften der Völker tiefer aufregt und ihre Fähigkeiten stärker in Anspruch genommen hätte. Als der Prophet Mohammed in Mekka auftrat, war Arabien der übrigen Welt so gut wie unbekannt. Fünfzig Jahre nach seinem Tode herrschten bereits seine Nachfolger über die Lande bis zum Indus im Osten, dem Kaukasus im Norden, den Küsten des Atlantischen Meeres im Westen. Niemals hatte die Welt eine raschere und reißendere Eroberung gesehen. Es war Mohammed gelungen, die erregbare Phantasie seiner Landsleute vollständig mit dem einen Gedanken des heiligen Krieges zu erfüllen. In kurzen einschneidenden Sätzen predigte er ihnen die Größe und die Macht des einen, allherrschenden Gottes. Er erörterte nicht und bewies nicht, aber er riß mit

sich fort. In glühenden Farben schilderte er den Lohn des Paradieses und die Qualen der Verdammten und faßte seine ganze Religion in das eine Wort: Gehorsam gegen Gott und seinen Propheten, zusammen. Seine Lehre war die Verkündigung einer neuen Herrschaft, ohne ein dogmatisches Mysterium, ohne eine philosophische Anschauung. Dadurch allein wird der Mensch gerecht, daß er Gottes Willen durch den Propheten erfährt und dann die Gebote des Propheten erfüllt. Gott erlöst nicht, sondern er regiert: Religion ist, nicht mit ihm innerlich eins werden, sondern ihm gehorchen. Deshalb war hier von Anfang an die Mission nicht Belehrung, sondern Unterwerfung: die Ungläubigen galten als Rebellen, welche mit der Schärfe des Schwertes zu treffen und zur Bekehrung oder zum Tribut zu zwingen waren. Der Glaubenskrieg entsprang hier also aus den ersten Grundsätzen des Glaubens, und kaum in Mekka anerkannt, ließ Mohammed bereits drohende Ausschreiben an den Perserkönig und den Kaiser von Byzanz ergehen. Dem Spotte, womit diese Potentaten dem namenlosen Fanatiker antworteten, folgten die wütendsten Angriffe; weder römische noch persische Truppen waren fähig, den Reitermassen zu widerstehen, welche blitzesschnell, unerschöpflich und mit jubelnder Todesverachtung sich über die Lande ergossen. Sie hatten keinen anderen Gedanken als den Fanatismus für den Chalifen, keinen anderen Genuß als den Kampf gegen die Ungläubigen, keine andere Hoffnung als den Eingang in das Paradies. Es waren Menschen fast ohne Bedürfnisse, tapfer im Kampfe und unempfindlich gegen die Strapaze, höchst beweglich und ebenso ausdauernd, weder dem Luxus noch der Bildung zugänglich. Sie wohnen, sagt einer der Dichter, in dem Schatten ihrer Lanzen, und setzen ihre Kochtöpfe auf die Trümmer der eroberten Städte.

Im Jahre 715 hatten diese Scharen ganz Vorderasien, sodann den gesamten Nordrand Afrikas, endlich Spanien bis über die Pyrenäen hinaus überschwemmt. Der ehrgeizige Eroberer Spaniens, Musa, entwarf damals den gewaltigen, aber für diese Weltenstürmer nicht übertriebenen Plan, mit einem großen Doppelangriff die ganze Christenheit auf einen Schlag dem Propheten dienstbar zu machen. Es sollte zu diesem Zwecke ein Heer von Kleinasien aus auf Konstantinopel, ein anderes über die Pyrenäen gegen das fränkische Reich sich stürzen, und dann beide von Osten und Westen her in Rom, als dem Mittelpunkte der Christenheit, ihren Siegeslauf vereinigen. Zum Glücke Europas fiel Musa gerade damals bei dem Chalifen in Ungnade, und sein großer Entwurf wurde nur bruchstückweise, und deshalb ohne Erfolg, zur Ausführung gebracht. Man schritt fürs erste zu dem Angriff auf Konstantinopel und bedrängte die Stadt drei Jahre lang zu Wasser und zu Lande. Kaiser Leo III. aber hielt unerschütterlich aus, vernichtete die Flotte mit seinen Brandern durch das kurz zuvor erfundene griechische Feuer und zwang endlich 718 auch das Landheer zum Rückzug. Es dauerte dann länger als ein Jahrzehnt, ehe es im Westen zu dem Anfall auf das fränkische Reich kam. Er hätte früher die größte Aussicht gehabt, weil zu Musas Zeit die Franken in arger innerer Verwirrung lagen; seitdem aber hatte sich dort einer der kampfesmutigsten Helden aller Zeitalter erhoben, Karl Martell war an die Spitze des fränkischen Reichs getreten und er war es, der in sechs heißen

Schlachttagen bei Poitiers die arabischen und afrikanischen Scharen vollständig besiegte. Das Volk des Ostens, sagt ein spanischer Geschichtschreiber, das Volk der Deutschen, Männer von scharfem Blicke, schwerer Brust und eiserner Hand, haben die Araber zermalmt. Mit diesem doppelten Mißlingen war die große Offensive des Islam zum Stehen gekommen. Das Christentum hatte harten Verlust erlitten, es hatte seine Geburtsstätte, Palästina, es hatte seine ältesten Kirchen in Kleinasien und Afrika eingebüßt. Aber es hatte sein Dasein gerettet, und sehr bald nach Karl Martell erhielt es durch dessen mächtigen Enkel, Karl den Großen, einen Vertreter seiner Einheit und seiner Gesamtinteressen, der als Kaiser des christlichen Abendlandes von dem Chalifen selbst eine gewisse Anerkennung errang. Der Kampf zwischen beiden Religionen kam seitdem für mehrere Jahrhunderte zur Ruhe, und nur in einigen Grenzgebieten, den spanischen Marken, den Inseln Italiens und den Küsten Kleinasiens, setzten sich örtliche Fehden fort, als stete Erinnerung an den in der Tiefe unaufhörlich glimmenden Gegensatz. Von diesem Punkte an zeigt sich merkwürdig genug in den beiden Welten eine völlig entgegengesetzte innere Entwicklung. Im Islam hatte bis dahin das religiöse Element alle anderen in den Schatten gedrängt; der religiöse Krieg war die einzige Beschäftigung der Völker, die Herrschaft der Chalifen der einzige Stoff des Staatslebens gewesen. Seit dem neunten Jahrhundert wurde diese Einseitigkeit nach allen Richtungen gebrochen. Irdischer Lebensgenuß, weltliche Bildung, nationale Selbständigkeit machte sich geltend: Wissenschaft und Kunst begannen eine reiche Blüte, die Allgewalt des Chalfates wurde gebrochen und allein auf eine geistliche Würde beschränkt; überall erhoben sich unter oder neben ihm weltliche Staatsgewalten, und überall verdrängte das politische, geistige und gewerbliche Interesse den Eifer für den Glaubenskampf. Der Islam als streitende Weltregion verlor damals seine Furchtbarkeit, und seine kriegerische Macht geriet in immer tieferen Verfall; im übrigen war für seine Bekenner selbst diese Wendung vom Fanatismus zur Kultur ein offenbarer Gewinn; in diese Zeit gehört fast alles, was der Islam für die positiven und bleibenden Interessen der Menschheit, für geistigen Fortschritt und mildere Sitte geleistet hat. (Heinrich von Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges, 1881.)

FRIEDRICH BARBAROSSA UND MAILAND

Dem Kaiser wurden durch einen sehr autorisierten juristischen Ausspruch auf der Versammlung zu Roncaglia die Regalien, welche an die städtischen Kommunen übergegangen waren, zugesprochen; es sei denn, sie wären einzelnen Städten durch besonderes Privileg überlassen worden. Der Kaiser ward anerkannt als die gesetzgebende Instanz; es ist die Idee der von dem Volke dem Kaisertum übertragenen Gewalt. Was der Kaiser durch Edikt oder Reskript oder auch mündlich festsetzt, das, lehrten sie, sei Gesetz. Diese Lehre wendeten sie auf das damalige Kaisertum an. Friedrich selbst faßte das große Problem ins Auge, Autorität und Freiheit miteinander zu verbinden. Im besten Geiste der Monarchie sprach er aus: er wolle ein gesetz-

lich begründetes Imperium haben, um jedermann bei seiner Freiheit zu erhalten. Aber offenbar ist es doch, daß er den Schwerpunkt in seine Autorität legen wollte. Nicht allein die Forderung der Regalien ist es, was die Gärung veranlaßte, sondern eben dies Prinzip, welches gerade in seinem Verhältnis zu Mailand erscheint. Die Abkunft bei dem Frieden mit Mailand war gewesen, daß die städtischen Obrigkeiten frei gewählt, aber vom Kaiser belehnt werden sollten. In Roncaglia aber wurde beschlossen, daß der Kaiser die Obrigkeit ernennen sollte, unter Beistimmung des Volkes; eine leichte Abwandlung, welche aber den ganzen Unterschied in sich schließt.

So entfaltete das Kaisertum auf dem Tage von Roncaglia noch einmal allen seinen Glanz. Aber bei der Ausführung dieser Beschlüsse, namentlich bei Ernennung der Obrigkeiten, zeigten sich nun unermeßliche Schwierigkeiten. Der Kaiser schickte einige der vornehmsten Fürsten, um die neuen Einrichtungen durchzuführen. Auch die Einkünfte des mathildischen Hausgutes, welche Welf gehörten, ließ er wieder sammeln, um sie an Welf zurückzugeben. Der Kaiser und die Welfen hätten so ihre Macht in Italien vereinigt. Das aber erweckte nun den größten Widerstand. Der Forderung der Regalien hätten sich die Mailänder vielleicht gefügt, aber jene Änderung in der Besetzung der Obrigkeiten setzte sie in Wut. Hier wie in den meisten anderen Städten wurden die Kommissarien, welche unter dem Namen Podestà erscheinen, zurückgewiesen. Denn hierdurch wurde das eigentlichste Moment ihrer Verfassung verletzt. Abgesehen von den Nebensachen: auf der einen Seite stand die kaiserliche Autorität, die sich auf das alte Herkommen des römischen Rechts und den Begriff der Gewalt stützte, wie sie damals ausgebildet worden war, zwar keine Unterwerfung forderte, aber auch keine völlige Freiheit zugestand; auf der anderen Seite die städtische Unabhängigkeit, die durch den Gang der Dinge ein starkes plebejisches Element in sich aufgenommen hatte.

Hierüber mußte es nun zum Kampfe kommen. Gleich bei dem ersten Versuch in Mailand erhob sich ein populärer Tumult. Friedrich leitete ein Verfahren ein, welches mit einer neuen Ächtung der Stadt endigte. An dem Tage dieses Beschlusses aber griffen die Mailänder die kaiserliche Burg Trezzo an, in welcher der Schatz aufbewahrt wurde, und nahmen sie mit Gewalt. Mit welcher Wut der Kampf entbrannte, sieht man daraus, daß man dem Kaiser selbst zuleibe gehen wollte. An einem der schönsten Punkte der Adda, wo er sein Gebet verrichtete, geschah der Versuch, ihn in die Flut zu stürzen, dem er nur mit Mühe entging. So gewaltsam entbrannte dieser Krieg. Die Städte sahen dem Äußersten ohne Schrecken ins Auge: nächst der Freiheit sei das Schönste, für die Freiheit zu sterben.

Zuerst griff der Kaiser Crema an. Nach hartnäckigem Widerstande mußte es sich überliefern. Hierauf ward das gewaltige Mailand eingeschlossen. So groß sie auch war, so wußte man doch der Stadt alle Lebensmittel abzuschneiden. Durch den äußersten Mangel sah sie sich dann endlich genötigt, sich zu ergeben und um Gnade zu flehen. Am 1. März 1162 erschienen die Einwohner vor dem Kaiser in Lodi. Der Kaiser erklärte, daß er Milde und Gerechtigkeit vereinigen wolle. Die Milde war, daß er den Schuldigen das

Leben schenkte; die Gerechtigkeit, daß er ihre Mauern zerstörte. Die Stadt ward geradezu aufgelöst. In vier Flecken sollte sie verteilt werden. Wenn nicht alles vertilgt ward, so hatte man das nur der Rücksicht auf einige Kirchen zu verdanken. Die Mailänder wurden wie Zinsleute auf erobertem Gebiet behandelt. Die Cremener behielten nur den dritten Teil ihrer Einkünfte, gleich als wäre der Kaiser Herr derselben. Friedrich hielt dann ein prächtiges Fest zu Pavia, wo er seine Krone trug, die er nie wieder zu tragen gelobt hatte, wenn er nicht vorher Mailand überwältigt habe. (Leopold von Ranke, Weltgeschichte, 1881/88.)

DIE EROBERUNG JERUSALEMS

Von einem Hügel sahen alle Wallbrüder die heilige Stadt, um welche sie so viele Gefahren und Mühseligkeiten erduldet. Ein andächtiger Schauer durchfuhr das ganze Heer, es fiel auf die Knie nieder, küßte den heiligen Boden und flehte zu Gott inbrünstig um seinen ferneren Beistand. Viele Ritter stiegen von ihren Pferden, viele entblößten ihre Füße. So näherte sich das ganze Heer mit lautem Singen und Beten den Mauern der heiligen Stadt. — Schon wurde der Tag ausersehen, an welchem die heilige Stadt berennt werden sollte. Da gedachten die Priester, daß einst Gott die Stadt Jericho in die Hände der Israeliten nach einem siebenmaligen feierlichen Umgange um ihre Mauer gegeben und rieten diesem Beispiel nachzuahmen. Um ihrem Rate mehr Gewicht zu geben, erschien der heilige Erzbischof Ademar einem Priester und forderte ihn auf, die Fürsten zu einem feierlichen Umgange zu ermahnen. Denselben Rat gab ein alter, in einem hohen Turme auf dem Ölberge wohnender und durch die Gabe der Weissagung berühmter Einsiedler. Zugleich sollte diese Prozession benutzt werden, um Tankred und Raimund, welche aufs neue wegen des Geldes, welches dieser jenem zu bezahlen versprochen, aber nicht bezahlt hatte, zankten, und andere miteinander streitende Fürsten auf dem Ölberge, wo der Heiland so schmerzlich für die Menschen gelitten, zu versöhnen.

Am Freitag, dem 8. Julius, versammelten sich alle Priester, die Ritter und das Volk und verließen das Lager zum feierlichen Umgang um die Stadt. Die Priester zogen in weißen Gewändern mit Kreuzen, den Reliquien und den Bildern der Heiligen voran, und ihnen folgten alle Ritter und das Volk, in völliger Waffenrüstung, Trompeten und Fähnlein tragend und mit entblößten Füßen, indem sie die Heiligen um ihre Fürsprache bei Gott flehentlich anriefen. Die Prozession begab sich zuerst auf den tausend Schritt von der Stadt östlich liegenden Ölberg, wo Arnulf, ein sehr beredter Geistlicher aus Flandern, von einem erhabenen Orte herab in einer so eindringenden Rede den Fürsten die Eintracht empfahl, daß alle Streitenden versöhnt einander die Rechten gaben. Auch Peter der Einsiedler trat auf und ermunterte das Volk auszudauern, um den Heiland, der noch immer in der Stadt gekreuzigt werde, zu befreien. Von da zogen die Wallbrüder zu der Kirche der Mutter Gottes auf dem Berge Zion südlich von der Stadt. Die Ungläubigen sahen, zum Teil auf den Mauern stehend, den Umgang mit Verwunderung an, andere

warfen Pfeile nach den andächtigen Kreuzfahrern und verwundeten ihrer mehrere, andere richteten auf den Mauern Kreuze auf und übten an ihnen ihren Mutwillen, andere, die Prozession nachäffend, folgten auf der Mauer den Christen und kränkten sie durch ihren Spott. Nachdem die Prozession ins Lager zurückgekehrt, ward auf den nächsten Donnerstag der allgemeine Angriff auf die heilige Stadt bestimmt. — —

(An dem ersehnten Tage war) ungeachtet aller Vorteile um die siebente Stunde, selbst nachdem der Herzog von der Normandie und Tankred beim Stephanstore die Mauer durchbrochen hatten, so wenig Hoffnung zur Eroberung der heiligen Stadt, daß die Fürsten beschlossen, die von dem Feuer und den Steinen der Belagerten sehr beschädigten Maschinen zu entfernen und an dem folgenden Tage den Angriff zu erneuern. Die Ritter jammerten laut, daß Gott sie nicht würdig halte, die heilige Stadt einzunehmen, das Kreuz anzubeten und das heilige Grab zu erblicken, das Volk kehrte betrübt ins Lager zurück. Plötzlich um die Stunde, in welcher der Heiland ans Kreuz gebracht war, erblickte Herzog Gottfried von Bouillon auf dem Ölberge einen Ritter, welcher seinen blitzenden Schild schwenkte und damit dem Volke Gottes das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab. Herzog Gottfried rief die Ritter und das Volk zurück, alle begannen die Arbeit mit neuen Kräften, des Sieges gewiß. Die Weiber erquickten die Männer durch Speise und Getränk und ermunterten sie zu mutigem Kampfe und unverdrossener Arbeit. Binnen einer Stunde war die vordere Mauer niedergeworfen, das Tal ausgefüllt, und des Herzogs Turm stand an der Mauer. Das auf seiner Spitze von Gold blitzende Kreuz mit des Herrn Jesu Bilde, nach welchem die Ungläubigen immer vergeblich gezielt, kündigte den Sieg Christi über Mohammed dem Volke Gottes an. Bald darauf ward auch des Grafen Raimund Turm der Mauer so nahe gebracht, daß die Wallbrüder aus ihm mit ihren Lanzen die Ungläubigen auf der Mauer erreichen konnten.

Die Wallbrüder erneuerten nun den Kampf mit hoffendem Mute. Die Muselmänner widerstanden mit verzweifelnder Tapferkeit, aber dem nahe an die Mauer gerückten Turme des Herzogs konnten ihre Maschinen wenig schaden, und wo die Hürden, womit er bedeckt war, beschädigt wurden, da half Herzog Gottfried mit eigner Hand den Schaden verbessern. Desto wirksamer waren die Wurfmaschinen aus den Türmen, indem Herzog Gottfried diejenigen, welche sie bedienten, zu unverdrossener Arbeit aufmunterte. Es gelang endlich einigen Jünglingen, die mit Stroh und Baumwolle gefüllten Säcke, womit die Ungläubigen die Mauer zu schützen gesucht, vermittelst brennender Pfeile in Brand zu bringen, der Rauch ward durch einen Wind aus Norden auf die Mauer getrieben; die Streiter, durch ihn im Kämpfen gehindert, verließen verzweifelnd ihren Stand, und aus dem zweiten Stockwerke des Turmes fiel die Fallbrücke auf die Mauer, unterstützt von zwei Balken, mit welchen die Ungläubigen die Steine der Belagerer abgewehrt hatten. Die beiden Brüder Ludolf und Engelbert waren die ersten, welche die Mauer Jerusalems erstiegen, und ihnen folgten bald Herzog Gottfried selbst, der in dem obersten Stockwerke sich befand, seine Brüder Eustach, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern nach. Die andern Wallbrüder, welche nicht durch

den Turm auf die Mauer kommen konnten, erstiegen sie mit Leitern, und bald war die Mauer da, wo der Herzog stand, ganz verlassen von den Ungläubigen, welche in die Gassen der Stadt flohen. Die Wallbrüder eilten ihnen nach, der Herzog Gottfried ließ durch einige Ritter das Stephanstor öffnen, das übrige Volk drang teils durch dieses, teils da, wo der Herzog von der Normandie und Tankred die Mauer durchbrochen hatten, in die Stadt, und bald erschallte sie von dem Geschrei der siegenden Wallbrüder: „Gott hilf, Gott will es!“ In das Siegesgeschrei mischte sich bald das Angstgewinsel der Sterbenden und das Flehen um Gnade der fliehenden Ungläubigen; denn Ritter und Knechte verbreiteten sich in die Stadt und würgten wen sie antrafen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die heilige Stadt war schon mit Leichen angefüllt, als wider den Grafen Raimund, der bei der Burg Zion stand, die Ungläubigen noch immer tapfer stritten und seinem Belagerungszeuge großen Schaden zufügten, denn von den vierzehn Maschinen auf der Mauer waren gegen des Grafen Werke neun gerichtet. Raimund erfuhr erst durch das Waffengeöse in der Stadt und durch die Flucht der wider ihn streitenden Ungläubigen von der Mauer, daß der Heiland den anderen Fürsten den Sieg verliehen habe. „Was weilt ihr jetzt noch länger?“ rief Raimund den Seinigen zu, und die begeisterten Provenzalen drangen mit Leitern über die Mauern in die Stadt. Dann ward auch das südliche Tor geöffnet, und das vor ihm wartende Volk drang mit solcher Heftigkeit hinein, daß sechzehn Wallbrüder im Gedränge umkamen.

Jetzt wurde das Würgen der Ungläubigen in der Stadt allgemein. Welche den Schwertern derer unter Gottfried, dem Normannen und dem Flandrer entrannen, liefen in die Schwerter der Provenzalen. In die verborgensten Winkel, wo die Muselmänner Sicherheit suchten, drang das spähende Auge der wilden Mörder. Hätten sie nur mit dem Blute der Ungläubigen die Schmach des Heilandes und das Blut der vor Jerusalem erschlagenen Wallbrüder rächen wollen — aber viele, nicht zufrieden, das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, weideten sich an ihren Qualen, indem sie bald sie nötigten, von hohen Türmen sich herabzustürzen, bald mit schwachem Feuer bis zum langsamen Tode sie marterten. Wenige entkamen in die Burg Zions. — Als die Wallbrüder des Blutes der Muselmänner satt waren, traf die Juden ihre Mordlust. Sie wurden in ihre Synagoge zusammengetrieben und mit ihr verbrannt.

Weder an den Greueln, noch an dem Jagen nach Beute nahm Herzog Gottfried Anteil. Er rächte zwar tapfer mit dem Schwerte das Blut der Seinigen, welche während der Belagerung gefallen waren, und die Beschimpfung, welche die Pilgrime so oft von den ungläubigen Beherrschern der heiligen Stadt erfahren. Dann aber begab er sich noch während des Mordgetümmels, von drei Rittern begleitet, in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen aus der Stadt, wallte um ihre Mauern, ging durch das Tor, welches gegen den Ölberg liegt, nach der Kirche des heiligen Grabes und überließ sich der Andacht. Plötzlich änderte sich auch in der Stadt die Szene. Die Wallbrüder, des Mordens müde, legten, nachdem durch ausgestellte Wächter die Stadt gegen einen plötzlichen Überfall gesichert war, ihre Waffen ab, reinigten sich von

dem Blute der erschlagenen Türken und eilten mit entblößtem Haupt und entblößten Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Örtern. Die Stadt, in welcher kurz vorher nur das wilde Geschrei der Würger und das Gewinsel der Sterbenden gehört wurden, erschallte jetzt von den Lobgesängen zur Ehre Gottes und den Gebeten der zum Grabe des Heilandes Wallenden, und die grausamen Krieger, deren Gemüt jeder milden Empfindung noch eben verschlossen war, beugten jetzt demütig ihre Knie und vergossen Tränen der Andacht an den Örtern, wo das noch warm fließende Blut an ihre Grausamkeit sie erinnerte. Viele, die mit gieriger Habsucht geraubt, opferten jetzt mit ausschweifender Freigebigkeit ihren Raub dem Herrn oder brachten ihn als Almosen den Alten, den Armen und den Kranken. Andere bekannten laut ihre Sünden und gelobten Besserung. Wo sah man je eine so schnelle Umwandlung? (Friedrich Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, 1807/32.)

GOTTFRIED VON BOUILLON

Von allen denen, welche das Kreuz nahmen, verdient zuerst Erwähnung Gottfried, nach dem Stammschlosse seines Hauses von Bouillon genannt. Seine Eltern waren Eustathius, Graf von Boulogne, und Ida, die Schwester Herzog Gottfrieds von Lothringen. Dieser nahm seinen Neffen (der durch weibliche Verwandtschaft Karl den Großen unter seine Ahnen zählte) an Kindes Statt an und hinterließ ihm alles eigene Gut, als er selber in Antwerpen ermordet wurde. — Sobald Gottfried herangewachsen war, hielt er sich zur Partei Heinrichs IV. und gewann binnen kurzer Zeit so allgemeine Achtung, daß man ihm als dem Würdigsten die Reichsfahne in der entscheidenden Schlacht wider Rudolf den Gegenkönig anvertraute. Diesem Vertrauen entsprechend, drang er am 15. Oktober 1080 kühn voraus in das feindliche Heer und stieß Rudolf den Schaft seines Banners so tief in die Brust, daß er wenige Tage nachher in Merseburg starb. — Später begleitete Gottfried den Kaiser auf dem Zuge wider Gregor VII. und erstieg zuerst die Mauern Roms; allein die Anstrengungen, die Hitze und die ungesunde Luft zogen ihm ein fast tödliches Fieber zu. So treue Dienste belohnte der Kaiser zunächst durch Erteilung der Mark Antwerpen, dann im Jahre 1084 durch Überlassung des Herzogtums Lothringen. — In seltenem Vereine mit solcher Tapferkeit zeigte Gottfried sich keusch, mäßig, milde, fromm, freundlich und freigebig gegen jedermann, unbeherrscht von der Liebe zu irdischem Besitze. Auch sein Äußeres war einnehmend, das Gesicht schön, die Haare eher blond als braun, ein hoher Wuchs, stark und doch gewandt.

Als Urbans Ruf an alle Christen zur Pilgerung in das heilige Land erging, so erfüllten sich nur Gottfrieds frühere Wünsche. Denn schon als Kind und lange vor der großen Bewegung des Abendlandes äußerte er die heftigste Sehnsucht nach Jerusalem und in Rom gelobte er während seiner schweren Krankheit die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande.

Bei der Königswahl sollten, nach dem Willen der Fürsten, nicht bloß diejenigen Eigenschaften den Ausschlag geben, welche als die glänzenderen auf dem langen gemeinsamen Zuge jedem bekannt geworden, sondern auch

solche, welche zwar für die Wohlfahrt der Völker höchst wichtig sind, jedoch selten in dem öffentlichen Leben unmittelbar kund werden. Deshalb vernahm man eidlich die Diener und Hausgenossen aller Fürsten, über deren Sitten und häuslichen Wandel. Da erzählten des Grafen Raimund Diener manches Nachteilige von ihm, doch wurde behauptet, daß sie, aus Furcht, länger von der Heimat entfernt zu bleiben, wenn er König würde, arglistig die Beschuldigungen erfunden hätten. Der schon bejahrte Graf teilte indes entweder ihre Gesinnungen, oder wollte sich nicht der Gefahr des Abweises aussetzen, und erklärte deshalb öffentlich: er wolle nicht König werden in Jerusalem. Auch Robert von der Normandie trachtete keineswegs nach dieser Würde; ihm erschien sein Erbteil wichtiger, und er fürchtete Anstrengung und Gefahr. Die Diener Herzog Gottfrieds von Lothringen sagten dagegen aus: unter allen Handlungen ihres Herrn scheine ihnen nur eine unverständig: daß er nämlich selbst nach Beendigung des Gottesdienstes noch in der Kirche verweile und die Kundigen über jedes Gemälde und jede heilige Geschichte so lange befrage, bis diese, nicht minder als die Diener selbst, Überdruß und Ungeduld ergreife. Das zur bestimmten Stunde bereitete Essen werde mittlerweile leider kalt und geschmacklos.

Zu diesem Tadel, der den Wählern als großes Lob erschien, gesellte sich die Erinnerung, daß Gottfried allein bei der Einnahme von Jerusalem weniger teilgenommen hatte an der wilden Grausamkeit. Auch besaß keiner die Geschicklichkeit, Franzosen und Deutsche, die sich bald im Scherze bald im Ernste als Widersacher zeigten, zu gewinnen, auszusöhnen und zu lenken: denn an den Grenzen beider Reiche geboren und erzogen, gehörte er gewissermaßen beiden Völkern an, und kannte die Sprache beider. Aus solchen Gründen, um öffentlicher und häuslicher Tugenden willen, wählte man am 22. Julius 1099 einstimmig den Herzog Gottfried von Lothringen zum Könige von Jerusalem. Lobgesänge wurden hierauf in der Kirche des heiligen Grabes angestimmt, aber eine feierliche Salbung und Krönung fand nicht statt: denn der Herzog weigerte sich, an dem Orte, welcher zur tiefsten Demut verweise, wo man dem Könige der Ehren, dem Herrn des Himmels, nur Dornen um die Schläfe gewunden habe, anmaßlich Zeichen und Titel irdischer Größe anzunehmen. Deshalb haben viele, nur das Zeichen würdigend, Gottfried nicht den Königen von Jerusalem beigezählt.

Nie erschien wechselseitiges Nachgeben und Verträglichkeit nötiger als in diesem Augenblicke, wo sich, einer Zählung zufolge, in Jerusalem nur 200 Ritter und 2000 dienstfähige Fußgänger befanden, und diese wenigen sogar noch Mangel litten. Dennoch war der Ruhm des Königs und der Pilger so wohl begründet, daß mit den Befehlshabern von Ptolemais, Askalon, Cäsarea, ja mit dem Fürsten von Damaskus Verträge zustande kamen, wonach einige Zins versprachen und alle einen freien ungestörten Handel bewilligten. Ohne diese Handelsfreiheit würden die rings von Feinden umgebenen Christen notwendig dem Mangel erlegen sein. — Auch arabische Fürsten überbrachten ehrfurchtsvoll dem Könige Geschenke, bezeigten aber zugleich ihre Verwunderung, den Bezwinger so vieler Völker auf einem Strohsacke an der Erde sitzen zu sehen. Er antwortete ihnen: „Warum soll die

Erde, welche nach dem Tode die Ruhestätte aller ist, nicht auch den Lebendigen dazu dienen?“ Da sprachen jene erstaunt: „Wahrlich, dieser Mann ist geboren, auf daß er die Welt überwinde und alle Völker beherrsche!“ Sie erkannten, wie die Kraft zu großen Taten in dem Maße wächst, als man den Sinn vom Geringen wegwendet und dem Unbedeutenden keinen Wert beilegt. — Um einem anderen arabischen Fürsten seine Kräfte zu zeigen, durchhieb Gottfried den Hals eines Kameles mit dem Schwerte; als aber jener den Erfolg bloß aus der Schärfe des Stahles herzuleiten schien, erbat er sich dessen Schwert, und gleich glücklich war die Wiederholung des Streiches. Von einem so kräftigen Manne versprach man sich eine lange und glückliche Regierung; allein der ungewohnte Himmelsstrich und die großen Anstrengungen untergruben seine Gesundheit, und als er nach Joppe eilte, um den mit einer Flotte angelangten Sohn des Dogen Micheli von Venedig zu bewillkommen, ergriff ihn ein viertägiges Fieber. Zum letzten Male erfreute er sich seines Lebens, empfang große Geschenke, hörte, wie das ganze Abendland seines Ruhmes voll sei, und wurde dann, weil das Geräusch von der Flotte her und das Toben der Soldaten ihn zu sehr beunruhigte, nach Jerusalem zurückgebracht. Alles Flehen der Christen, aller Rat der Ärzte blieb aber ohne Frucht, und Gottfried starb am 18. Julius des Jahres 1100; er ward beerdigt in der Kirche des heiligen Grabes und gleichmäßig beweint von Franken, Syrern und Griechen. Seine einfache Grabschrift lautet: „Hier liegt Gottfried von Bouillon, welcher dies ganze Land dem Christentume gewann; seine Seele ruhe in Christo!“ (Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, 1840.)

DIE ANKUNFT DER KREUZFAHRER IN KONSTANTINOPEL

(1203)

Am Tage vor Pfingsten, bei heiterm Himmel, ruhiger See und leisem Winde fuhren die gesamte Kriegsflotte und die zahlreichen Frachtschiffe und viele Kaufmannsfahrzeuge, die sich angeschlossen hatten, aus dem Hafen von Korfu. Das ganze Meer war mit Schiffen und Segeln bedeckt, eine Macht, um den Erdkreis zu bezwingen; und so begeisternd für den Kriegsmann war dieser Anblick, daß nach langen Jahren die Erinnerung daran freudig sein Herz bewegte.

Glücklich umschifften sie an der südlichen Spitze des Peloponnes den beschneiten Gipfel des schon den Alten berühmten Vorgebirges Malea und steuerten nach der Insel Negroponte, wo sie Rat hielten und den Prinzen mit einer Heeresabteilung unter dem Markgrafen und dem Grafen von Flandern gegen die Insel Andros sandten, um auch diese zu unterwerfen. Aber in Betrübnis senkten sie den Leichnam des Burgvogts Guido von Coucy in die Tiefen der Flut. Indes nahmen die andern den geraden Weg nach der Meerenge des Hellesponts und stiegen am achten Tage nach ihrer Abfahrt von Korfu bei Abydos an das Land. Die Einwohner überreichten die Schlüssel ihrer Stadt; dafür verhiessen ihnen die Pilger Schutz. Acht Tage weilten sie dort, bis auch die übrigen Gefährten einliefen, und erwünscht kam die Erntezeit, um sich mit Getreide zu versehen. Wundersam zu schauen war die

Meerenge, von Galeeren und Schiffen wie ein Blütengarten übersät, und nicht entging dem Blick der Fremdlinge die reiße Strömung in dem Kanal. Noch hundert Meilen schätzten sie bis Konstantinopel. Am Vorabend von Sanct Johannis des Täufers Fest warfen sie, froh der schnellen und glücklichen Fahrt, bei der Abtei des heiligen Stephans, an einer Stelle der asiatischen Küste, die die Warte hieß, drei Stunden von der Hauptstadt, die Anker. Da entfaltete sich vor den staunenden Blicken der Kreuzfahrer die kaum mit Neapels gesegneten Fluren vergleichbare Anmut der Propontis, deren süße Früchte, sanftkühlenden Winde, spielende Fische, tanzende Delphine, erfrischende Bäder, klare Bäche, Schwalbengeschwirre und Nachtigallengesang mit unwiderstehlicher Sehnsucht hinzogen, wer je in dem ewigen Frühling dieses von des Schöpfers Händen gebildeten Lustgartens in wechselnden Genüssen sein Leben hingeträumt. Von hier schweifte ihr Auge über die mit den leisen Lüften buhlende Flut, hin zu den blumigen Ufern, über Gärten und Fluren, auf zahllose Landhäuser und Kirchen, die im Schatten von Platanen und Zypressen von dem Meeresgestade bis zu den Hügeln, welche die Landschaft umkränzen, aus Lustgehegen und Hainen schimmerten; alles prangend in dem reichsten Schmuck des kaum begonnenen Sommers. An dem in wogender Lebensfülle schwellenden Saum aller dieser Herrlichkeit verbreitete sich vor dem entzückten Auge der Abendländer in unermeßlichem Umfang die neue Siebenhügelstadt, die Hauptstadt, der „Wangenglanz“ der Welt, mit ihren hohen Mauern, dreihundertsechundachtzig Türmen, eben sovielen Kirchen und Klöstern und einem wogenden Meere hochgewölbter Paläste, welcher allein vor allen Städten der Welt unvergängliche Dauer, so lange Menschen leben, gesichert scheint; und keines der hochgemuteten Degen Herz schlug bei diesem Anblick so männlich, daß nicht leises Zagen es durchbebte: ob je wohl seit der Welterschöpfung von so kleinem Häuflein ein so keckes Wagnis, wie die Bezwingung dieser Stadt, wäre begonnen worden, und daß nachmals ein Augenzeuge bekannte, so Glorreiches hätte bis jetzt weder ein Geschichtschreiber beschrieben, noch ein Dichter besungen. Freudig, am ersehnten Ziele zu stehen, von wo sie nach kurzem Bemühen übergehen sollten zu der höheren Bestimmung ihrer Pilgerfahrt, stiegen Grafen und Barone ans Land, und noch am gleichen Abend hielten sie Rat in Sanct Stephans Kirche. Da, nach wechselnder Meinung, erhob sich mit seiner Erfahrung und Ortskunde der Doge und riet zu kluger Umsicht. Leicht könnte, wenn in dem reichen, dichtbewohnten Lande das Heer, um Lebensbedürfnisse zu gewinnen, sich ausbreitete, durch manches Tapferen Verlust die kleine Schar sich schwächen; besser wäre es, an den mit Überfluß gesegneten Inseln sich zu versehen und sofort die Stadt zu umlagern; Vorrat sei die erste Bedingnis eines glücklichen Kampfes. Alles stimmte bei und rastete die Nacht auf den Schiffen.

An St. Johannis des Täufers Tag flatterten von den Masten und Marsstangen und Vorderkastellen der Schiffe in buntem Farbenspiel die Banner und Fahnen von vielen Herren und Rittern; gleich stählernen Zinnen starteten von den Schirmwänden die Schilde, und zu seiner Waffe, als zu dem Werkzeug, dessen er nun bald bedürfe, blickte ein jeder. Es schwellten die Segel vom Winde,

kräftiger Ruderschlag zeugte von dem mutvollen Jubel der Schiffsleute, und so dicht fuhren sie an der Hauptstadt vorüber, daß von den Steinwürfen des zahlreichen Kriegsvolkes (denn nicht unerwartet kamen den Griechen die Franken), welches Mauern und Türme bekränzte, manches Schiff getroffen wurde. Darob wichen sie von ihrem Entschluß, auf die Inseln zu steigen, und landeten in den reizenden Fluren von Chalcedon, an dem herrlichen Palaste des Kaisers, Konstantinopel gegenüber.

Konstantinopel, „das unermessliche Tor zweier Meere“, für Anmut und Sicherheit die bestgelegene Wohnstätte der Menschen, Rom an Würde, Jerusalem an Heiligtum, Babylon an Größe verglichen, das Kleinod aller Städte, durch ihren zweiten Begründer unter den Schirm der Gottesgebälerin gestellt, dehnte sich, auf zwei Seiten von Gewässern umflutet und gegen das Land durch eine zweifache Mauer umgürtet, mit großer Volksmenge, dem Überfluß an allen Bedürfnissen und ihren starken Bollwerken so leicht zu verteidigen, über eine in sieben Hügeln anschwellende und in eben so viele Niederungen sich senkende Landzunge in einem Umkreis von drei Stunden — ein herrlicher Anblick mit ihren Domen, Palästen, Klöstern und Denkmälern! Von der alten Akropolis (jetzt die Spitze des Serails) bis hinauf, wo vierzehn Bäche ihr Wasser in die Meerflut gießen, zieht sich gleich einem gewundenen Horn, in den Tiefen von zahllosen köstlichen Fischen wimmelnd, zu Zeiten der Sammelplatz aller Schätze der weiten Erde, bei 24 000 Fuß lang, Konstantinopels weiter und sicherer Hafen mit seinen Buchten, Landungstrepfen und Reeden; zwölf Tore führten durch die hohe, dicke und von mächtigen Türmen geschützte Mauer hinab in denselben, der wieder in fünf kleinere und eben so viele Reeden geteilt war; von der Akropolis bis zum festen Schloß von Galata schloß ihn eine starke Kette. Am Gestade der zwei Weltteile scheidenden Propontis zog sich eine ähnliche Mauer dem äußersten Saume des Landes entlang, außer da, wo sie zurückweichend für Häfen und Reeden Raum ließ. Dreizehn Tore, beinahe doppelt soviel als jetzt, öffneten den Eingang in die Stadt. Gegen die Landseite schützte sie im Westen, von Meer zu Meer sich ziehend und durch einen Zwinger geschirmt, eine Mauer, die auf eine Dicke von sechs bis acht Ellen, an mancher Stelle zu einer Höhe von zweiundzwanzig Ellen anstieg. Dritthalbhundert Türme über jeder dieser Mauern verteidigten dieselbe, und achtzehn Tore verbanden die Stadt mit dem Lande. In jeder Spitze des Dreiecks ragte eine feste Burg empor, von denen Isaak Angelus kurz vor diesen Zeiten die an der Propontis stehende, das alte Zyklobium, neu aufgeführt und befestigt hatte.

Das ganze Heer stieg zu Chalcedon ans Ufer; nur die Seeleute blieben auf den Schiffen. Ein so reiches, von allem Überfluß schwellendes Land hatten sie noch nie betreten, und was das Bedürfnis fordern, die Lust wünschen mochte, bot Erde und Meer, Gefild und Wald, in unerschöpflichem Reichtum wetteifernd, dar. Aber die Strömung des Bosphorus gestattet von Chalcedon keine sichere Überfahrt; darum segelte nach dreitägiger Rast beim ersten frischen Winde die Flotte, zu Land folgte das Heer, nach Chrysopolis, von wo einst Xenophon mit seinen zehntausend Kriegsgefährten Europas Gestade wieder gewonnen hatte, wo die byzantinischen Kaiser in den Genüssen

milder Luft und reicher Natur, nach denen des Fernen süße Sehnsucht in leisen Seufzern erklang, in herrlichen Lusthäusern dem Zudrang der Menge sich entzogen und vor nicht langem Kaiser Emanuel einem neuen Palast den Namen Skutari gegeben, welcher bald den alten der Stadt verdrängte. (Friedrich von Hurter, Geschichte Papst Innocenz' III., 1834/42.)

FRIEDRICH II. IN JERUSALEM

Friedrich ließ durch den Unwillen der Christen und Muselmänner über den eben geschlossenen Frieden so wenig als durch die Einreden des Patriarchen Gerold sich davon abhalten, nach Jerusalem sich zu begeben und dort als König sich zu zeigen. Begleitet von dem Emir Schemseddin, Kadi von Neapolis, einem der Friedensunterhändler, kam er am Sonnabend vor dem Sonntage Okuli zu Jerusalem an und nahm seine Wohnung gemeinschaftlich mit seinem muselmännischen Begleiter neben dem Tempel des Herrn, welcher zu großem Verdrusse der Christen eine muselmännische Moschee blieb. Der Kadi war von dem Sultan Kamel beauftragt worden, jede Beleidigung, welche schwärmerische Muselmänner gegen den Kaiser oder dessen christliche Begleiter sich erlauben könnten, und überhaupt alles, was den Kreuzfahrern einen Anstoß geben möchte, auf das sorgfältigste zu verhüten; und Friedrich bemühte sich dagegen, den Sarazenen auch während seines Aufenthaltes in der heiligen Stadt es zu beweisen, daß er den leidenschaftlichen Haß vieler von seinen Glaubensgenossen gegen die Bekenner des Islams nicht teilte. Einer der Rufer, welche von den Türmen der großen Moschee, in deren Nähe der Kaiser wohnte, die Stunden des Gebets verkündigten, begleitete, weil der Kadi Schemseddin vergessen hatte, die geeigneten Befehle zu erteilen, seinen gewöhnlichen Ruf mit der Absingung einiger gegen die Christen gerichteten Verse des Korans, was den Kadi bewog, nicht nur jenem Rufer einen strengen Verweis zu erteilen, sondern überhaupt die laute Verkündigung der Stunden des Gebets für die Zeit, welche der Kaiser in Jerusalem verweilen würde, zu untersagen. Als Friedrich es bemerkte, daß die Rufer ihr Amt nicht verwalteten, so fragte er den Kadi nach der Ursache, und als dieser es nicht verhehlte, daß er aus Rücksicht für den Kaiser die laute Verkündigung des Gebets untersagt hätte, so antwortete Friedrich: „Es ist unrecht, daß ihr aus Rücksicht für mich unterlaßt, was eure Pflicht, euer Gesetz und eure Religion von euch fordern. Kämet ihr mit mir in meine Staaten, so würde ich gegen euch nicht so gefällig sein können.“ Während der Kaiser die große Moschee in Augenschein nahm, kam in dieselbe ein christlicher Priester, welcher ein Evangelienbuch trug. Darüber wurde der Kaiser sehr ungehalten, er gebot dem Priester, sofort sich zu entfernen und schwur, jeden Christen strenge zu strafen, welcher sich erkühnen würde, ohne besondere Erlaubnis die Moschee zu betreten.

Durch ein solches Betragen mochte der Kaiser vielleicht den Unwillen und Verdruß einiger Muselmänner beruhigen, seine Widersacher unter den Christen dagegen wurden durch seine Vertraulichkeit mit den Sarazenen zu noch heftigerem Zorne gereizt. Die geringen Pilger betrachteten es zwar als eine große

Wohltat, daß es ihnen vergönnt wurde, die heilige Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, zu schauen, die Geistlichkeit aber erneute die Verfolgung des Kaisers mit steigender Erbitterung, weil er wider das Verbot des Patriarchen Gerold die Wallfahrt zu dem heiligen Grabe unternommen hatte. An demselben Tage, an welchem Friedrich nach Jerusalem kam, erschien auch daselbst der Erzbischof von Cäsarea und sprach im Namen des Patriarchen von Jerusalem das Interdikt über die ganze Stadt und insbesondere über das heilige Grab. Daher feierte kein Priester, solange der Kaiser Friedrich in der heiligen Stadt sich befand, daselbst die Messe, und nur Walter, ein Dominikaner aus England, welchem der Papst das Predigtamt in dem Heere der Pilger übertragen hatte, hielt in einer außerhalb der Mauern von Jerusalem gelegenen Kirche den Gottesdienst. Friedrich wallfahrtete jedoch sogleich nach seiner Ankunft zu dem Grabe des Erlösers und begab sich am Morgen des folgenden Tages, des Sonntags Okuli, angetan mit kaiserlichem Schmucke, in die Kirche des heiligen Grabes, wo er die königliche Krone sich aufsetzte. Hierauf las der Deutschmeister Hermann von Salza am heiligen Grabe zuerst in deutscher, dann in französischer Sprache eine Rede, in welcher zuerst das bisherige Betragen des Kaisers in Beziehung auf seine Kreuzfahrt, jedoch mit schonenden Äußerungen über das Verfahren des Papstes gerechtfertigt, dann die Absicht des Kaisers, Jerusalem wieder zu befestigen, und eine Aufforderung, dieses Werk durch Beisteuern zu befördern, verkündigt wurde. Auch ließ der Kaiser, wie der Patriarch von Jerusalem behauptete, durch seine Ritter von den Stiftsherren des heiligen Grabes sofort erzwungene Beiträge einfordern. (Friedrich Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, 1807/32.)

ERZIEHUNG ZUM RITTER

Wer von seinen Eltern für Ritterschaft bestimmt war, der wurde gern als Knabe auf den Hof eines Edlen gebracht, um die Zucht zu lernen, welche den höfischen Mann von dem bäuerischen unterschied. Hier tat er als Kind Pagendienst, bildete einen Teil des Gefolges, wartete dem Herrn oder der Frau auf bei Tische und in der Kammer und stand an großen Höfen mit seinen Altersgenossen unter einem Hüter, dem er bei der Annahme wohl ein Geschenk gab.

Uralter Brauch war den deutschen wie anderen indogermanischen Völkern, daß sich nach freier Wahl zwei Kinder oder Gesellen aneinander banden, sie besiegelten die Bundesbrüderschaft durch Gelöbniß und geweihten Trank. Solch innige Verbindung zweier Männer begegnet einige Male in der deutschen Heldensage, Spuren davon haben sich im Volk bis zur Neuzeit erhalten. Es mag mit dieser Sitte zusammenhängen, daß im Hofhalt häufig je zwei der Dienenden gesellt wurden, sie aßen aus einer Schüssel, erhielten zusammen ihren Trunk und schliefen oft auf demselben Bett.

Die Zucht, welche der Knabe erlernte, war zunächst gesittetes Verhalten in Rede und Haltung, vor allem bei Essen und Trinken. Zahlreiche Lehren, welche zum größten Teil aus frühem Mittelalter stammen, wurden in Verse gefügt und auswendig gelernt. Die „Tischzuchten“ zum Beispiel befahlen: man soll

hübsch die Nägel beschneiden, was auch deshalb wünschenswert war, weil man vor dem 15. Jahrhundert keine Gabeln gebrauchte und den Fingern bei Tische dreiste Eingriffe nicht wehren konnte; — man soll vor dem Essen sagen: „Segne es Jesus Christ“, soll am Tische nicht den Gürtel vom Bauch schnallen, nicht das Brot beim Schneiden an die Brust stemmen, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die man aus der Schüssel holt, mit dem Löffel oder einer Brotkruste anfassen, die man vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugespitzt hat; wer die Speisen mit Brot angreift, soll die Krumen behüten, wenn er mit einem andern ißt, daß sie nicht in die Schüssel fallen. Niemand soll aus der Schüssel trinken, nicht abbeißen und wieder in die Schüssel legen, nicht zwei sollen einen Löffel gebrauchen, beim Schneiden soll man nicht die Finger auf die Klinge legen, man soll nicht trinken und sprechen, bevor man die Speisen hinabgeschluckt hat, nicht schmatzen und rülpsen, sich nicht in das Tischtuch schnäuzen, nicht über den Tisch legen, nicht krumm sitzen und sich nicht auf die Ellbogen stützen. Andere Dinge als Speisen soll man während des Essens nicht mit der bloßen Hand anfassen, sondern dafür das Gewand über die Hand decken. Vor dem Trinken soll man den Mund wischen, nicht in den Trunk blasen, während dem Trunk nicht über den Becher sehen. Man soll nur zwischen den Trachten trinken, man soll nicht essen, während der Geselle trinkt, man soll beim Essen gegen seinen „Gemaßen“ billig sein und ihm nicht seinen Anteil wegessen, endlich die Zähne nicht mit dem Messer stochern.

War das Kind im Edeldienst herangewachsen, so wurde es Knecht eines ritterlichen Herrn; nicht immer an demselben Hofe, wo der Glanz und Müßiggang vornehmen Dienstes verweichlichte, sondern bei einem festen und erprobten Lehrmeister. Jetzt ward der Knappe im Reiterhandwerk unterwiesen; dazu gehörte außer den alten Turnübungen: Steinstoß, Wurf, Sprung, vor allem Gebrauch der Waffen, dann die vornehme Jagd mit Falken und mit Winden, höfischer Tanz und ritterlicher Dienst bei Frauen durch Liederdichtung und Gesang. Der junge Knecht nahm teil an den Fahrten seines Herrn und wartete ihm auf bei Spiel, Fehde und Krieg. Es scheint, daß der Jüngling als Knecht einen Beinamen erhielt, mit dem er von seinen Gesellen gerufen wurde; wenigstens sind in den höfischen Kreisen charakterisierende Beinamen sehr häufig, welche aus Laune, Spott, Haß beigelegt werden, zumal als Pseudonyme den wirklichen Namen ihres Besitzers verstecken. Der junge Knecht turnierte eifrig mit seinen Gefährten, die Ritterschaft zu lernen, um besondere Knechtspreise.

In jedem Beruf wird streng unterschieden zwischen dem Herrn, der das Amt mit allen Rechten ausübt, und den lernenden und helfenden Arbeitern; Kind und Knecht sind überall die Vorstufen zur Ehre des Herrn, beim Bauer, Handwerker, Kaufmann, sogar die Mönche waren in Würden und Rechten abgestuft. Und sehr früh muß der systematische Sinn der Germanen und ihre Freude an bedeutsamem Brauch in jedem dieser Lebenskreise die Rechte der einzelnen Stufen sorglich bestimmt und die Einführung mit Weihendem Zereemoniell umgeben haben. Hatte sich der Knecht in Ritterschaft wacker geübt,

stammte er von einem Vater, welcher selbst Ritterschlag erhalten hatte, oder war er seinem Herrn besonders wert geworden, so erhielt er feierlich die Ritterwürde. Von dem Brauch, der sich allmählich dabei ausbildete, war der älteste das Umgürten mit dem Ritterschwert durch den Herrn, seit den Kreuzzügen unter kirchlicher Weihe der Waffen und Ablegung eines Gelübdes, wodurch der Ritter sich verpflichtete, treu gegen das Reich zu sein, Frauen zu ehren, Gotteshäuser, Witwen und Waisen zu schirmen. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1867.)

SANKT BERNHARD UND DIE TEMPLER

Das Jahr 1128 bezeichnet den Übergang Bernhards von Clairvaux vom vielbefruchtenden Ordensmann, dessen Blick schon weit über sein Land hinaus bis nach Rom und Jerusalem reichte, zum Mann des Schicksals, zum Richter und Bewegter seiner Zeit. In diesem Jahr trat die Macht seiner Person zum erstenmal vor König Ludwig den sechsten; auch sehen wir ihn jetzt zum erstenmal auf einer französischen Synode in Troyes die Entscheidungen bestimmen — und sofort bekam, was er anrührte, weltgeschichtliche Bedeutung. Es war weiter nichts, als daß ein burgundischer Edler, Hugo von Payns, das Konzil im Namen von neun Gefährten um Unterstützung ihrer frommritterlichen Tätigkeit im Heiligen Lande bat. Bernhard muß den kleinen Bund ziemlich seit seinen Anfängen — er hatte sich 1119 in Jerusalem gebildet — gekannt haben, da die Mitglieder größeren Teils dem Adel seiner Heimat entstammten; daß der Wille dieser Männer dem seinen innerlich nahestehe, hatte er zum eignen Leide im Jahr 1125 erfahren, als sein Lehnsherr Hugo von Champagne, der Gönner von Clairvaux, jenem Bunde beitrug, statt sich, wie Bernhard gehofft hatte, in sein Kloster zurückzuziehen. Zweck des Bundes war, als fest zusammenhaltende Truppe dem Heiligen Lande dauernden Schutz zu geben; der tiefere Sinn darin war, jenes heilige Rittertum oder jene ritterliche Heiligkeit, die das echtste Erlebnis des ersten Kreuzzuges gewesen waren, auch fürder am Leben zu erhalten. So wollten diese Männer sich ganz dem Dienste Christi widmen wie Mönche und doch zugleich den Stolz des Helden, das Schwert, behalten und brauchen. Sie gelobten den Kampf wider die Feinde Gottes in Gehorsam, Armut und Keuschheit. Darum konnten sie wahrlich „neue Ritter Christi“ heißen, wie sich schon vor Bernhards Eintritt die Zisterzienser genannt hatten. Aber weil ihr Quartier in Jerusalem dicht beim Tempel Salomos lag, nannten sie sich Tempelritter.

Bernhard hat in Troyes alles getan, um sie zu fördern. Er schrieb ihnen eine vorläufige Regel, er erwirkte die Beglaubigung und Empfehlung des Ordens durch das Konzil, er schrieb einen Aufruf zum Eintritt, der an die Spitze der Regel gesetzt ward. Und nun auf einmal, da das rechte Wort und die rechte Form gefunden war, offenbarte sich die gewaltige Macht der Templeridee: Mitglieder und Mittel strömten dem Orden zu, die ältere Johannitergemeinschaft verwandelte und mehrte sich nach seinem Vorbild, die späteren Orden knüpften sich daran. In einer eignen Preisrede hat Bernhard wenige

Jahre darauf diese geistliche Ritterschaft auf ihren tieferen Sinn geführt; sie bezeugte ihm Gottes lebendige Gegenwart in der „Welt“, sie sollte dazu helfen, das dem Christentum scheinbar feindliche Element, Krieg und Kriegesinn, dem Reiche Christi einzuordnen. Den gleichen Sinn aber deutet schon der Aufruf von 1128 an — er scheint uns bedeutend genug, ihn herzusetzen: „An alle richtet sich eingangs unsre Rede, die es zu wenig finden, dem eignen Willen zu folgen und den Ritterdienst für den höchsten und wahren König mit reinem Mute begehren: die mögen nun das herrliche Leben in der Rüstung des Gehorsams erwählen und in gespanntester Mühe ihren eignen Wunsch beharrlich vollenden. Ihr also, die ihr bisher weltlichen Abenteuern, denen nicht Christus den Grund gab, aus bloßer Menschenlust nachgegangen seid — euch fordern wir auf, zu ewigem Bunde in die Gemeinschaft derer zu eilen, die Gott aus der verderbten Masse auserlesen und in gnädiger Huld zum Schutz der Kirche zusammengeführt hat. Vor allem aber: wer du auch seist, du Ritter Christi, der du so heiligen Wandel erkürst — du mußt mit reinem Bedacht und fester Ausdauer an dein Gelübde gehen. Denn es ist vor Gott so würdig, heilig und erhaben, daß du, wenn du es rein und ausdauernd hältst, das Himmelslos unter den Kriegsleuten gewinnen wirst, die für Christus ihr Leben gelassen haben. In diesem Gelübde ist jetzt der Ritterstand zu neuem Blühen und Leben gelangt, nachdem er lange, statt im Eifer für das Recht, die Armen und die Kirchen zu schützen, wie es ihm zukam, geraubt, geplündert und getötet hat. Wohl also uns, da der Herr und Heiland Jesus Christ seine Freunde aus der Heiligen Stadt zu uns nach Franzien und Burgund geführt hat.“ (Wolfram von den Steinen, Bernhard von Clairvaux, 1926.)

DER DEUTSCHE ORDEN: HERMANN VON SALZA

Der helle Tag des alten deutschen Rittertums ging zur Rüste. Noch einmal, glänzender denn je zuvor, war die Blüte des adligen Deutschlands, an vierzigtausend Ritter, um ihren Helden versammelt, als der alte Kaiser Rotbart auf dem Reichshoftage zu Mainz seinen Söhnen „den ehrenreichen Schlag schlug“ und selber noch mit der Lanze im adligen Spiel sich tummelte (1184). Drei Jahre noch — so nahe berühren sich Glanz und Fäulnis auf diesem steilen Gipfel altritterlicher Zeit — und der ritterfreundliche Kaiser legte dem deutschen Adel selber die Axt an die Wurzel, gab ihm das selbstmörderische Recht der Fehde. Nach abermals drei Jahren hatte der ruhmreichste Vertreter deutscher Ritterherrlichkeit im Morgenlande sein Grab gefunden. In diesen verhängnisvollen Tagen, auf demselben Kreuzzuge, der dem Kaiser den Tod gab, entstand der deutsche Orden von Sankt Marien, ein nachgeborenes Kind des älteren deutschen Rittertums. Als die Lateiner die Feste Akkon belagerten, erbarmten sich reiche Kaufleute aus Lübeck und Bremen der siechen Landsleute und nahmen sie auf in ihre Segelzelte. Deutsche Ritter boten den Verwundeten fromme Pflege, wie der Welsche sie längst schon bei seinen Templern und Johannitern fand. Nach der Eroberung der Stadt ward die ritterliche Brüderschaft für die Dauer gestiftet, vereinigte mit sich ein älteres Hospital der Deutschen zu Jerusalem und gründete in Akkon ihren Haupt-

sitz (1190—1191). So standen bedeutsam deutsche Bürger an der Wiege des Ritterordens in Zeiten, da bereits adliger Übermut dem Bürger das Recht der Waffen zu bestreiten versuchte; und so lange seine Größe währte, hat der Orden alltäglich für seine frommen Mitstifter von Lübeck und Bremen gebetet. Wie unser Volk während der Kreuzzüge in dem großen Ideenaustausche der lateinischen Christenheit immer mehr empfing als gab, so ward auch der Orden nach dem Vorbilde der Welschen gestiftet. Seine kriegerische Ordnung entlehnte er den Templern, die Regeln für Siechenpflege und geistliche Zucht den Johannitern. Aber während die Templer bald in sittlicher Entartung verkamen, die Johanniter als Markmannen der Lateiner wider die Türken ein unsicheres Dasein führten, sollte der deutsche Orden beide überflügeln. Später gegründet, blieb er reiner als beide von der sittlichen Fäulnis des Orientes. Von Anbeginn nahm er, mit schrofferem Nationalstolze als jene, nur den Adel deutscher Zunge in seinen Kreis, und bald entsprang seines Meisters lichtem Haupte der große Gedanke der Staatengründung.

Während eines Menschenalters schien es, als solle der Orden abenteuernd dahinleben auf den Grenzgebieten abendländischer und morgenländischer Bildung. Er drillte und führte das neu gebildete Fußvolk der Kreuzfahrer, erwarb mit dem Schwerte und durch fromme Stiftung manch schönes Gut im heiligen Lande und in Griechenland, das meiste in Sizilien und einiges in Deutschland. In solchem heimatlosen Treiben blieb er klüglich dem heiligen Stuhle ergeben, und die Kurie schützte „ihre geliebtesten Söhne“, wenn eifersüchtige Fürsten mit den trotzigen, unbequemen Untertanen haderten, befahl dem murrenden Klerus, auf jede Gerichtsbarkeit über den Orden zu verzichten, und mahnte die Templer, den weißen Mantel der deutschen Herren zu dulden: unterschied sie doch das schwarze Kreuz genugsam von den Templern. —

Ein Zug der Größe kommt in des Ordens Geschichte erst mit dem Hochmeister Hermann von Salza. In Thüringen erwachsen, als dort am sängerfreundlichen Hofe der Wartburg die Blüte christlich-deutscher Dichtung sich entfaltete, hatte er später am Kaiserhofe zu Palermo eine weltlichere Bildung genossen. Dort ward er von seinem Freunde Friedrich II. eingeweiht in die weltumspannenden Pläne kaiserlicher Staatskunst. Er lernte die verständigen Grundsätze jenes nahezu modernen Absolutismus kennen, welchen der Staufer zum guten Teile den Sarazenen abgesehen hatte und in seiner sizilianischen Heimat durchführte. Der Staat übte hier eine vielseitige Tätigkeit, wovon die germanische Welt vordem nichts ahnte, ein zahlreiches, wohlgeschultes Beamtenum entfaltete alle Mittel fiskalischer Politik, eine kodifizierte Gesetzgebung hielt das Ganze in strenger Regel. Aber neben diesem welschen Kaiser, inmitten sarazenischer Leibwächter und leichtfertiger südländischer Sänger, blieb Salza ein Deutscher. Und während der geistvolle Kaiser mit seinen skeptischen Gelehrten gern der christlichen Glaubenssätze spottete und die Welt sich von den süßen Sünden des kaiserlichen Harems in Luceria erzählte: der kirchliche Glaube des Hochmeisters blieb unerschüttert, sein Wandel unsträflich. Der kluge, überlegene Kopf verstand, sich zwischen den streitenden Mächten des Kaisertums und der Kirche hindurchzuwinden, beide für seines Ordens Größe zu benutzen. Bald ward der besonnene, maßvolle

Mann der gesuchte glückliche Vermittler in den Kämpfen der Weltmächte. So bereiste er Deutschland, um den Dänenkönig Waldemar zu bewegen, daß er seinen Ansprüchen auf Holstein entsage, und beschwichtigte die aufständigen Städte der Lombardei. Noch in späteren Jahren betrieb er den Friedenschluß zwischen Papst und Kaiser; er allein war zugegen, als zu Anagni die beiden im Zwiegespräche sich verständigten. Für solche Dienste überhäufte der Kaiser den Unentbehrlichen mit Gnaden und schenkte ihm den schwarzen Reichsadler in das Herzschild des Hochmeisterkreuzes. Wie hätte dem klarblickenden Staatsmanne bei seinem wiederholten Verweilen zu Akkon entgehen sollen, daß des Ordens Besitz im Oriente schwer gefährdet, der Sinn der Christenheit „der lieben Reise“ in das heilige Land entfremdet sei? Bereits trug er sich mit dem Plane, dem Orden im Abendlande eine gesicherte Heimat zu gründen, und gern schickte er eine Schar seiner Ritter, als König Andreas von Ungarn wider die heidnischen Kumanen der starken Hand des Ordens bedurfte und ihm als Kampfpfeis Siebenbürgens schönes Burgenland zu Lehen gab. Die Ritter kamen und — bewogen den Papst, das ungarische Lehen für ein Eigentum von St. Petri zu erklären — in jenem Geiste kraftbewußter, rücksichtsloser Selbstsucht, der von da an des Ordens Staatskunst erfüllt. Doch der Ungarkönig eilte, die gefährlichen Freunde aus dem Lande zu treiben. Noch war das Fehlschlagen dieses kecken Anschlags nicht verschmerzt: da erschien bei dem Hochmeister — er verhandelte gerade in Sachen des Kaisers mit den Kommunen der Lombardei — die Gesandtschaft eines polnischen Kleinfürsten, seine Hilfe erfliegend gegen die heidnischen Preußen (1226). Und es geschah, daß der Orden seinen großen christlich-deutschen Kreuzzug begann. (Heinrich von Treitschke, Das deutsche Ordensland Preußen, 1867.)

DIE AUFNAHME IN DEN DEUTSCHEN RITTERORDEN

Nichts gibt ein ursprünglicheres und lebendigeres Bild des Ordensritters, als sein Gesetz und die Art seiner Aufnahme.

Die letztere erfolgte in der Regel nur nach bestandener Probezeit (Probacie) und nach erhaltenem Unterricht durch einen Ordensbruder, wonächst der Aufzunehmende im Kapitel erschien und vor dem Meister niederkniend bat, durch Gott ihn zu empfahen. Ihm wurde entgegnet: „Ob du meinest und glaubest, in diesen Orden einzugehen, um eines guten, sanften und geruhigen Lebens willen, des wirst du höchlich betrogen; denn in diesem Orden ist es dermaßen gelegen und beschaffen, wann du zu Zeiten essen wolltest, so mußt du fasten, wenn du fasten wolltest, so mußt du essen, wenn du schlafen wolltest, so mußt du wachen, und wenn dir geboten wird, hieher oder dorthin zu gehen und zu stehen, das dir nit behagen würde, dawider mußt du nit reden, und du sollt dich deines eignen Willens ganz und gar ent schlagen und Vater, Mutter, Bruder, Schwester und aller Freunde verziehen und diesem Orden gehorsamer und getreuer sein als ihnen. Dagegen gelobet dir unser Orden nicht mehr denn Wasser und Brot und ein demütiges Kleid und magst für baß nichts fordern.“

Nun gelobte der neue Bruder, die Hände auf das Evangelienbuch, und zwar auf das Evangelium Johannis (in principio) legend, ewige Keuschheit, Armut und Gehorsam bis in den Tod. Darauf wurde er eingekleidet und, völlig geharnischt, in der Kirche während der Messe zum Ritter geschlagen. Den Ritterschlag erteilte der Meister oder ein von ihm bevollmächtigter Gebietiger mit den Worten: Besser Ritter wenn Knecht, im Namen unser lieben Frauen. Besser Ritter wenn Knecht, und tue deinem Orden recht. Vertrag diesen Schlag und fortan keinen.“ (Joseph von Eichendorff, Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg 1844, herausgegeben 1911.)

DIE REGEL DES DEUTSCHEN ORDENS

Die Dienstleute St. Mariens vom deutschen Hause, wie sie in ihrer ältesten Regel genannt werden, sind begebene Menschen unseres Herrn Christus, sie sind ausgenommen von jedem weltlichen Gericht, ihnen ist geboten Keuschheit, Verzicht auf eigenen Willen und Verzicht auf eigenen Besitz. Nur der Orden darf besitzen Land und Gebäude, Renten, Weib und Mann. Zum Andenken daran, daß der Orden eher Spital hatte als Ritterschaft, soll er in seinem obersten Hause, oder wo sonst der Meister mit dem Kapitel beschließt, ein Hospital halten für alle Zeit.

Wer in das Hospital aufgenommen wird, soll zuerst beichten, wenn er die Kraft hat, seine Habe soll der Bruder des Hospitals verzeichnen. Die Siechen sollen alle Tage ihre Krankenkost bekommen, bevor die Brüder essen, der Orden soll ihnen nach Vermögen Ärzte halten, und ein Nachtlcht darf ihnen nie fehlen. Man soll ihnen in Demut und Treue dienen. — Um die großen Kosten des Hospitals zu decken, darf man mit Erlaubnis des Meisters Almosenbitter in das Land senden, Leute von geistlichem Leben, erfahren und mäßig. Der Orden besteht aus — wenigen — Geistlichen und aus Laien, welche die Hauptmasse und Stärke des Ordens sind; beide sollen fromm ihren Gottesdienst halten, siebenmal im Jahre das Abendmahl nehmen. Wenn ein Bruder stirbt, soll man seine besten Kleider und des Bruders Speise und Trank 40 Tage einem Armen geben.

Die Brüder sollen Hemden, Niederkleid und Beinstrümpfe, Leilach und Bettgewand von Leinwand haben, Pelz, Kürse (Pelzrock) und Bettdecke sollen nur von Schaf- oder Geißfell sein, aber Geißfell soll nur erhalten, wer es verlangt. Von den Laienbrüdern sollen die Ritterbrüder weiße Mäntel tragen, sonst in Kleidern von den übrigen Laienbrüdern nicht unterschieden sein; alle Brüder aber tragen an Mantel, Kappe (Kutte mit Ärmeln) und Wappenrock ein schwarzes Kreuz. Wer neues Gewand erhält, soll das alte zurückgeben für die Knechte und Armen. Alle sollen ihr Haar kurz geschoren tragen, die Brüderpfaffen nicht zu kleine Platte, die Laienbrüder mäßige Bärte. — Der Vollbart wurde bald gegenüber der Rittermode das charakteristische Kennzeichen der Ordensbrüder und „die Bärtigen“ ihr Beiname. Bei Tische sprechen die Pfaffen den Segen und die Laien ein Pater noster und Ave Maria. Drei Tage in der Woche dürfen sie Fleisch essen, drei Tage Molken und Eier, am Freitag Fastenspeise, bei Schwachen und Kranken

darf man die Kost bessern. In ihrem Hause essen die Brüder zwei und zwei miteinander, nur Mus und Trank hat jeder allein. In allen Häusern, wo ein Konvent der Brüder ist, nämlich nach der Zahl der Apostel zwölf Brüder und ein Komtur, soll man die Lektion bei Tische halten, und alle Essenden sollen schweigen. Sonst soll man bei Tische wenig reden, wenn nicht der Oberste Gästen zu Gefallen Erlaubnis gibt. Angebrochenes Brot soll man nach Tische als Almosen geben. Außerdem den zehnten Teil alles Brotes, das in dem Ofen des Hauses gebacken wird. An bestimmten Tagen sollen die Brüder fasten, an jedem Fasttage haben die Brüder eine Abendkollation, diesen Trunk sollen sie tun zwischen Vesper und Komplet (dem letzten Gottesdienst) und dabei von ehrsamem Dingen leise sprechen. Alle Brüder sollen in einem Raum schlafen, begürtet mit Hemd, Niederkleid und Hosen, jeder in besonderem Bett, ausgenommen die im Dienst des Ordens anderswo schlafen. In der gemeinsamen Schlafstelle soll jede Nacht Licht brennen. Wenn die Komplet gesprochen ist, dann sollen die Brüder schweigen, bis die Prime des nächsten Tages gesungen ist, außer in Notfällen.

Kein Bruder darf ein Siegel haben, keiner Briefe absenden oder lesen ohne Erlaubnis des Oberen, der Vorlesung fordern darf. Die Brüder dürfen tauschen oder verschenken, was sie aus Holz für sich gemacht haben. Kein Bruder im Hause darf ein Schloß an Truhe und Schrein legen.

Rosse, Waffen, Knechte und was dem Bruder zum Streite nötig und erlaubt ist, soll er nach Landesgewohnheit führen (nicht selbst besitzen). Aber nicht Silber, Gold und weltliche Farben an Schild, Sattel, Zaum. Sattel, Schaft und Schild sollen keine Überdecke haben. Rosse oder Waffen, die einem Bruder verliehen sind, darf der Obere ohne Widerspruch anderen geben; niemand soll bestimmte Waffen und Rosse fordern, hat er Einwand gegen die zugeteilte Rüstung, so soll er ihn demütig kundgeben. — Jagd mit Hunden und Federspiel sollen die Brüder nicht üben. Wo Jäger nützlich sind, darf der Orden sie halten, und die Brüder dürfen sie zum Schutz begleiten, nur wilde Tiere dürfen sie töten ohne Jagdhunde und Vögel schießen zur Übung. Die Brüder sollen einträchtig leben in Sanftmut, von niemandem Übles raunen, nicht von vergangenen Taten, nicht afterreden, nicht lügen, fluchen, schelten, streiten, prahlen, nicht schlagen und nicht drohen. Hat ein Bruder den anderen erzürnt, soll er ihn um Verzeihung bitten, bevor die Sonne untergeht.

Bei allen Geschäften, welche die Ordensgemeinde angehen, bei Einsetzung und Absetzung, bei Landverkauf, bei Aufnahme von Brüdern, soll der Meister alle gegenwärtigen Brüder versammeln, dem besseren Rat der Brüder sollen Meister oder Obere folgen, aber sie selbst sollen entscheiden, welcher der bessere Rat sei.

Brüder auf der Wegfahrt sollen gutes Beispiel geben; Herbergen von bösem Leumund sollen sie meiden. Zu Hochzeiten, Rittergesellschaften und weltlichen Spielen sollen die Brüder selten gehen; wo man Argwohn haben kann, sollen sie das Gespräch mit Frauen, zumeist mit jungen, meiden; Frauen dürfen sie nicht küssen, auch nicht ihre eigene Mutter und Schwester. Gebannte Leute sollen sie meiden, und Gevatter sollen sie nur stehen, wenn das Kind in Todesgefahr ist.

Keinen Knaben soll man vor dem 14. Jahre beim Orden annehmen. Kein Weib soll man zur Gesellschaft in den Orden nehmen, denn oft geschieht es, daß männliche Kraft durch Heimlichkeit des Weibes schädlich erweicht wird. Doch zum Krankendienst und beim Vieh darf man Frauen als Mitschwestern annehmen, sie aber sollen getrennt von der Wohnung der Brüder hausen. Auch weltliche Leute darf man in die Heimlichkeit des Ordens aufnehmen, verheiratete und ledige, als Mitbrüder und Mitschwestern, wenn sie die darum bitten, wenn sie würdig sind, und wenn sie ihr Gut gegen Leibgedinge oder doch jährliche Spenden dem Orden geben. Der Meister soll ein Stab sein der Schwachen und ein Züchtiger der Ungehorsamen, deshalb soll er Stab und Gerte in seiner Hand führen. Er hat Gewalt von allen diesen Gesetzen zu dispensieren, nur nicht von Keuschheit, Armut und Gehorsam. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1859/67.)

DIE GRÜNDUNG UND BEDEUTUNG DER MARIENBURG

Es geht die Sage, am nördlichen Ende der Waldgegend, welche sich damals von Marienwerder heraufzog, auf dem hohen Nogatufer, wo jetzt die Marienburg steht, habe in alter Zeit ein Kirchlein mit einem wundertätigen Muttergottesbilde gestanden, eine Sage, womit das Volksgefühl am würdigsten die Weihe des Orts bezeichnet, von dem das Christentum, unter dem Schutze der heiligen Jungfrau, jene Wälder durchleuchten sollte.

Denn zwar waren schon früher Versuche gemacht worden; allein ihr Mißlingen hatte die Preußen nur zu schrecklichen Verwüstungen der Nachbarländer aufgereizt, so daß endlich Herzog Konrad von Masovien sich bewogen fand, den durch seine Kriegstaten berühmten Orden um Hilfe anzuflehen und ihm alles anzubieten, was er in Preußen erobern würde. Da sandte der Hochmeister Hermann von Salza im Jahre 1228 den Ritter Hermann Balk als ersten Landmeister nach Preußen, nur 28 Brüder und 100 Reiter sollen ihn begleitet haben. So kamen die Ritter ins Land.

Schon hatten sie das Kulmerland gewonnen, auch Pomesanien (die Landschaft Marienburgs) wurde bis zum Jahre 1235 erobert, aber das Heidentum der kaum gebändigten Preußen brach unwillig immer wieder in die alte Freiheit hinaus und rang in wilder Empörung mit dem neuen Lichte; es fehlte diesem noch der geistige Brennpunkt, es fehlte materiell, zur Behauptung des eroberten Landes, eine tüchtige Bewehrung des Nogatstromes, welcher die notwendige Verbindung zwischen den in anderen Gegenden bereits erbauten Ordensburgen am natürlichsten herzustellen geeignet war.

Die Anhöhe aber, wo jene Marienkapelle gestanden haben soll und zu deren Füßen das, vielleicht durch Pilgerfahrten gebildete Dorf Alyem sich gelagert hatte, war durch die Nogat, die dort plötzlich ihren Lauf von Süden nach Osten wendet, von zwei Seiten schützend eingehaget. Hier erbaute daher der Landmeister Konrad von Thierberg eine neue Burg, die der Mutter Gottes geweiht und Marienburg benannt wurde. Der im Jahre 1244 begonnene Bau war im Jahre 1276 schon vollendet, wo Ritter Heinrich von Wilnowe als der erste Komtur Marienburgs mit seinem Konvente in das neue Haus einzog.

Und bald erwies dieser Bau seine heilbringende Macht. Denn die alten heidnischen Götter gingen noch immer mahnend und Rache fordernd ringsumher durchs Land. Doch während in Samland, in Natangen und Ermland die Flammen der Empörung von neuem aufschlugen, während das wilde Volk der Sudaner und Litauer von Kuhn her plündernd, mordend und sengend vorbrach, schreckte die starke Marienburg die wüste Horde, die Wogen des Aufruhrs vertosteten immer ferner und ferner; unter den Mauern der Burg erstand aus dem Dörflein Alyem die heutige Stadt Marienburg, es bildete sich durch und um die Burg ein fester Kern christlicher Gesittung, an dem die rohe Gewalt keine Macht mehr hatte.

Aber auch die Wogen der Ströme besprach und bändigte Marienburg, denn gleichwie der Löwe den Blick des Menschen nicht verträgt, so erkennen überall die Elemente scheu die höhere Herrschaft des Geistes an. Nicht nur mußten die wilden Wasser des Landes, sechs Meilen weit über Berg, Tal und Flüsse fortgeleitet, dienstbar die schirmenden Graben des Hauses füllen, sondern der Landmeister Graf Meinhard von Querfurt faßte im Jahre 1288 auch den kühnen Gedanken, die Weichsel und Nogat, welche bisher in ungemessener Willkür die Gauen überfluteten, durch Riesendämme einzufangen und aus der Verwilderung ein neues fruchtbares Land emporzuheben. Über die aufgetauchte Oase verbreiteten sich sofort, von der Fruchtbarkeit und durch Freiheiten gelockt, fleißige Ansiedler deutscher Zunge in Dörfern und Weilern, und wo ehemals meilenweite Sümpfe das Land bedeckten und die Luft verpesteten, wogen noch jetzt, in der Hut jener Dämme, unermeßliche Ährenfelder, weiden jetzt beim Abendgeläute zahlloser Dorfkirchen buntgefleckte Rinder, im hohen Grase kaum zu sehen, wie in einem unübersehbaren Garten, von tausendfarbigen wilden Blumen üppig geschmückt. — So waltete die heilige Jungfrau von den Zinnen der ihr geweihten Burg segnend über der jungen christlichen Heimat.

Noch war die Burg zwar nur ein gewöhnliches Ordenshaus, bloß von dem Komtur der Landschaft, vom Hauskomtur und den zum Konvente gehörigen geistlichen und weltlichen Ordensbrüdern bewohnt, denn der Landmeister hatte zu jener Zeit wahrscheinlich überhaupt noch keinen festen Wohnsitz. Aber ihre Pracht vor allen andern Ordensburgen, ihre Stärke und Lage, wie sie, ernst zum Himmel emporstrebend, die ganze weite Ebene bis in das fern-aufblickende frische Haff hinein überschaute, kündigte sie schon damals als die künftige Beherrscherin des Landes an. Und ihr Recht sollte ihr werden. Bisher war Venedig des Ordens Haupthaus und der Sitz der Hochmeister gewesen. Allein die, wenngleich in ihrer Weise immerhin großartige, materielle Politik dieser kaufmännischen Republik, und ein Orden, dessen Streben und Bestehen seiner Natur nach ideal sein mußte, es waren zu verschiedene Elemente, um sich jemals befreunden oder auch nur für die Dauer leidlich nebeneinander bestehen zu können. Auch hatte sich die Lage des Ordens durch die neue Eroberung wesentlich verändert, er hatte im fernen Norden ein ganzes Land gewonnen, gegen welches seine zerstreuten Besitzungen in Italien und Deutschland fortan als unbedeutend verschwanden. Preußen war jetzt des Ordens Kern.

Schon der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe hatte daher seinen Wohnsitz zunächst in Marburg genommen und den natürlichen Gedanken gefaßt, ihn nach Preußen zu verlegen, wohin er sich auch wirklich im Jahre 1302 mit zwei Großgebietigern begab, zugleich wohl auch um die alte Zucht der dasigen Konvente wieder herzustellen, welche durch die Verwilderung eines fünfundzwanzigjährigen Kampfes mannigfach gelockert war.

Aber wie das Gemeine allzeit geschäftig ist, wo es Hohes gilt, so regte auch hier die bis dahin unerhörte Ankunft eines Hochmeisters den Staub mächtiger Leidenschaften auf. Der Landmeister und der Ordensmarschall, welche schon früher in Preußen gewohnt, mochten das Heft nicht aus den Händen geben, die Komture fühlten ihr bisheriges freies Schalten auf den Burgen durch die unbequeme Nähe des Meisters gefährdet. Und so geschah es, daß, als auf dem Ordenskapitel zu Memel Hohenlohe unmutig erklärte, er wolle unter solchen Ordensrittern nicht mehr Meister sein, in einem zweiten Ordenskapitel zu Elbing (1303) an seiner Statt Siegfried von Feuchtwangen zum Hochmeister erwählt wurde, welcher zunächst seinen Wohnsitz wieder in Venedig nahm, während Hohenlohe nach Marienburg zurückkehrte und dort im Jahre 1309 starb.

Da ging ein großes tragisches Ereignis warnend an dem Orden vorüber. Der Orden der Tempelherren, eben in der üppigsten Blüte seiner weltlichen Macht, war den immer lauernnden, finsternen Mächten der Welt verfallen, mit der er übermütig fraternisiert; er wurde unerwartet, plötzlich, durch Folter, Schwert, und Flammen über den ganzen Erdboden vertilgt. In dem blutbefleckten Totenantlitz des verbrüdeten Ordens aber konnten die deutschen Ritter ihre eigene Zukunft vorauslesen. Denn ein politischer Aberglaube gegen alle Ritterorden, von Neid und Habsucht erzeugt und genährt, verbreitete sich damals wie eine Seuche durch ganz Europa; schon wurden die scheußlichen Verbrechen, die man den Tempelherren aufgebürdet, auch auf die deutschen Ritter übertragen, schon schürte die feindlich gesinnte livländische Geistlichkeit heimlich den Scheiterhaufen.

Aber die Mission des deutschen Ordens, die ihm die Vorsehung auferlegt, war noch nicht vollendet. Er verstand die Mahnung, und noch einmal die kleinlichen Leidenschaften männlich bezwingend, die ihn augenblicklich zerrissen, bezeugte er durch die Tat, daß er sich noch nicht selbst säkularisiert hatte. Und so fand denn der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen jetzt überall keinen Widerstand mehr, als er, in gleicher Erwägung der gebieterischen Verhältnisse, Hohenlohes Plan wieder aufnahm, den Hochmeistersitz aus dem entlegenen, ungastlich-argwöhnischen Venedig nach Preußen zu verlegen, und Marienburg im Jahre 1309 zur künftigen Fürstenwohnung auserkor.

Es gibt Momente, wo dem Menschen, der immer nur einzelne Ringe der großen Kette zu überschauen vermag, plötzlich ein Blick in die geheime Werkstatt der Geschichte vergönnt zu sein scheint, und in den Übergängen und Wandlungen die verborgene Hand Gottes sichtbar wird. Zu diesen Wendepunkten gehört jener Entschluß Feuchtwangens, gleich folgenreich für den Orden wie für Preußen und den Norden überhaupt.

Für den Orden, denn er hatte das alte, eingerostete Rüstzeug des Orients, das die verwandelte Zeit antiquiert und unbrauchbar gemacht, im rechten Augenblicke zerbrochen und begann, die schlaff zerstreuten Glieder noch einmal in ein geschlossenes Ganze zusammenraffend, als ein Mann in blanker Rüstung, jugendlich ein neues Tagewerk. Für Preußen, denn die abgelegene, unbeachtete Provinz tauchte nun, wie auf einen Zauberschlag, als ein den anderen Reichen ebenbürtiger Staat in der Weltgeschichte auf. Für den ganzen Norden aber, weil der junge Staat nicht umhin konnte, deutsch wie er war, die Wurzeln deutscher Bildung und Gesittung weit über seine Grenzen hinaus zu verbreiten und Livland, Estland und selbst einen Teil Polens Deutschland geistig zu verbinden. (Joseph von Eichendorff, Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg 1844, herausgegeben 1911.)

DIE SCHLACHT BEI TANNENBERG

Etwa drei Meilen südlich von Osterode im heutigen Ostpreußen liegt auf einer mäßigen Anhöhe das alte Dorf Tannenberg. Von dort zieht sich gen Süden, in der Richtung nach Gilgenburg hin, eine ununterbrochene Ebene, die, anfangs bebaut, dann in eine gras- und baumlose Wüste ausläuft, deren südlichstes Ende durch einen Wald geschlossen ist. Auf diesem öden Blachfelde ward am 15. Juli 1410 die große Völkerschlacht zwischen dem deutschen Orden und den polnisch-litauischen Heeren geschlagen.

Eine schreckliche Nacht ging jenem verhängnisvollen Tage voran. Unter unaufhörlichen Blitzen und Donnerschlägen floß der Regen in Strömen vom Himmel herab. Dabei tobte der Sturm mit solcher Gewalt, daß in den Lagern beider Heere fast alle Zelte niedergeworfen wurden, und die Krieger schlaflos die Nacht hinbringen mußten. Noch bei Anbruch des Tages hatte sich die Heftigkeit des Sturmes nicht gelegt.

Um die Mittagszeit eröffnete der Großfürst von Litauen den Angriff. Die einundfünfzig Banner des Ordensheeres hatte der Hochmeister in drei Treffen aufgestellt, von denen die beiden vorderen sofort in den Kampf gezogen wurden. Heftig entbrannte nun der Streit. Mit gleicher Tapferkeit ward von beiden Seiten gefochten. Lange wogte die Schlacht unentschieden hin und her. Plötzlich beginnen die Haufen der Litauer, Russen und Tartaren zu weichen; die Böhmen und Mähren lösen sich in wilder Flucht auf; siegreich dringen die Ordensscharen vor. Schon ist das polnische Hauptbanner niedergeworfen, und längs der Schlachtlinie der Deutschen ertönt der Siegesgesang: Christ ist erstanden. Da ermannen sich mit einem Male die Polen. Durch das Eintreffen frischer Streitkräfte, die bisher im Rückhalt gelegen, wird ihr Mut von neuem belebt. Bald flattert wieder der weiße Adler siegverkündend auf dem Reichspanier. Was von Fliehenden noch nicht zu weit zerstreut ist, wird wieder in den Kampf gezogen. So gelingt es den Polen, den Angriffen des Ordensheeres nicht nur standzuhalten, sondern binnen kurzem hier eine furchtbare Verwüstung anzurichten.

Als der Abend über das Schlachtfeld einbrach, war das Schicksal des Kampfes entschieden. Mit dem größten Mute hatten die vereinzelt Ordensbanner

sich den wütenden Angriffen der Polen entgegenzustemmen gesucht. Aber die Übermacht des Feindes war zu groß gewesen. Nirgends hatten die Deutschen, nachdem das Glück sie einmal verlassen, sich zu halten vermocht. Die Blüte des Ordensheeres war gefallen, die Leichen der vornehmsten Führer deckten die Walstatt, den Hochmeister Ulrich von Jungingen selbst hatte inmitten des heftigsten Kampfgewühls ein tödliches Geschoß getroffen. Das große Ordensbanner sowie das reiche Lager der Deutschen kam in die Hände der Sieger, die ihrerseits, wenn man den späteren Berichterstattern glauben darf, sechzigtausend Tote zählten.

Die Kunde von diesem namenlosen Unglücke verbreitete im ganzen Ordensgebiete tiefe Trauer und Mutlosigkeit. Die besten Kräfte des Landes waren aufgegeben worden, und nur wenige Stunden hatten hingereicht, um alles zu vernichten. An neue Opfer war nicht zu denken, die letzten Widerstandsmittel waren erschöpft. Als daher der Polenkönig jetzt mit seinen Heeresmassen gen Norden aufbrach, um sich Marienburgs, der Hauptfeste des Ordens zu bemächtigen, zeigte sich nirgends ein Feind, der ihn am Vorrücken gehindert hätte. Weit und breit zerstreuten sich die ihnen verbündeten Hilfstruppen, um ungestraft zu rauben und zu plündern. Ohne Schwertstreich ergaben sich die vornehmsten Burgen und Festen des Landes. Gesetz und Gehorsam schienen aufgelöst im ganzen Ordensstaate. Von allen Seiten eilten die weltlichen und geistlichen Machthaber herbei, um dem fremden Sieger zu huldigen. „Noch nie“, schreibt ein Zeitgenosse, „ward in irgendeinem Lande von so großer Untreue und so schneller Wandelung gehört“. (Kurd von Schlözer, Verfall und Untergang der Hanse und des deutschen Ordens, 1853.)

DEUTSCHE STÄDTE UM 1200

Am mannigfaltigsten, wie die staatsrechtlichen Gestaltungen des ganzen Landes überhaupt, bildeten sich die Zustände und Rechte der Städte in Deutschland heraus. Der Ursprung einiger derselben, zumal der bedeutenderen am Rhein, geht in die Zeiten der Römer zurück, aus denen einzelne Einrichtungen und Berechtigungen den unermeßlichen Umschwung der Dinge, durch die Einwanderungen und das Christentum herbeigeführt, dürften überdauert haben. Viele der jetzigen Städte entstanden durch Ansiedlungen um bischöfliche Kirchen, Klöster, Stifte, oder um Pfälzen, an denen die Kaiser häufiger verweilten, um die Höfe der nachmaligen großen Reichsbeamteten, an den Stammsitzen mächtiger Geschlechter. Weniger hingegen geschah es, daß Fürsten ihren Sitz an Orte verlegten, denen günstige Lage vorher schon zu zahlreicherer Einwohnerschaft und Bedeutung verholfen hatte, solche Neigung zu ihnen dann weitere Vergünstigungen und Freiheiten von den Herren zu Wege brachten. Andere dann erwachsen aus Dörfern und Flecken; wenige wurden förmlich gestiftet, diese durch Kaiser oder große Reichsvasallen, teils auf Reichsboden, teils auf erblichem oder auf lehenbarem Gebiet; in verschiedener Absicht, zu Hut und Verteidigung des Landes, um wider den Adel ein Gegengewicht zu bilden, in Hoffnung, durch erhöhten Verkehr einer

Gegend die fürstlichen Einkünfte zu mehren. Eben so mannigfach, wie die Elemente ihrer anfänglichen Bewohner, war oft der Charakter, welcher durch ihren zufälligen Ursprung, durch ihre Belegenheit, auch vermöge der bei ihrer Gründung ins Auge gefaßten Absicht, ihnen aufgedrückt ward, hier auf kürzere, dort auf längere Geschlechtsalter hinaus ihnen blieb. Die Bewohner dieser Städte schieden sich in bezug auf rechtliche Stellung in zwei Hauptteile: in die eigentlichen vollberechtigten Bürger und in die bloß Eingewesenen, denen unangefochtener Aufenthalt in der Stadt durch Jahresfrist zwar Befreiung von aller Hörigkeit, deswegen aber nicht gleiche Berechtigungen mit jenen gewährte; so daß sie zum Beispiel wider einen eigentlichen Bürger kein Zeugnis ablegen konnten. Zu dieser Abteilung gehörten die Handwerker, wie denn der Betrieb solcher Arbeit zu dieser Zeit von dem Begriff der Abhängigkeit sich noch nicht abgelöst hatte. Die Bürgerschaften in höherem Sinne bildeten zuerst die begüterten Dienstmannen des Kaisers, der eigentliche Adel, welcher oft zwischen der Stadt, dem herumziehenden Hoflager der Kaiser und dem Sitz auf eigenen Gütern den Aufenthalt teilte; wie denn jetzt schon, in der Folge noch weit mehr, adelige Personen gegen bestimmte Leistung die Vorteile des Bürgerrechts genießen konnten, ohne daß Ansiedlung in der Stadt unerläßlich gewesen wäre, was jedoch dem Ermessen der daselbst Wohnenden anheimgestellt gewesen zu sein scheint. An diese schlossen sich die Freien an, welche zuvor auf eigenen Gütern gelebt, und die Verlegung ihres Wohnsitzes in die Städte aus mancherlei Gründen vorzogen. Dann kamen die Reichskammerleute, welche das Gut, das ihnen ursprünglich zur Benützung überlassen worden, allmählich in Eigentum zu verwandeln gewußt hatten. Dazu noch, wo der Ort, welcher zuletzt zur Stadt erhoben ward, ursprünglich geistlicher Herrschaft unmittelbar unterworfen war, die Dienstleute derselben. Wesentliche Bedingnis aber, um das Bürgerrecht zu gewinnen, war der Besitz eines Hauses, von dessen Boden an vielen Orten dem Herrn zwölf Denare zu entrichten waren. In Freiburg wurde ein schuldenfreies Vermögen im Werte einer Mark verlangt. Das Bürgerrecht blieb (zu Bern wenigstens) auch bei Fortziehen des Besitzers aus der Stadt, dafern er jenen Grundzins entrichtete. Brannte das Haus ab, und er verkaufte die Brandstätte, so ging das Bürgerrecht nur dann auf den Käufer über, wenn dieser das Haus wieder aufbaute. Aber es konnte einer die Grundsteuer auch auf eines andern Haus übertragen und auf diese Weise das Bürgerrecht ebenfalls gewinnen, ohne ein Haus als Eigentum zu besitzen: Entrichtung von jener genügte.

In denjenigen Städten, welche von alters her Sitze des Handels gewesen waren, oder wo die Lage demselben bald Aufschwung verlieh, wurden zu vollberechtigten Bürgern auch diejenigen gezählt, welche diesen betrieben. Diese mit jenen bildeten die eigentliche Bürgerschaft, ohne deren Zustimmung niemand als neues Glied in dieselbe konnte aufgenommen werden. Wem aber dieses zuteil ward, galt fortan als Freier, deswegen der Erwerbung von Lehen fähig — was in den Freibriefen für manche Stadt ausdrücklich als Berechtigung eingeräumt ist und nach damaligen Begriffen auf Handwerker nimmermehr wäre ausgedehnt worden.

Diese des Bürgerrechts genießenden Einwohner schieden sich aber in zwei Kategorien: in diejenige des Adels — der Ritter und Dienstmannen, des Kaisers Edle und Getreue, und diejenigen der Bürger schlechthin; bald aber die Ehrbaren, die Vornehmern, auch Patrizier, in mancher deutschen Stadt Geschlechter genannt. Nicht überall genossen beide gleicher Berechtigung. Ursprünglich konnten in vielen Städten die Schöffen und, wo diese zugleich den Rat bildeten, auch dessen Glieder nur aus den erstern genommen werden, und nur allmählig traten auch die andern mit jenen in gleiche Reihe. Daß es Versammlungen der Bürger gab, läßt sich nicht bezweifeln, eher, ob alle, welche nicht bloß als Eingesessene in der Stadt wohnten, an denselben teilnehmen durften; am zuverlässigsten aber, daß dieselben nicht zu Beratungen zusammenberufen wurden. Friedrich II. räumt der Bürgerschaft von Bern das Recht ein, ihren Schultheiß, ihre Räte, sämtliche Angestellte zu wählen, dieselben mit Ausnahme des Priesters jährlich zu verändern und stellt es in ihr Ermessen, einen aufzunehmenden Bürger von der Leistung seiner Pflichten gegen die Stadt frei zu sprechen. Auch das Recht, als Freie und Rittermäßige ein Siegel zu führen, war Städten, die auf dem Wege zur Unabhängigkeit erst begriffen waren, selbst solchen, die zu einem Oberherrn noch in engerer Beziehung standen, eingeräumt. (Friedrich von Hurter, Geschichte Papst Innocenz' III., 1834/42.)

DIE „FREIE EINUNG“

Sowohl die alten volksrechtlichen, als die nach ihrem Muster gebildeten Hof-, Dienst- und lehenrechtlichen Genossenschaften nahmen im Feudalsystem nur eine untergeordnete Stellung ein und hatten an der eigentlichen Staatsidee, wie sie sich im Bewußtsein der Zeit gestaltete, keinen Teil. Einen solchen wiederum zu erringen, bedurfte die Genossenschaft der Verjüngung durch die Aufnahme eines neuen Gedankens, eines Gedankens, der mächtiger war als die großartigen Ideen der Lehnsmonarchie und der Universalhierarchie.

Dieser Gedanke wurde gefunden. Es war der Gedanke der freien Einung. Daß eine Genossenschaft nicht oder doch nicht allein einer natürlichen Zusammengehörigkeit oder der durch einen Herrn gegebenen äußeren Einheit ihr Dasein verdanke, sondern den letzten Grund ihres Verbundenseins im freien Willen der Verbundenen habe, das war der neue Gedanke, welcher in den letzten drei Jahrhunderten des Mittelalters, während die alten Lebensformen haltlos zerbrachen, von unten auf einen vielgliedrigen Neubau volkstümlicher Verbände errichtete. Lange aber, ehe er sich zu seiner das gesamte nationale Leben umbildenden und beherrschenden Bedeutung erhob, hatte dieser Gedanke in engeren Kreisen gewirkt und von unscheinbaren Anfängen aus stets wachsende Rechtsbildungen erzeugt, welche als Vorboten einer neuen Zeit die Schranken des Feudalsystems durchbrachen.

In doppelter Weise bereits hatte der Einungsgedanke sich mächtig gezeigt: neuschaffend und umbildend. Jenes, indem er gewillkürte Genossenschaften ins Leben rief, dieses, indem er das Wesen der natürlichen oder gegebenen Verbände durch seine Verschmelzung mit dem älteren Prinzip

veränderte. Scharf trennen sich im weiteren Verlaufe der Entwicklung die beiden Vereinsgruppen, in deren einer der freie Wille die einzige Basis einer durch ihn erst hervorgerufenen Verbindung ist, während in der andern die Existenz oder Nichtexistenz der Verbindung unabhängig vom freien Willen der Verbundenen und vielmehr durch etwas außer ihr — sei es die natürliche Notwendigkeit, sei es einen höheren Willen — bestimmt ist, die besondere rechtliche Form aber und damit die Möglichkeit rechtlicher Existenz vom freien Willen abgeleitet wird. Ursprünglich war die Grenze beider Vereinsgruppen schwankend und blieb es in größerem oder geringerem Grade das ganze Mittelalter hindurch; doch aber gab es von vornherein zwei Genossenschaftsformen, welche als Prototyp und Bildungsstätte je einer dieser Gruppen betrachtet werden müssen. Für die einfache Form der gewillkürten Genossenschaft nimmt diese Stellung zweifellos das altgermanische Gildenwesen ein. Die Kombinierung der natürlichen oder gegebenen Grundlage mit der freigewollten, bewußten Gestaltgebung aber vollzog sich zuerst in den Städten des 11. und 12. Jahrhunderts, welche durch die Verschmelzung des alten Markgemeindeprinzips mit dem neuen Einungsprinzip die ältesten deutschen Gemeinwesen und damit gleichzeitig die Keime des deutschen Staates und der deutschen Gemeinde wurden. (Otto Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht, 1868.)

DEUTSCHE GILDEN

Das deutsche Mittelalter in seinem unendlichen Reichtum an Formen des politischen und bürgerlichen Lebens gemahnt uns oft an einen Wald kräftiger junger Stämme. Auf demselben Boden keimen zahllose unabhängige Existenzen empor, die sich in ihren Wurzeln geheimnisvoll verschlingen, um dann auch über der Erde sich mit ihren Ästen und Kronen zu berühren und zu verflechten. Aber endlich steigen die wenigen Stämme von gewaltigerer Natur über alles in die Höhe und entziehen den übrigen Luft und Licht. — Ebenso ist im germanischen Europa der Staat endlich Meister geworden über all jene Independenzen; er bevormundet alles und zieht alles in seinen Bereich, aber er sorgt auch für alles. Bisweilen in angstvollen Fieberträumen sehnt er sich wieder nach dem frühern, kindlichen Zustande der Dinge zurück, aber es ist zu spät, und der Gang der Zeiten reißt ihn weiter mit Notwendigkeit gegen sein dunkles Ziel.

So hatte sich zur Zeit der Kindheit des germanischen Staates, als er noch nicht imstande war, die persönliche Sicherheit genügend zu schützen, das Volk selbst eine Garantie derselben geschaffen, die Gilden. Tief im Innersten der Nation liegt der nie erlöschende, durch nichts zu hemmende Drang nach Einigungen und Verbindungen, und darum ist es auch unmöglich, den Zeitpunkt des Entstehens derselben anzugeben. Vom Staate selten aufgemuntert, meist mit Gleichgültigkeit oder als notwendiges Übel betrachtet, hie und da auch angefeindet, beleben sie unter den mannigfaltigsten Formen die Geschichte der deutschen Städte.

Von der jetzigen Bedeutung des Wortes Gilde, das heißt Zunft, müssen wir, als von einer abgeleiteten, völlig absehen. — Es waren frei zusammengetretene

Vereine freier Städtebewohner zu einer Rechtsgenossenschaft, mit der Verpflichtung gemeinsamen Schutzes für die öffentliche Sicherheit und für Wahrung der Rechte. Nie galt der Schutz einem Frevler, die gemeinsame Ehre der Gilde forderte, daß ein solcher durch den Frevel selbst ausgeschlossen war. Ja, das vielleicht ursprüngliche Band, welches die Mitglieder einer Gilde umschloß, war nicht nur ein sittliches, sondern auch ein religiöses; an gewissen Tagen versammelten sich die Mitglieder samt ihren Familien zu gemeinsamem Gottesdienste; dann folgte ein festliches Gelag in dem Gildehause. Eine gemeinsame Kasse, durch regelmäßige Beiträge und durch Bußen gebildet, mußte die Unkosten, besonders die glänzenden Schmäuse und Gelage, decken. — Die Gilde übte Gericht über Streitigkeiten ihrer Mitglieder, wobei nach den alten Volksrechten verfahren wurde. Stritt ein Gildenbruder mit einem Nichtteilnehmer, so begleitete die ganze Gilde jenen vor das öffentliche Gericht und half ihm beim Eide.

Ebenso erschien sie auch, wenn ein Mitglied beerdigt wurde; sie ließ Seelenmessen lesen und gedachte des Verstorbenen bei ihren Gottesdiensten.

Anfangs, als die Städte noch minder bedeutend waren, mochte wohl nur eine Gilde in jeder Stadt bestehen, welche natürlich alle einigermaßen begüterten und unabhängigen Einwohner umfaßte; so verlangte es das überquellende Bedürfnis nach engem städtischem Zusammenhalt, dem das bloße Zusammenwohnen innerhalb der Ringmauer und das vielleicht kaum erst erwachende städtische Schöffengericht nicht genügen konnten.

Aber die Städte wuchsen; neue, oft ebenfalls sehr reiche Ankömmlinge fanden schon eine geschlossene Gesellschaft vor, welche von alten Zeiten her den meisten oder den gesamten Grundbesitz in Händen hatte; es blieb ihnen nichts übrig, als eine zweite Gilde zu bilden. Nach ihnen kamen andere, welche eine dritte, vierte, fünfte usw. Gilde gründeten. Ihnen allen trat nun die erste Gilde als Altbürgergilde, als Patriziat gegenüber; der fast ausschließliche freie Besitz des städtischen Grundes und Bodens gab ihr nach altgermanischer Ansicht das größte Recht im öffentlichen Leben. In manchen Städten hielt sie sich nach und nach für ebenbürtig mit dem Ritterstande; andererseits verschmähten es auch umwohnende Dynasten nicht, in die Stadt zu ziehen und an der Altbürgergilde teilzunehmen. So erwuchsen in den deutschen Städten die sogenannten wehrständischen Geschlechter oder die Geschlechter im engeren Sinne. Hie und da entschlugen sie sich nach und nach den Geschäften und Gewerben; es wurde Pflicht, nach Art der Ritter „müßig zu gehen“. In Köln jedoch, wo Handel und Gewerbe der Lebenspuls der Stadt waren und blieben, wo schon im elften Jahrhundert die reichen Kaufleute als die höchste Blüte der Bürgerschaft — im Streit gegen den heiligen Hanno — auftraten, behielten die Geschlechter ihre alten Beschäftigungen bei und ließen ihre Waren, wenn auch durch Vorstände, fortwährend in ihren „Gademen“ am Heumarkt und Altenmarkt zum Kauf ausbieten. Das kölnische Patriziat beruhte also auf Grundbesitz und Handel zugleich.

Die wichtigste, aber nirgends in ihrem ganzen Umfange zu beantwortende Frage ist nun diese: Welchen Einfluß hat die erste Gilde auf die Stadtverfassung und diese wiederum auf jene geübt? — In manchen deutschen Städten

entwickeln sich beide so mit und durcheinander und bedingen sich so wesentlich und unaufhörlich, daß jede Scheidung unmöglich wird, zumal bei der Spärlichkeit und Unverständlichkeit der Nachrichten. Für jetzt bemerken wir bloß soviel: Die Blüte des städtischen Patriziats fällt überall in das dreizehnte Jahrhundert; in dieser Zeit besetzt es die Schöffenstühle und die Verwaltung und drängt die landesherrlichen oder kaiserlichen Beamten auf einen kleinen Rest ihrer ursprünglichen Befugnisse zurück. Nun aber steigt eine neue, im Laufe der Zeiten mit Notwendigkeit erwachsene Macht, die Gewerke (besonders die Weber), hinter dem Patriziat empor und stürzt dasselbe in den meisten deutschen Städten während des merkwürdigen vierzehnten Jahrhunderts, in welchem alle jene reichen idealen Gebilde, die im dreizehnten Jahrhundert ihren Gipfelpunkt fanden, in einem kräftigen, aber zersplitterten Realismus untergehen. Man vergleiche zum Beispiel Kaiser Friedrich II. mit Karl IV., das Rittertum der Kreuzzüge mit dem des vierzehnten Jahrhunderts, die großen hierarchisch-kaiserlichen Weltkämpfe um Ideen mit den deutschen Fehden unter den luxemburgischen Königen, endlich den Minnegesang mit dem Meistergesang, die ideale Kunst des dreizehnten Jahrhunderts mit dem eindringenden Realismus am Ende des folgenden — überall wendet sich der deutsche Geist von großen gemeinsamen Bestrebungen zum Besonderen, Handgreiflichen, Verständigen in Staat, Kunst und Leben. (Jacob Burckhardt, Jakob von Hochstaden, 1843.)

DIE HERRSCHAFT DER DEUTSCHEN IN DEN OSTSEELÄNDERN

Ein volles Jahrhundert war seit der Gründung Lübecks durch Heinrich den Löwen verflossen. Festen und sicheren Schrittes hatte sich während dieser Zeit die Herrschaft der Deutschen an den südlichen und östlichen Gestadländern des baltischen Meeres ausgebreitet. In Wegrien, Mecklenburg und Pommern war die slawische Urbevölkerung bezwungen oder ausgerottet; trauernd beugte sich der unterjochte Wende vor seinen neuen Herren, den sächsischen Ansiedlern, die scharenweise in seine Wohnsitze eingezogen waren, um die verödeten Gegenden zu fruchtbaren Landschaften umzuschaffen. Weiter östlich an den preußischen Küsten entfaltete sich immer siegreicher das schwarzweiße Ordensbanner des deutschen Ritterstaates, der soeben durch die Einverleibung Livlands einen reichen Zuwachs an Macht erhalten hatte und sich bereits zu neuen Kämpfen mit den heidnischen Litauern anschickte. Schon erklang deutsche Rede längs der ganzen baltischen Küstenlinie von der Travemünder Hafengebucht bis hinauf zu den revalschen Uferhöhen, und während die Herren, Edlen und Ritter aus allen deutschen Gauen an die fernen nordischen Grenzmarken des Reiches zogen, um hier im Glaubenskampfe ihr Leben für die große gemeinschaftliche Sache des Vaterlandes einzusetzen, entwickelte sich in den dort zahlreich neuerstandenen Städten als bleibende Grundlage für die Fortgestaltung deutschen Lebens und deutscher Gesittung das freie deutsche Bürgertum und städtische Gemeinwesen. Schon erhoben sich an allen Meeresbuchten und Strommündungen jener baltischen Uferlande die Städte und Ortschaften der betriebsamen deutschen

Ankömmlinge, und das Jahrhundert, welches Lübecks Gründung folgte, sah hier bald die ganze Reihe von Hafenplätzen und Seestädten entstehen, welche noch heute hauptsächlich den Verkehr zwischen der Südwest und dem europäischen Nordosten vermitteln. Um das Jahr 1170, da Helmold schrieb, gedenkt er am Schlusse seiner Chronik der Erbauung Rostocks an der Warnow. Dreißig Jahre später gründet der große livische Kirchenfürst Albert von Buxhövden seinen Bischofssitz Riga an der Düna. Im Jahre 1209 legt Jeromar von Rügen an dem Meeresarme der Ostsee, der die Insel vom Festlande trennt, die Stadt Stralsund an, die bald wetteifernd neben dem alten Wolgast und Stettin emporblüht. Ein Dezennium später unternimmt Waldemar der Däne seine Heerfahrt gegen Estland, welcher die Burg und Stadt Reval ihr Entstehen verdanken. Dann zieht um das Jahr 1226 der deutsche Orden in das Polenland. Im Osten der Weichsel beginnt der Kampf mit den Preußen, und binnen kurzem füllen sich nun die nördlichen Uferlande des Stromes sowie die ihm benachbarten Gebiete mit den Burgen, Waffenplätzen und geistlichen Stiftungen der mönchisch-kriegerischen Eroberer. Dort werden Kulm, Thorn, Marienwerder angelegt, und während das von altersher hochwichtige Danzig im Westen des Weichseldeltas an neuer strategischer Bedeutung gewann, gründeten im Osten desselben betriebsame Kolonisten aus Lübeck um das Jahr 1237 neben der festen Ordensburg Elbing die Handelsstadt gleichen Namens an der Nogat. Fast zur selben Zeit ward im Obotritenlande die Stadt Wismar, an der pommerschen Küste Greifswald erbaut. Mit den siegreichen Fortschritten des Ordens nach Nordosten gelangten dann die Deutschen bald auch in den ihnen solange bestrittenen Besitz der Küstenlande zwischen Weichsel und Memel: im Jahre 1250 ward an der Mündung des letztgenannten Flusses die Burg und Stadt Memel angelegt, und fünf Jahre später, ungefähr zur selben Zeit, da am livischen Gestade Pernau erstanden sein soll, gründete König Ottokar von Böhmen nach dem ruhmvollen Ausgange seines Kreuzzuges gegen die Preußen das feste Königsberg am Pregelstrome.

So waren im Verlaufe von kaum hundert Jahren auf einem Küstengebiete von etwa zweihundert und fünfzig Meilen Ausdehnung vierzehn der größten Städte entstanden und zugleich den von früher her dort bestehenden neue Bahnen geöffnet. Deutschland entfaltete damals eine Kolonisationstätigkeit, welche in ihren Erfolgen an die glänzendsten Zeiten der Verbreitung griechischen Lebens am Mittelmeer erinnert. (Kurd von Schlözer, Die Hanse und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern, 1851.)

DIE HANSE UND LÜBECK

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts traten die seit langem schon durch ihre gemeinschaftlichen Handelsinteressen eng verbundenen Städte des nördlichen und mittleren Deutschlands in immer zahlreicheren Vereinen zusammen, um ihre Gerechtsame und Verfassungen gegen die schrankenlosen Eingriffe der Landesfürsten zu sichern und so zugleich dem Mangel einer einigenden, schützenden Reichsgewalt abzuhelpfen.

Den äußeren Anstoß zur Bildung dieser norddeutschen Städtevereine hatte

das Bündnis abgegeben, welches im Jahre 1241 zur Sicherstellung der Land- und Wasserstraßen vom Ausflusse der Elbe bis zur Travemündung zwischen Hamburg und Lübeck abgeschlossen war. Denn wie dieser Vertrag die Grundlage zu der späteren engen Vereinigung jener Hauptstapelplätze der Ost- und Nordsee bildete und in beiden Städten ein gemeinschaftliches Seerecht, gleiche Münze und ähnliche Handels- und städtische Einrichtungen hervorrief, so steht derselbe auch der Zeit nach an der Spitze aller Verbindungen, welche sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts unter den übrigen binnenländischen und Seestädten gebildet haben. Mit dem Jahre 1241 begann diese große, einigende Bewegung, welche in dem baltisch-deutschen Norden das Gefühl seiner Kraft hervorrief. Bald waren es die Kämpfe mit den Ostseepiraten, welche Städte wie Lübeck, Rostock, Wismar und Wisby zu engem Anschluß drängten, bald das Bestreben, den Landfrieden aufrecht zu erhalten, welches die Städte Münster, Dortmund, Soest und Lippe zu festem Zusammenhalten antrieb, bald endlich das Bedürfnis nach gemeinschaftlicher Vertretung im Auslande wie nach Regelung der inneren Rechtszustände, welches die zahlreichen mit lübischem Rechte bewidmeten Städte zur Vereinigung ihrer Interessen mit denen der mächtigen Reichsstadt Lübeck vermochte.

Dazu gesellten sich auch bald die Klagen der fernen livländischen Kolonie, die von neuem harte Kämpfe mit den russischen und litauischen Nachbarn zu bestehen hatte und vornehmlich Lübeck um Hilfe und Beistand anging. Schon im Jahre 1261 hatte sich deshalb der Ordensmeister von Livland an den Rat und die Bürger Lübecks gewandt, hatte sie daran erinnert, daß „gleich einem auserwählten Garten das Feld des Glaubens in den livischen Landen gerade mit dem Blute ihrer Väter und Brüder, ihrer Söhne und Freunde so oft benetzt worden sei“, und forderte sie nun auf, von neuem ihre Ritter und Knapen und Kolonisten dorthin zu senden: „einem jeden solle Land zu Lehen oder zur Bebauung eingeräumt werden“. Dann schreibt im Jahre 1274 der Bischof von Dorpat den gesamten deutschen Kaufleuten, „eingedenk der Mühen, der Schätze und des Blutes, durch welches sie einst die junge Kirche in Livland und Estland unter göttlicher Gnade zur Erkenntnis ihres Schöpfers geführt, wolle er, daß sie fortan in seinem Sprengel von allem Zoll, Strandrechte und anderen Lasten befreit sein sollten“. Ähnliches hatte bereits früher der Bischof von Ösel der deutschen Kaufmannschaft zugesagt. Kein Opfer war den Livländern zu groß, welches sie nicht willig gebracht hätten, um den Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande aufrecht zu erhalten. Selbst Reval schreibt noch als dänische Stadt um 1274 an Lübeck, daß es sich unter keiner Bedingung von dem Verbande mit ihm loszusagen vermöchte, sie müßten zusammenhalten „wie die beiden Arme des Gekreuzigten“.

So zeigte sich auch in den entlegensten Gebieten der deutschen Ostseelände dasselbe Streben nach Vereinigung. Binnen weniger Jahrzehnte hatte dieses nationale Gefühl bereits in den verschiedenartigsten Verbindungen der baltischen Städte unter sich und mit dem Inneren Norddeutschlands Kraft und Ausdruck erlangt.

Es kam nun die Zeit, wo jene weitverzweigten Städtebündnisse sich plötzlich zu einer staatsähnlichen Einheit gestalteten, welche dem skandinavischen

und slawischen Norden Europas zum ersten Male das volle Gewicht einer waffenkundigen deutschen Handelsmacht entgegenstellen sollte, und welche befähigt war, für die nächsten Jahrhunderte die Herrschaft über die baltischen Gewässer zu beanspruchen. —

An die Spitze des Bundes trat aber schon jetzt die freie Reichsstadt Lübeck, die seit dem Tage bei Bornhöved von Jahr zu Jahr an innerer Kraft und äußerer Bedeutsamkeit gewonnen hatte. Schon zählte ihre Flotte zu den mächtigsten im ganzen baltischen Norden. Wo sich die weißen, rotbekreuzten Wimpel ihrer Kriegsgeschwader zeigten, verbreiteten sie Furcht und Schrecken bei dem Gegner. Auf der Reede von Rostock hatten die Lübecker Koggen im Jahre 1234 sich zum ersten Male im offenen Seekampfe mit den dänischen Orlogsschiffen gemessen und nach einem Gefechte, das von der Frühstunde bis zur Vesper währte, einen vollständigen Sieg davongetragen. Fünfzehn Jahre später wehten ihre Kriegsbanner bereits an den Küsten Seelands. König Erich von Dänemark hatte durch willkürliche Maßregeln den Handel der Lübecker gestört; alsobald stieß ihre wohlbemannte Flotte in See: Kopenhagen ward genommen, das Schloß zerstört, Seeland und die umliegenden Inseln verwüstet.

Mit diesen Erfolgen zur See ging die politische Machtentwicklung Lübecks Hand in Hand. Immer weiter dehnte sich sein Einfluß im Norden Deutschlands und an den Ostseeküsten aus. Schon waren nahe an dreißig baltische Städte mit lübischem Rechte bewidmet, die alle sich dem lübischen Oberhofe unterordneten. Als sich um das Jahr 1292 die deutsche Kolonie zu Nowgorod nach einem Gerichtshofe im Mutterlande umsah, an den von dort aus in streitigen Fällen appelliert werden konnte und dessen Urteile dann für alle Teile entscheidende Kraft haben sollten, vereinigten sich nebst Riga sieben- und zwanzig sächsische, westfälische und rheinische Städte dahin, daß das Zugrecht vom Hofe zu Nowgorod fortan nur nach Lübeck stattfinden solle. Zu den dortigen Messen strömten die Fremden von nah und fern herbei. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts muß die Stadt bereits über fünfzigtausend Einwohner gezählt haben. Dort traten auch zumeist die Abgeordneten der Bundesstädte zur Tagefahrt zusammen, um ihre inneren und äußeren Angelegenheiten gemeinschaftlich zu regeln. Waren dann Streitigkeiten mit fremden Mächten oder im Bunde selbst zu schlichten, so lag vornehmlich Lübeck die Sorge ob, aus seiner Mitte erprobte Unterhändler und rechtskundige Richter zu Vermittlern aufzustellen. Und was war alles zu beschaffen und zu ordnen in jenen Zeiten, wo sich soeben erst die notdürftigsten Grundlagen für einen geregelten See- und Landverkehr im europäischen Norden gebildet hatten! Welch vielseitiges Leben lebte da ein Johann von Donai, ein Heinrich Wullenpund, ein Vromold von Vifhusen und andere jener lübischen Ratsmänner, die, eingeweiht in alle merkantilen und politischen Geheimnisse der baltischen Handelswelt, bald zu Brügge im Namen des gemeinen deutschen Kaufmannes eine neue Wegeordnung herstellen, bald in Reval schiffbrüchige Güter aus fremder Herren Hand befreien, bald mit den Fürsten Skandaviens Verträge schließen, bald für die Nowgorodhändler auf der Nawa ungehinderte Fahrt erwirken mußten! Überall, wo es galt, Mißbräuche

und Übelstände zu beseitigen, die, aus früheren Jahrhunderten stammend, jetzt der Neugestaltung der Rechtszustände und des Handelsverkehrs hemmend entgegentraten, überall ging Lübeck voran, überall griff es in das Getriebe der nordischen Politik ein und wußte so in immer weiteren Kreisen das Ansehen seiner Stellung zu betätigen. Schon verknüpften enge Freundschaftsbande die deutsche Reichsstadt mit den Fürsten Frankreichs und mit der Krone Polens. Bis zu den eisigen Ufern des Ladogasees wie zu den sonnigen Meeresbuchten Italiens trugen zahlreiche Handelsflotten den Ruhm der baltischen Meeresherrscherin, und nicht ferne lag die Zeit, wo dieser deutsche Freistaat als Vermittler der romanischen Südwelt und des slawischen Nordens sich ebenbürtig dem Löwen von San Marco wie der übermütigen Wolchowrepublik zur Seite stellen durfte. (Kurd von Schlözer, Die Hanse und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern, 1851.)

DER KAMPF UM DEN RHEIN UND DIE SCHLACHT VON SEMPACH

Als die englischen Bogenschützen die französische Ritterschaft am 26. August 1346 in der Schlacht bei Crécy unter ihren langschäftigen Pfeilen begruben, lebte Ludwig der Bayer noch, aber er war in Hausmachtspolitik befangen und sah sich von dem Gegenkönig Karl IV. bedroht, den die Mehrheit der Kurfürsten auf Betreiben des Papstes Clemens VI. auf den Königsstuhl gehoben hatte. Ludwigs Tod ließ das Reich in Zerrissenheit zurück. Das Haus Wittelsbach suchte König Karl vergebens einen Gegenkönig gegenüber zu stellen. Karl IV. wurde im Jahre 1355 zu Rom mit der Kaiserkrone geschmückt und bewahrte dem Hause Valois die Freundschaft, die er ihm von Jugend auf bewiesen hatte. Als der mächtige Herr von Böhmen den sieben Kurfürsten in der „Goldenen Bulle“ außer dem Rechte der Königswahl die Unteilbarkeit ihres Besitzes und nahezu volle Landeshoheit verhiess, um sie seinen Hausplänen günstig zu stimmen, wurde der königliche Machtgedanke im heiligen Römischen Reich begraben.

Der Rhein lag fürder nicht mehr unter dem Schutz der deutschen Königsmacht, sondern im Schoße einer Fürstenrepublik, deren erlauchteste Herren mit geteilten Interessen an seinen Ufern saßen und sich nach eigenem Ermessen bewegten. Aber noch floß der Strom in deutschen Gauen, noch waren weder die Schweiz, noch das Elsaß, noch die Pfalz, noch die Lande der großen Tiefebene an die französische Grenze geschoben. Doch der Bindung Frankreichs im hundertjährigen Krieg mit England zu Trotz rückte die welsche Gefahr näher und näher.

Nicht der Franzose, sondern der Burgunder kam. Die jüngere Linie der Valois bedeckte sich im Jahr 1363 zu Dijon mit dem Herzogshut und trat den Vormarsch nach Osten und Norden an. Als Herzog Philipp der Kühne sich im Jahre 1369 mit der Erbin von Flandern vermählte, fielen Mecheln und Antwerpen, Dijon und Besançon in welsche Hand.

Die Rhonelinie war für das Reich verloren. Die Schelde folgte nach. Die Gefahr rückte, an der Saone aufwärts greifend, an den Doubs und die Lisaine. Die Ardennenpässe und die Burgunderpforte gerieten in Gefahr.

Im Norden ballten sich die großen Territorien Brabant, Holland, Seeland und die kleinen Herrschaften der Niederrheinlandschaft zum Widerstand, im Süden war die Abwehr in die Hand Österreichs, der oberrheinischen Städte und der Eidgenossen gegeben.

Die Burgunder Pforte und die Jurapässe wurden zuerst bedroht. Sie lagen in schwacher Hut, denn Österreichs Macht war im Schwinden. Die Habsburger hatten seit dem Tag von Morgarten Stück um Stück ihres reichen Besitzes an die freiheitsdürstenden, eroberungsfreudigen Eidgenossen hingeben müssen. Luzern, Zürich, Zug, Glarus und Bern hatten sich dem Bund der drei Waldstätte gesellt und den Versuchen Österreichs, sie wieder unter die Gewalt Habsburgs zu beugen, siegreich widerstanden.

Da raffte Herzog Leopold III. sich im Jahre 1386 zu einer gewaltigen Anstrengung auf, die bröckelnde Macht seines Hauses zu erneuern. Er verpfändete Hab und Gut und rückte mit 4000 adeligen Lanzen gegen das trotziges Volk der Berge, das die fürstliche Gewalt schon im Seeland zwischen der Reuß und der Aare und an der Limmat auszurotten begann und sich bereits eigene Gesetze gab. Der Herzog wandte sich gegen Luzern und erschien plötzlich auf der Hochfläche am Ufer des Sempacher Sees. Da eilten die Aufgebote der Eidgenossen in Gewaltmärschen der Reuß zu, um ihm den Weg zu verlegen und ihn zur Schlacht zu stellen. Am 9. Juli 1386 trafen die Gegner aufeinander. Leopold lag vor dem Städtchen Sempach, als die Vorhut der Schweizer auf der Höhe von Hildisrieden über dem breitansteigenden rechten Ufer des Sees sichtbar wurde. Er sprang sofort in den Sattel, um freies Feld zu gewinnen, und ging dem Feind bergwärts entgegen.

Da das Gelände nicht zum Anritt taugte und die Rosse den Steinhagel der Schweizer scheuten, stiegen die schwergerüsteten Herren auf der grünen Matte ab und ordneten sich zum Fußstreit. Leopold trat selbst ins Glied und vergaß der Leitung über dem Vorkampf. Von beiden Seiten quollen die Streiter aus der Marschkolonne in die Schlachthaufen. Die Österreicher taten den ersten Stoß und brachten die Eidgenossen in große Not. Das Luzerner Banner sank im Getümmel, der Vorhaufen kam ins Wanken. Aber keiner wich, und als sich die ganze Macht der Eidgenossen zum Gegenstoß ballte, zerbrach den Österreichern die Kraft. Sie wurden in die Verteidigung gezwungen und fochten bald im Sonnenbrand um Stand und Leben. Der behende Feind gewann den Ermatteten die Flanke ab, brach mit Hellebard und Morgenstern in die ritterliche Phalanx ein und sprengte sie auseinander. Die Österreicher suchten zu den Pferden zu gelangen, aber nur wenigen glückte der Aufstieg. Die Aufgessenen wurden in die Flucht geworfen, die Rosse samt den Knechten in die Weite gescheucht, und der Herzog mit den edlen Herren, die bis zuletzt im Streit gestanden, auf der Sommermatte ob dem See in grauenvollem Gemenge erschlagen.

Die Schlacht bei Sempach brach Österreichs Macht an den Seen und im Gebirge reußabwärts bis zur Aare und gen Osten bis zum Graubündner Rhein. Als die Glarner sich zwei Jahre später bei Näfels eines letzten Gegenstoßes erwehrten und den Feind über die Linth warfen, bequeme Österreich sich zur Anerkennung des Bundes. Aber der Friede gedieh nicht zur Versöhnung.

Die Gegnerschaft saß zu tief, der Kampf war mitnichten ausgetragen. Österreich fürchtete, nicht nur die Aare, sondern auch den Schwarzwald und das Elsaß zu verlieren, und suchte Hilfe wider die Unersättlichen, die ihre Hand schon über den Jura streckten. Da lächelte ihm ein Ehebündnis mit dem Hause Burgund. Leopold III., der Sohn des Helden von Sempach, führte Katharina, die Tochter Philipps des Kühnen, heim. Diese Heirat stärkte Habsburgs Kraft im Kampfe um seine erschütterte Macht, barg jedoch eine neue Gefahr, denn Katharina erhielt die österreichischen Besitzungen vor der Burgunder Pforte als Morgengabe zugesprochen.

Als Herzog Leopold im Jahre 1406 der Herrschaft über die österreichischen Vorlande zugunsten seines Bruders Friedrich entsagte, ergriff die 27 jährige Burgunderin selbst von den Landen Besitz, die im Ehevertrag aufgezählt waren, und legte ihre zarte Hand mit festem Druck auf die Herrschaften Héricourt, Belfort, Delle, Maasmünster, Pfirt, Altkirch, Ensisheim, Landser, Ortenberg und Rothenburg. Die Schlüssel der Burgunder Pforte klinkten am Gürtel einer Frau!

Da schlug der Tod seine Hand dazwischen und wendete alles neu. Herzog Leopold starb im Jahre 1411 ohne Leibeserben, und die elsässischen Untertanen Katharinas erhoben sich gegen die welsche Herrschaft. Leopolds Bruder Friedrich nützte die Lage rascher als das Haus Burgund. Er schloß mit der bedrängten Witwe einen Vertrag, der ihm die Erbfolge im Sundgau sicherte, und half ihr dadurch zu ruhigem Regiment, sich zum Erbe seines Bruders und dem Reiche zur Erhaltung der Burgunder Pforte. Als die stolze Frau im Jahre 1426 starb und in der Gruft zu Dijon gebettet wurde, erschien die Gefahr eines Einbruchs der burgundischen Macht in das oberrheinische Stromgebiet noch einmal beschworen. (Hermann Stegemann, Der Kampf um den Rhein, 1924.)

LÖSUNG DER MITTELALTERLICHEN EINHEIT

Im gotischen Höhepunkt christlicher Triebkraft lag zugleich die Wende, der Beginn jener langsamen, kaum erst bemerkbaren Lösung und Entspannung der Kräfteinheit eines Halbjahrtausends, lag nicht nur der Einbruch eines fremden, wenn auch noch gestalteten und heimatlich verwandelten Elementes, sondern eine rechnerische Übersteigerung der Bewältigung des Raumes, die der bisherigen rein im künstlerischen Maße beruhenden Raum- und Stoffbeziehung des rheinischen Geistes widersprach und das erste Zeichen einer Erschöpfung des christlichen Kosmos war. Nur durch Umschlag ins Phantastische, das heißt durch weitere Entspannung, war die Ausmerzung dieses Fremden und Rechnerischen möglich, und wie in der Mystik die Seele gestaltflüchtig und normfeindlich die scholastischen Gewölbe und Mauern der Kirche zu sprengen suchte, so folgte der hohen Gotik am Rhein jene eigentümliche Zerlösung und Verkehrung der Formen, in der die Kirche zur festlichen Halle, das Maßwerk zu ästigen Schlinggewächsen oder flammiggedrehten Ringeln wird, die spitzen himmelanstrebenden Bogen sich wie am späten Helmbau des Straßburger Münsters im Sturze nach unten zur Erde

kehren, und drinnen alles Feste des Raumes in einem Feuerwerk von einfarbiggelben und riesigen Fenstern versprüht. Gewiß sind dies die Kirchen des gehobenen Bürgertums, gewiß sind dies die Jahrhunderte, in denen die Handelsbeziehungen der Rheinlande am weitesten nach Osten und Westen, Norden und Süden reichten, in denen neben den alten Höhen- und Wasserburgen des Adels die Stadtbefestigung zum stolzen Schmuckwerk und die Rat- und Bürgerhäuser den ganzen Reichtum der Hochmächtigen entfalteten — ein ungeheurer Schatz von aufgespeicherten und noch gebändigten Kräften wurde damals frei, aber in der Richtung einer weltlichen, nicht mehr der christlichen Freiheit und darum auf Kosten der geistigen Einheit von Kirche und Reich, Himmel und Erde. Geistliches Leben und Laienleben wuchsen allmählich von nun an weit auseinander, Staat und Kirche, Kaiser und Fürsten, Reich und Stände wuchsen weit auseinander, indem die Glieder gewannen, was die Mitte und das Ganze verlor. Vergebens suchten die Konzilien von Konstanz und Basel die Kirche an Haupt und Gliedern zu erneuern, vergebens suchten die Stände unter Berthold von Mainz ohne gegen die kaiserliche Mitte das berstende Reich durch die stärkere Verbindung der Glieder zu retten: sie selber entwuchsen durch die „Libertät“ dem Reiche, und die Kaisergeschlechter, die Lützelburger und Habsburger, entwuchsen dem Reiche, indem sie auf östlichem kolonialen Boden ihre Hausmacht gründeten, ihre Stammländer im Westen mehr und mehr nur zu Tausch, Verpfändung und Ausgleich nutzten. So glitt das staatliche Schwergewicht vom Rhein hinweg nach Osten, und da eben am Rhein sich die reichste Fülle der Gliederungen um die einigende Mitte gebildet hatte, mußte hier bei der Schwächung der Einheit die zahlreichste bunteste Splitterung bleiben, mußte hier am ehesten der Fürst zum Souverän, der Geistliche zum Pfründner, der Ritter zum Raubritter und der Bürger zum Spießier, mußte gerade das Mutterland des Reiches seine schwächste Stelle werden. (Friedrich Wolters und Walter Elze, Stimmen des Rheines, 1923.)

DIE CHRISTLICHE KUNST

GEIST DER CHRISTLICHEN DICHTUNG

Ursprung und Charakter der ganzen neueren Poesie läßt sich so leicht aus dem Christentume ableiten, daß man die romantische ebensogut die christliche nennen könnte. Das Christentum vertilgte wie ein jüngster Tag die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen, es drückte sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelsstaffel zusammen und setzte eine neue Geisterwelt an die Stelle. Die Dämonologie wurde die eigentliche Mythologie der Körperwelt, und Teufel als Verführer zogen in Menschen und Götterstatuen: alle Erdengegenwart war zu Himmelszukunft verflüchtigt. Was blieb nun dem poetischen Geiste nach diesem Einsturze der äußeren Welt noch übrig? — Die, worin sie einstürzte, die innere. Der Geist stieg in sich und seine Nacht und sah Geister. Da aber die Endlichkeit nur an Körpern haftet, und da in Geistern alles unendlich ist oder ungeendigt, so blühte in der Poesie das Reich des Unendlichen über der Brandstätte der Endlichkeit auf. Engel, Teufel, Heilige, Selige und der Unendliche hatten keine Körperformen und Götterleiber, dafür öffnete das Ungeheure und Unermeßliche seine Tiefe. Statt der griechischen heitern Freude erschien entweder unendliche Sehnsucht oder die unaussprechliche Seligkeit, die zeit- und schrankenlose Verdammnis, die Geisterfurcht, welche vor sich selber schaudert, die schwärmerische beschauliche Liebe, die grenzenlose Mönchsentsagung, die platonische und neuplatonische Philosophie.

In der weiten Nacht des Unendlichen war der Mensch öfter fürchtend als hoffend. Schon an und für sich ist Furcht gewaltiger und reicher als Hoffnung (so wie am Himmel eine weiße Wolke die schwarze hebt, nicht diese jene), weil für die Furcht die Phantasie viel mehr Bilder findet als für die Hoffnung, und dies wieder darum, weil der Sinn und die Handhabe des Schmerzes, das körperliche Gefühl, uns in jedem Hauptpunkte die Quelle eines Höllenflusses werden kann, indes die Sinne für die Freude einen so magern und engen Boden bescheren. Die Hölle wurde mit Flammen gemalt, der Himmel höchstens durch Musik bestimmt, die selber wieder unbestimmtes Sehnen gibt. So war die Astrologie voll gefährlicher Mächte. So war der Aberglaube öfter drohend als verheißend. Als Mitteltinten der dunkeln Farbengebung mögen noch das Durcheinanderwerfen der Völker, die Kriege, die Pesten, die Gewalttaufen, die düstere Polar-Mythologie im Bund mit der orientalischen Sprachglut dazu kommen und gelten. (Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, 1804.)

DIE ANDACHT IN DER POESIE DER MITTLEREN ZEITEN

Freilich ists nicht jedem Geist in seiner sterblichen Hülle gegeben, sich formlos ins Flammenmeer der Gottheit zu versenken, aber auch nur im Abglanz diese Sonne, das höchste Ideal menschlicher Gedanken, zu betrachten, erquickt und erheitert. Die Poesie der mittleren Zeiten hatte sich hiezu das

Bild des ewigen Vaters, des Sohnes Gottes und seiner Mutter, der heiligen Jungfrau, ausgemalt und in das letzte insonderheit ein hohes Ideal weiblicher Tugend, alle Grazie ihres Geschlechts gelegt. Jungfräuliche Keuschheit, Huld und Anmut, eine sich selbst unbewußte Hoheit und Würde, mütterliche Liebe, schweigende Geduld, Großmut, Hoffnung, endlich ein stiller Dank- und Freudengenuß jenes überschwenglichen Lohns, dessen sich die Wohltätige jetzt in Ewigkeit wert macht — alles dies ward nach und nach von der dichtenden Andacht in sie gesenkt, in ihr besungen und gepriesen. Der Wert der Heiligen, die Märtyrer waren, scheint von geringerer Art, die Tapferkeit der Seele aber, die um des Bekenntnisses der Wahrheit willen Leiden erträgt und Martern erduldet, jene stille Großmut, die verkannt einhergeht, die Reichtum, Wollust und niedrigen Ruhm verschmäht, unbillige Verachtung, Schmach und Hohn für nichts achtet und dennoch wohlzutun fortfährt, die Heiterkeit der Seele endlich, die, durch Einfalt, Unschuld, Zuversicht und Erfahrung bewährt, in der Wolke des Todes den offenen Himmel sieht und das Lied der Vorangegangenen hört, eine Andacht dieser Art ist mehr als eine Heldenwürde von außen. Und es sangen sie so viele Hymnen, so prächtige Kanzonen! (Johann Gottfried Herder, Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste, 1794—96.)

BEGINN DER CHRISTLICHEN DICHTUNG IN GRIECHENLAND

Die griechischen Weisen, die feinsten frühesten Spürer und Heger der Wandlung, hatten den Geist der Mittelmeervölker geschmeidig genug gemacht, auch das Fremdeste einzuschmelzen, auch die Grenzenlosen des Ostens aufzunehmen, ihre Schau hatte tief genug geblickt, auch das „Jenseits des Seins“ zu ahnen, und wenn sie — noch zu unserem Heile — niemals die Trennung von Gott und Welt, Geist und Stoff, Seele und Körper wie die östlichen bis zum klaffenden feindlichen Zwiespalt führten, so sahen doch ihre Folger in unsern Jahrhunderten schon tief unter dem Geiste die niedere stoffliche Welt, tief unter der Seele den sinnlichen Leib und einige von ihnen mit Platon selbst tief unter der Erde den Ort der Qualen für irdische Schuld. Die Götter waren dem Stoiker zum Spott, dem Neuplatoniker zur Allegorie geworden: der große Geist überherrschte das All, und der Grieche war Bürger der Welt geworden. In diese geweiteten Gefäße des hellenischen Menschen und römischen Reiches also strömten die östlichen Kulte ein — und mit ihnen das Christentum. Sie alle vermischten sich mit dem römischen Reiche und dem Kaiserkult, sie gönnten Augustus die Weihrauchkörner auf dem Altare des Staates — außer dem verachteten Jahvekult und dem verhaßten Christentum. Hierin schied sich der neue Glaube zuerst aus der brodelnden Mischung der Spätzeit, für diese Weigerung litten die neuen Gläubigen Marter und Tod, und die frühesten Lieder sangen davon und wußten, daß darin keine Gefahr als für Laue und Schwache lag: der lebendige Glaube trank das vergossene Blut wie stärkenden Wein. Aber alle Kulte und auch das Christentum vermischten sich mit den Gedanken und Schauungen griechischer Weisheit, sie trafen ja auf die Olympische Welke, die Gestaltenwelke, die sie selber vom Osten in sich trugen,

und nicht mehr der söhnezeugende Schoß sondern das ewengebährende All nahm sie auf. Mit den besonderen völkischen Kräften waren auch die geistigen Widerstände geschwächt, und eine furchtbare Doppelgefahr stieg für den Menschen der Grenzen zwischen Süd- und Nordmeer auf, die der hellenische Wächter an den Pforten Asiens bis dahin gebändigt hatte: Sprengung aller sinnlichen Maße und Zwiespaltung des einigen Lebens.

Der von Plotin und seinen Followern noch in Zahlen und Denkgebilden gegliederte, wenn auch unendlich ins Übersinnliche gehobene Kosmos wurde gerade von den an Ost und West genährten Kulturen, wurde gerade von den ebenso genährten christlichen Sekten der Gnostiker und Manichäer ins Maßlosweite überschungen. In hemmungslosen Gedankenbauten türmten sie Sphären auf Sphären über die sichtbare Welt und über die Sphären Äonen und über Äonen schweigende Himmel und über das Schweigen nichtseiendes Sein: „Erstaunlich ist“, rief Tertullian über die Valentinianer, „wie viele Höchstheiten der Höchstheiten, wie viele Erhabenheiten der Erhabenheiten sie zum Wohnraum eines jeden ihres Gottes gewölbt, emporgespannt und erhoben haben“. Vor den unzähligen unermesslichen Räumen des übersinnlichen Seins schrumpfte das Schmuckstück der sinnlichen Welt mit allen Gewächsen, all seinen sichtbaren Sternenleuchten zum unbedeutenden Punkt zusammen. Das Maß der Dinge lag jenseits ihrer Erscheinung. Mit dieser ersten Gefahr verband sich die zweite: der noch immer erhaltene, wenn auch in vielen Stufen des Ab- und Aufstiegs geteilte Kreislauf von Geist und Stoff wurde ganz gesprengt, in feindliche ewig unvereinbare Hälften auseinandergebrochen. Der guten des Geistes stand die böse Welt des Stoffes entgegen, und diese blieb nicht mehr die unvollkommene umgestaltete aber hinaufläuternde der späten Griechen, sondern wurde die furchtbare Macht, wie sie die Perser gesehen: die Feindin, der Verderben nährenden Dämon, die Geister und Seelen kettende Finsternis, aus der es für den gefesselten Geist nur Rettung gab durch Abtötung des ihr Gehörigen: des Leibes, des irdischen Tuns, der ganzen an den blühenden Ufern des Mittelmeers noch immer schön geglaubten sinnlichen Welt. Für immer drohten die Kräfte des Lebens zwiespalten auseinander zu fliehen.

Aber diese Gefahren waren in Christus und durch ihn schon gebändigt, und die ihm folgten, waren der Einheit des neuen Lebens, der Maße des Tuns und Lassens und der Stellung zu Gott und Welt, Kaiser und Reich gewiß. Das katholische Christentum hatte durch Jesus von Nazareth den unverbrüchlichen Glauben, die unbedingte Hoffnung, die alldurchdringliche Liebe, die aufsteigenden und aufwärts reißenden Kräfte des geistigen Wirbels erhalten, die das Erstarrte, Verwelkende, Schweifende abstießen, das Verwandbare der alten Welt sich selbst in ihm verwandelnd und gestaltend mit sich rissen und aus den alten Kultur- und frischen Naturvölkern das junge Volk, aus den alternden und beginnenden Geschlechtern das neue Geschlecht erschufen. Dieses formte sich ihnen einformend in den ersten vier Jahrhunderten die großen strömenden Bewegungen des Morgen- und Abendlandes, begrenzte Zeit und Raum und Gestaltung der weitgeöffneten Welt und füllte so ihre ganze Tiefe durch die neue Spannung der menschlichen Seele aus.

Die Zeit war nicht mehr das fließend-unendliche oder ewigwiederkehrende Weltenjahr, sondern die zwischen Schöpfung, Erlösung und jüngstem Tag gedehnte, überschaubare Bahn für das Schicksal der menschlichen Seele — aber dennoch blieb vor und nach dieser Schöpfungszeit die Ewigkeit Gottes und des „seligen“ Lebens. Der Raum war nicht mehr das undenkbar-grenzenlose, von Ergießungen strömende oder vom Kampf der Äonen erfüllte zwiespaltene Reich, sondern der gottgeschaffene Platz, auf dem sich der Kampf des Menschen mit den ihm verliehenen und den ihn umwerbenden Kräften zum Ruhme Gottes entscheiden sollte, der von Himmel und Hölle umsäumte Plan, der nach dem Ende des Kampfes verschwinden würde — aber dennoch blieb als Eigenschaft Gottes die Unermeßlichkeit des Jenseits, blieben vor und nach dem Schöpfungsraum die ewigen Gegensätze von Licht und Finsternis, seliger Ruhe und rastloser Qual. Die Gottheit war nicht mehr das unerreichbare bildlose Schweigen, sondern Einer geistigen Wesenheit drei Personen mit besonderem, dennoch ungeschiedenem Tun der drei, die sich persönlich und dennoch ungespalten offenbarten: der Vater als Schöpfer, Regierer und Erhalter, der Sohn als Erlöser, Mittler und Richter, der Geist als heiliger Erwecker und Tröster. Dieser Dreieinige, niemals Verschollene, sondern im Volke und Lande Israel seit Beginn der Tage Erkannte, noch immer Geglaubte, war der erhabene Herrscher nicht des Imperiums, sondern des Weltalls selbst, nicht der vergötterte Cäsar, sondern Gottvater von Ewigkeit her, nicht eine der Sohnschaften der Äonen, sondern Gott-Mensch im eingeborenen Sohne, nicht der große unnahbare, unbekümmerte Nus, sondern erschienener Gottesgeist im Feuer der Heiligung. Er war herabgestiegen, aber nicht die gefallene Sophia noch die mannweibliche Barbelo war seine Mutter, sondern die menschliche Jungfrau, nicht die Hyle sein Leib, sondern Fleisch des Menschen, nicht der Kampf der Sphären sein Leben und Leiden, sondern das unsere des Menschen. Er hatte alle Welten und Götter erschaffen, die Macht über alle Dämonen der Luft, Erde und Unterwelt, die Schlüssel aller Geheimnisse waren in seiner Hand, und er allein hatte die Kraft, den Urfluch zu sühnen, die Menschen zu erlösen, die Seelen zu heiligen und zum Lichte zu führen, er, der den Tod auf Erden gebändigt hatte, konnte ihn selbst im tränenlosen, noch nie durchbrochenen Hades fesseln und ihm den entsühnten Raub entreißen. Und dennoch blieb für die Dauer der Tage der Kampf zwischen droben und drunten, es blieben zu Engelshierarchien gewandelt die Reiche der Planeten- und Äonengeister, zu Teufelsstufen gewandelt die Götter- und Dämonenscharen, und als vergängliche aber lockende blendende Sinnenwelt der tiefwogige Urstoff der Welt. Aber Kampfplatz und Kampfziel waren von nun begrenzt: die menschliche Seele, Gesetz und Ungesetz von nun an bestimmt: das christliche Gut und Böse, Waffen und Wehr die immer gleichen unbedingten: die christlichen Mittel des Heils.

Nicht den Triumph des entschiedenen Sieges, mehr jenes Sichwandeln, Sichmischen und Sondern spiegeln unsre Lieder, die noch voll sind von hellenischen Sinnbildern und Gestalten, gnostisch-neuplatonischen Erkenntnisweiten, ägyptisch-orientalischen Mysterien, vom Zauber der Stoff- und Dämonenwelt des Simon Magus, der Hetäre gewordenen Helena letzten

Gatten — bis zu Faust, der ihren Schatten beschwor. Die alten griechischen Metren, die hebräischen Doppelsprüche der Psalmen, die syrischen Vierzeiler füllten sich jetzt mit dem leidenschaftlichen Feuer der Agape, in dem damals noch mehr die eifernde Minne eines Gottes und Meisters, als die mildumhüllende Liebe der Mutter strömte: die neue Glut riß auch die Bilder der untergehenden Welten mit in den dichterischen Gehalt, strahlte sie noch einmal mit erhöhendem Glanze an und ließ selbst dort, wo sie im Gegensatz abgestoßen wurden, die „Schatten der Träume“ noch deutlich als das ehemals geliebte Schöne erscheinen, von dem die Seele nur schmerzlich Abschied nahm mit dem ersten leisen Wehruf, der im deutschen Geiste seit anderthalb Jahrhunderten stärker und stärker wieder auffällt:

— daß dies muß untergehn!
Daß nach dem furchtbaren fug
Leben am leben erstirbt!

Durch den Gesang der christlichen Dichter wirkte das leibliche Maß von Hellas in der neuen Spannung der Seele geistig weiter und half gegen das Unmaß der Verflüchtigung, Verdüsterung und Kasteiung des Orients noch einmal Ort und Grenze setzen. Zuerst, so verteidigte Gregor von Nazianz die Dichtung gegen die Eiferer der Weltflucht, wollte ich durch sie meine Maßlosigkeit fesseln, dann durch Kunst der Jugend das Bittere der Gebote versüßen und sie zum Höheren leiten, durch sie wetteifern mit dem Gesang der Heiden und endlich einem greisen Schwane gleich mir durch der Flügel Pfeifentöne nicht einen Trauergesang, sondern einen tröstenden Auszugshymnus zusprechen lassen. Denn schon Apostel hatten ja Jubellieder und Lobgesänge zu Gott emporgesendet und Paulus zu geistlichen Psalmen, Hymnen und Oden ermuntert. Plinius und Lukian wissen im zweiten Jahrhundert, daß die Christen im Wechselgesang ihrem Gotte Loblieder singen. „Mann für Mann werdet zum Chore“, rief Ignatius von Antiochien den Ephesern zu, „damit ihr in Eintracht zusammenstimmend und einmütig anhebend Gottes Lied aus einem Munde lobsinget durch Jesus Christus dem Vater“. Tertullian will die Jüngeren durch den Gesang heiliger Lieder erproben, wie sie vom Weine des Geistes getrunken hätten, oder er fordert, das gewandelte Opfer ins Geistige umdeutend, von den Seinen „das Opferlamm, das von ganzem Herzen geweiht, durch Glauben genährt, mit Wahrheit gepflegt, an Unschuld fehllos, durch Keuschheit rein sei, im Kranze des Liebesmahles mit dem Festzuge der guten Werke unter Psalmen und Hymnen zum Altare Gottes zu führen“. Die Kirchenväter und Märtyrer, die Lehrer und Bischöfe und auch die Häupter der Sekten selber sind die Sänger oder rühmen die heiligen Lieder als die Erwecker und Beschwinger der Seele. Der himmlische Hymnus des Wortes Gottes, der Gesang der Engel, der Chor um den Ewigen verdrängte, wie Clemens von Alexandria in seiner Ermahnung an die Griechen gefordert hatte, langsam den alten „Sirenengesang“. (Friedrich Wolters, Lobgesänge und Psalmen, 1923.)

DIE LATEINISCHEN DICHTER DER KIRCHE

Mehr als tausend Jahre gab ein Land dem andern den Sang der Sänge weiter: die alten Völker reichten ihre Schätze den jungen, die reichbegabten ihre Künste den kargbedachten, und die ermatteten nahmen später wieder von dem frischen Überflusse ihrer einstigen Schüler. Denn eine Sprache band die Zungen der Dichter von Sizilien bis Schweden, von Spanien und Irland bis nach Polen hin, und der Raum, von dem ein Lied getragen wurde, war noch der ungeheure des römischen Imperiums. Freilich füllten nur wenige Mündler mit ihrem Tone die gewaltigen Grenzen, ließen Kirchen und Klöster des ganzen Reiches von ihren Klängen widerhallen und durchdrangen Priester, Mönche und Laien mit der glühenden Kraft ihrer dichterischen Bilder: die Stimme vieler wurde nur in den besonderen Ländern gehört, in denen ihre Lieder entstanden waren, und die meisten blieben auf die engen Bezirke ihres Bistums, Sprengels oder Klosters beschränkt, deren Lieblingsheilige sie besangen. Aber gerade darin lag das Geheimnis des blühenden Reichtums jener Zeiten begriffen, deren Einheit und Wechsel zugleich in allen Künsten uns heute noch erstaunen macht, daß nämlich der Kern des geistigen Besitzes, der Glaube, für alle der gleiche war und die Einheit des Dichterischen in Haltung wie Gehalt bestimmte, daß jedoch auf dem Grunde der verschiedenen Völker, Stämme, Gauen die kleinen und großen Glieder der Kirche überall eine Sonderart des Gottesdienstes um den gemeinsamen Kern ausbildeten, in der sich die Pracht ihrer Überlieferung, Glück und Leid ihres Loses, der Ruhm ihrer Heiligen und Bekenner und die Kraft ihrer Führer, mit einem Worte: der Klang und die Farbe ihrer Heimat niederlegte. Vom Ganzen gespeist, dienten die Glieder mit ihrem eigentümlichen Leben wieder dem Ganzen, bis nach dem Ausgang der mittleren Zeit, gleichwie die ständischen Gebilde dem absoluten Staate, so die örtlichen Dienste der Kirche dem gleichförmigen Gesetz von oben wichen, und damit das lebendige Wachstum der lateinischen Dichtung sein Ende fand.

Ihren Ausgang hatte sie von einem der kräftigsten Äste des römischen Stammes, der Kirche von Mailand, genommen, als hier im vierten Jahrhundert Aurelius Ambrosius vom Staatsdienst unmittelbar in den Dienst Gottes trat und den Glaubensmut seiner bedrohten Gemeinde mit jenen Hymnen anfeuerte, in denen die ganze Strenge des Römers, sein gemessener Stolz und seine verhaltene Glut sich in so einfach feste Formen band, daß sie unerschütterlicher als die Mauern der Kastelle die Stürme der Zeiten überdauerten: und wie viele Dichter sie auch befruchteten, wie viele Umbildungen in Maß und Reim aus ihnen hervorgingen, sie selber blieben über die Jahrhunderte hin der unantastbare Anfang des heiligen Erbes. Als sie an der Stätte ihres Ursprungs im Munde des Galliers Ennodius sich mit dunklem Sinn und düstern Bildern füllten, in den kurzen Gedichten Gregors des Großen diese unnachahmliche Vereinigung von Klarheit, Milde und Größe fanden, hatten sie schon über ein Jahrhundert lang die dichterischen Seelen der spanischen Kirche entzündet, und in Aurelius Prudentius Clemens war hier zum ersten Male jene satte, brennende Bildkraft, jener Rausch des begeisterten Leidens aufgeflammt,

der bald das seltsame Volk der Westgoten ergreifen und in allen künftigen Wandlungen ein Merkmal des spanischen Geistes bleiben sollte. Es kamen wilde Jahrhunderte, in denen die antike Verskunst fast ganz verloren ging. Nachdem sie am Hofe Karls eine erste Wiedergeburt gewonnen hatte, erlosch zwar ihre Übung im Mittelalter niemals ganz mehr, aber die Langobarden, Franken, Schwaben und Angeln formten die lateinische Sprache und mit ihr die Dichtkunst um: an Stelle der Zeitmaße trat die Betonung der Silben, der Reim bildete sich langsam aus, und aus der Musik erwuchs zunächst die freie, dann die im Doppelchor gebundene Sequenzstrophe. Und im Wandel der Form enthüllte sich der verwandelte Mensch: die Spannung des Geistes ist größer geworden vor den offenen und doch unergründlichen Geheimnissen, Himmel und Erde, Seele und Leib sind weiter voneinander getrennt, und der Kampf zwischen Höhe und Tiefe hat sein furchtbares Spiel in jeder Brust begonnen. Aber noch halten die Mächte einander im Gleichgewicht, und die Gesänge eines Raban, Notker, Petrus Damiani, Hildebert und Abälard sind wohl mit der gewaltigen, türmenden Wucht der romanischen Dome aufgebaut, aber immer von dem ruhigen, feierlichen Ernste durchdrungen, mit dem ihr gurtumspanntes Inneres uns umfängt. In der gotischen Zeit ist der Kampf entschieden, und jauchzend dringen alle Kräfte hinauf in die bevölkerten Himmel, um freilich von dort um so tiefer hinabzufallen, wenn der Aufschwung an der irdischen Last zu früh erlahmt. Zwischen den Polen der höchsten Entzückung und der tiefsten Verzweiflung flutete nun das dichterische Leben durch alle Länder und erzeugte in Paris die schöne leuchtende Fülle des Adam von St. Victor und die geheimnistiefe Symbolik des Philippe de Greve, in Brabant die leidvollen Schilderungen eines Arnulph von Löwen, in England die reife Geistigkeit eines Johann Peckham, in Deutschland den Ton schlichter Frömmigkeit bei Thomas von Kempen, in Italien die gewaltigen Bilder des Thomas von Celano, die gläubige Demut des Thomas von Aquin, die schmerztrunkenen Klagen des Jacopone da Todi und dazu in allen diesen Gebieten eine Reihe herrlicher Gesänge von Dichtern, deren Namen uns so wenig erhalten sind wie die so vieler Baumeister und Maler ihrer Zeit. Denn die Urheberschaft auch der genannten Männer hat uns meist nur ein Zufall aufbewahrt: kaum einer von ihnen seit Ambrosius hatte versucht, sein Werk zum Träger seines Eigenruhmes zu machen, weil es nur zum Ruhme Gottes geschaffen wurde und der Name ihnen nichts bedeutete, wenn nur die Stimme zum Lobe des Höchsten und seiner Heiligen über die der Erde drang. Ja, von vielen Hymnen kennen wir kaum das Land des Ursprungs, und nur zuweilen verrät sich am Inhalt der Stolz des Römers, das Prunkgefühl des Venetianers, das Feuer des Süddeutschen oder der schwärmerische Drang des Franken am Niederrhein. (Friedrich Wolters, Hymnen und Sequenzen, 1914.)

OTFRIED

Im germanisch-heidnischen Altertum erkannten wir die Heimat des Stabreims, auf der romanisch-christlichen Seite des Mittelalters glauben wir den Keim und die natürliche Entwicklung des Endreims gefunden zu haben.

Im Gefolge der geistigen Einwirkungen, welche von der letzteren Seite her in das innere Deutschland und in die nordischen Lande vorschreiten, sehen wir auch den Endreim seine Herrschaft ausdehnen. Seine erste Eroberung über den Grenzen des romanischen Sprachgebiets war demgemäß derjenige Teil von Deutschland, welcher mit dem auf gallischem Boden gegründeten Frankenreiche am frühesten zu kirchlicher und politischer Gemeinschaft verbunden war. Der äußere Verband löste sich zuerst durch den Vertrag von Verdun 843, in welchem die drei Söhne Ludwigs des Frommen die fränkische Monarchie unter sich teilten, und wobei das östliche Frankenreich Ludwig dem Deutschen zufiel. Aber die Keime der neuen Geistesbildung sproßten bereits auf dem deutschen Boden. Dem genannten Könige des fränkischen Ostreichs widmet der alemannische Mönch Otfried das erste, bedeutende Reimwerk, das auf uns gekommen. „Die Franken“, sagt er, „sind nicht minder kühn und verständig, denn Römer und Griechen; sie sind tapfer in Feld und Wald, rasch zu den Waffen; ihr Land ist fett an mannigfacher Frucht; Kupfer, Eisen und Silber gräbt man darin, Gold liest man aus ihrem Sande; sie sind siegreich und gefürchtet über alle Völker, denn sie tun alles mit Gott, sie sind eifrig, sein Wort zu lernen und zu üben; sollen sie nicht auch dessen teilhaft sein, daß in ihrer Zunge Christi Lob gesungen werde, der sie zu seinem Glauben berufen?“ In deutscher, fränkischer Zunge bietet ihnen nun Otfried die Evangelien. Er vergleicht seine Verskunst mit der lateinischen Metrik. „Griechen und Römer“, sagt er, „wissen ihre Schriften so wohl zu fügen, wie Elfenbein, sei es schlichte Prosa oder künstliches Metrum; sie messen die Füße, Länge und Kürze, daß keine Silbe wankt, sie zählen sorgfältig die Zeilen, sie fegen es so rein, wie man Korn sichtet; die heiligen Bücher selbst bearbeiten sie so schön. Warum sollen die Franken nicht auch im Fränkischen Gottes Lob singen? War der Gesang dieser Sprache nie so in Regel gebunden, so wandelt sie doch in schöner Einfachheit; Sorge du nur, daß Gottes Wort schön laute im Verständnis! Zeit und Regel sei deine Predigt selbst, das Metrum halt an deiner Zunge, schöne Verse seien deine Taten, in Gottes Gebot laß deine Füße gehen! Denk und dichte darauf in diesen sechs Zeilen, daß du in der siebenten rasten mögest!“ (Ludwig Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 1865/73.)

LAUTVERSCHIEBUNG

Dem Instinkt, mit welchem der Sprachgeist den Durchbruch des alten Lautdammes vollführte, kann man Bewunderung nicht versagen. Eine Menge von Lauten gerieten aus ihrer Fuge, allein sie wußten immer wieder an andrer Stelle sich folgerichtig zu ordnen und von dem alten Gesetz die neue Anwendung zu finden. Damit behaupte ich keineswegs, daß der Wechsel ohne Nachteil erging, ja, in gewissem Betracht erscheint mir das Lautverschieben als eine Barbarei und Verwilderung, der sich andere ruhigere Völker enthielten, die aber mit dem gewaltigen, das Mittelalter eröffnenden Vorschrift und Freiheitsdrang der Deutschen zusammenhängt, von welchem Europas Umgestaltung ausgehen sollte. Bis in die innersten Laute ihrer Sprache

strebten sie vorwärts, und ich wage sogar die Gunst der dem hochdeutschen Stamme vorzugsweise beschiedenen Herrschaft in Anschlag zu bringen, um daraus den Eintritt der zweiten, gleich unbewußt erfolgenden Lautverschiebung herzuleiten. Bei der Geschichte der Bildung aller Sprachen darf die der Völker selbst niemals außer acht gelassen werden, und es ist leicht wahrzunehmen, daß der Rede geistiger Fortschritt überhaupt abzuweichen scheint von der älteren Sprache leiblicher Vollendung; nicht umsonst sehen wir siegenden und herrschenden Völkern eben den Dialekt einer Sprache eigen, der sich von ihrem früheren Standpunkt am weitesten entfernt hat. Welcher Schaden ihnen daraus hervorgehen mag, sie wissen dafür andern Ersatz zu bereiten. (Jakob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 1848.)

DICHTER DES MITTELALTERS

An der Außenwand des Chores der Neumünsterkirche in Würzburg steht ein neuer Grabstein, den eine weiße Marmorschale schmückt, auf deren Rand gemeißelte Vögel sitzen und Futter picken. Der Stein wurde zum Ersatz eines zerstörten älteren errichtet, welcher bei Menschengedenken noch im Kreuzgange lag und durch vier tief eingehauene Löcher bezeichnet war. Nach einer alten Stiftung sollte den Vögeln täglich Futter in diese Löcher gestreut werden. Allein die Vögel wurden vergessen samt der Stiftung, und der Stein verfiel — er deckte das Grab Walthers von der Vogelweide, des größten deutschen Lyrikers des Mittelalters, der hier gestorben ist. Als Walthers Geburtsort bezeichnet man neuerdings den Vogelweidhof bei Brixen in Tirol, und seit die Tiroler glauben, daß Walther ihr Landsmann sei, haben sie eine ganze Waltherliteratur zutage gefördert und auch nach anderen tirolischen Minnesängern gespürt und eine Menge alter Dichternamen neu ans Licht gezogen. Lebte doch auch Oswald von Wolkenstein, der letzte namhafte Minnesänger, in Tirol und liegt zu Brixen begraben, wo sein schöner alter Grabstein noch heute zu sehen ist.

Im Süden und Westen Deutschlands erschallte der Minnegesang am reichsten und vieltönigsten. Man denke sich eine Linie von Wien über Thüringen bis zum Niederrhein und zur Scheldemündung, vom „minniglichen Hof zu Wien“, wie man im dreizehnten Jahrhundert sagte, über die Wartburg, die Walstatt des Sängerkrieges, bis nach Flandern hinüber. Diese Linie scheidet westwärts das weite Landgebiet ab, in welchem die größte Sangesherrlichkeit der höfischen Literaturperiode herrschte und mit dem Gesang die poesievollste Kultur des Rittertums. Hier reichte im äußersten Westen der deutsche Sänger dem französischen Trouvère die Hand. Auf den nord- und ostdeutschen Burgen aber war es weit stiller, „als einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang“.

Nicht weit von Ansbach liegt ein kleines Landstädtchen, im Innern heute fast wie ein Dorf anzuschauen. Aber die aus starken Quadern gefugten Reste alter Türme und Mauern und eine stattliche gotische Kirche am Marktplatz bezeugen, daß der Ort einst ein bedeutender war. Auf dem Markte steht ein

monumentaler Brunnen, an welchem Schwäne Wasser speien; er trägt die Inschrift:

„Das Wasser gibt den Pflanzen Saft,
Das Wasser mehrt der Tiere Kraft,
Das Wasser wascht die Seele rein,
Daß kein Engel im Himmel mag lichter sein.“

Ein sangeskundiger König — Maximilian II. von Bayern — hat diesen Brunnen errichten lassen; die Verse sind aus dem Parzifal, und das Städtchen ist Eschenbach, die Geburtsstätte Wolframs von Eschenbach, des größten deutschen Epikers im Mittelalter. Er war, wie er selber sagt, ein Bayer — Eschenbach lag im bayerischen Nordgau, hart an der Grenze Frankens. Von den beiden andern großen Epikern, welche Wolfram zunächststehen, Hartmann von der Aue und Gottfried von Straßburg, stammte der erste aus Schwaben, und seine Wiege stand nicht weit vom Hohenzollern und Hohenstaufen (Reichenau), und der zweite, wie schon sein Name besagt, aus Alemannien. Wir könnten noch den Franken Konrad von Würzburg, den Alemannen Rudolf von Hohenems und andere hinzufügen; allein wenn wir auch den Kreis literarhistorisch bekannter Namen erweiterten, dann kämen wir doch nicht weit über den Westen Süddeutschlands hinaus, wo der schwäbische, bayerische und fränkische Stamm aneinandergrenzen, und wo das Gebiet der oberen Donau dem oberen Rheingebiet so nahe rückt: hier war die eigentliche Heimstätte der ritterlichen Epik. (Wilhelm Heinrich Riehl, Nord und Süd in der deutschen Kultur, 1885.)

DIE TROUBADOURS

Frankreich, im Herzen Europas liegend, hatte frühe schon auch des Herzens Dienst versehen, es hatte zum Chorführer in dem Feiertanz der neueren Zeiten sich erhoben. Geschieden noch in eine Reihe selbständiger Provinzen, deren jede ihrem eignen Genius folgte und nicht geschmiedet war an gleiches Maß und Gewicht einer herrschenden Verfassung, hatte es mit allen Völkern dadurch Berührungspunkte; der rege Trieb, der von ihm ausging, verbreitete sich daher über die andern hin, und es faßte schnell wieder die Impulse auf, die von außen ihm geboten wurden. Die lateinische Sprache, in den früheren Zeiten als allgemeine Sprache herrschend, beförderte dabei unendlich diesen wechselseitigen Verkehr, und an ihr kristallisierten sich dann späterhin die einzelnen Idiome, jedes in dem Geiste des bildenden Volkes, an, die daher alle von ihrer Gründung her in diesem Medium zusammenhingen. So gestaltete sich zunächst in jenem schönen Südlände, das im ältesten Altertum, wo Griechenland im vollen Sonnenschein der Poesie und aller Künste stand, an der Dämmerungsgrenze lag und schon an einem Reflexe des Lichtes sich erquickte, als noch der ganze Norden in tiefem Dunkel begraben war, die romantische provençalische Sprache, und gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, da eben das barbarische Heldenzeitalter für diese Ritter, die zum

Teil aus griechischem Blute entsprossen waren, zu Ende ging, sangen die Troubadours, jene wunderbar begeisterte Generation, der die Natur selbst, wie den Singvögeln, die Gabe des Gesanges verliehen, und die himmeln sich schwingend in den geklärten Äther, zuerst die kommende neue Zeit mit ihrem Morgengesang begrüßten. Wilhelm Graf von Poitou führte den Reigen, nachdem eine Menge minder berühmter Künstler vorangegangen, und es folgte nun ein Drängen und ein feierlicher Zug aus allen Ständen; Priester, Laien, Könige, Herzöge, Ritter, Frauen, alles stimmte in den Dithyrambus ein: als hätte ein Zauberstab das ganze Geschlecht berührt, alle fuhren in schöner Begeisterung auf, und die Chöre zogen jubelnd, den Thyrsus schwingend, zwei Jahrhunderte lang durch die Wälder, Burgen, Städte, und alle Echos waren wach geworden, und alle Stummen der Erde hatten ihre Sprache gefunden, und es war ein Wogen und ein Rauschen und ein Schlagen der Gesangeswellen, als hätte ein harmonischer Tonstrom die Zeit ergriffen. Es brach das Zarte durch die Roheit, und die Liebe durch den Sinnestrieb, und die Religion durch die Weltlichkeit und des Lebens Überfülle; in freier Ungebundenheit spielte der Witz sein frivoles Spiel, und alle die Richtungen schossen durcheinander, wie beim Teppichwirken das Weberschiff durch die aufgezogenen Fäden fährt; die bunten Bilder aber, die sich wirkten, fielen auf die Erde und wurzelten in ihr und wurden neue, phantastisch seltsam zusammengesetzte Blumen. Was so im Übermute der Begeisterung und im freudigen Lebensrausche sich gebildet, das faßten die Herolde der Dichtkunst auf, und die Conteurs zogen im Land um und deklamierten die Gedichte, und die Jongleurs stellten sie mimisch und dramatisch dar, die Menetriers aber statteten sie mit dem Zauber der Tonkunst aus. In der Poesie aber hatte sich aller Unterschied der Stände ausgeglichen; die Liebe schlug wie Himmelsblitz aus der Höhe in die Tiefe nieder und zog sich wie ein Erdenblitz aus den Tiefen funkelnd, sprühend, schimmernd an den erhabenen Gegenständen hinauf, und die Schönheit im Geschlechte fühlte sich eng mit der Schönheit in der Kunst befreundet, und ein Kranz der Freude und der Fröhlichkeit schlang sich um den Sänger und seines Herzens Liebe her. Auch die Poesie daher war wieder dankbar und ergeben dem Geschlechte; gern mochte sie der Schönheit, als der höchsten Instanz in Geschmack und Angelegenheiten der Liebe, huldigen, und so traten denn die Minnegerichte in der Zeit hervor; und es waren nicht Pedanten, die in kritischen Blättern die Kunstgebilde mit plumper Faust zerpfückten, zarten Händen war die Pflege anvertraut, und was aus warmem innerem Leben hervorgequollen war, fand auch wieder warmes Leben außen vor, von dem es freudig aufgenommen und geborgen wurde. So hatte die Sirene der neuen Zeit in diesem Land begonnen, und ob den Tönen erwachten nun auch die Sirenen, die rund umher in den andern Gebirgen schliefen; sie fielen in die Akkorde ein, und schwellend erhoben sich die Gesänge und fluteten, immer weitere Kreise schlagend, über den ganzen Weltteil hin. (Joseph von Görres, Die teutschen Volksbücher, Nachwort, 1807.)

GEIST UND FORM DER MINNEDICHTUNG

Wir müssen annehmen, daß der Sinn für die Poesie in jener Zeit ebenso innig als empfänglich und vielumfassend war; jeder dieser Gegenstände bildete eine eigene poetische Welt um sich, ohne eine andere stören zu wollen, und alte Tradition, Liebe und Religion vereinigten die verschiedensten Gemüter zu einem Interesse. Der Ritterstand verband damals alle Nationen in Europa, die Ritter reisten aus dem fernsten Norden bis nach Spanien und Italien, die Kreuzzüge machten diesen Bund noch enger und veranlaßten ein wunderbares Verhältnis zwischen dem Orient und dem Abendlande, vom Norden sowie vom Morgen her kamen Sagen, die sich mit den einheimischen vermischten, große Kriegsbegebenheiten, prächtige Hofhaltungen, Fürsten und Kaiser, welche der Dichtkunst gewogen waren, eine triumphierende Kirche, die Helden kanonisierte, alle diese günstigen Umstände vereinigten sich, um dem freien unabhängigen Adel und den wohlhabenden Bürgern ein glänzendes Leben zu erschaffen, in welchem sich die erwachte Sehnsucht ungezwungen und freiwillig mit der Poesie vermählte, um klarer und reiner die umgebende Wirklichkeit in ihr abgespiegelt zu erkennen. Gläubige sangen vom Glauben und seinen Wundern, Liebende von der Liebe, Ritter beschrieben ritterliche Taten und Kämpfe, und liebende, gläubige Ritter waren ihre vorzüglichsten Zuhörer. Der Frühling, die Schönheit, die Sehnsucht, die Fröhlichkeit waren die Gegenstände, welche nie ermüden konnten, große Waffentaten und Zweikämpfe mußten alle Hörer hinreißen, um so mehr, je unglaublicher und umständlicher sie geschildert waren, und wie die Pfeiler und die Wölbung der Kirche die Gemeinde umfingen, so umgab die Religion als das Höchste die Dichtung und die Wirklichkeit, unter der sich alle Herzen in gleicher Liebe demütigten. Die Dichtkunst war kein Kampf gegen etwas, kein Beweis, kein Streit für etwas, sie setzte in schöner Unschuld den Glauben an das voraus, was sie besingen wollte, daher ihre ungesuchte, einfältige Sprache in dieser Zeit, dieses reizende Tändeln, diese ewige Lust am Frühling, seinen Blumen und seinem Glanz, das Lob der schönen Frauen und die Klagen über ihre Härte, oder die Freude über vergoltene Liebe. Kein Gedanke, kein Ausdruck ist gesucht, jedes Wort steht nur um sein selbst willen da, aus eigener Lust, und die höchste Künstlichkeit und Zier zeigt sich am liebsten als Unbefangenheit oder kindlicher Scherz mit den Tönen und Reimen.

So wie der Gegenstand der epischen Gedichte sehr mannigfaltig war, so findet man eben auch unter den lyrischen, neben den Gedichten der Sehnsucht und Liebe, Gebete und Lieder religiösen Inhalts, sowie moralische Betrachtungen oder Einfälle, die sich auf die Zeitumstände beziehen, ja, die Dichter verschmähen es nicht, Vorfälle aus dem gemeinen Leben darzustellen, komische Begebenheiten zu singen, oder unanständige Scherze und Zweideutigkeiten in Reimen zu sagen. Doch geschieht dieses mehr in der letztern Zeit, so wie sich auch in dieser die moralischen Gedichte vermehren.

Diese Freiheit des Gemütes, diese schöne Willkürlichkeit, welche sich nicht ausschließlich und mit ängstlichem Vorurteil an einen Gegenstand heftet und sich dadurch unfähig macht, andere zu genießen und zu verstehen, zeigt sich allent-

halben. So ist die Sprache, welche die Dichter in diesem Zeitalter brauchen, eine ungebundene, ganz freie, die sich alle Wendungen, Tautologien und Abkürzungen erlaubt; manche Worte wechseln fast durch alle Vokale, und e, o und a sind fast immer gleichgültig angehängte Buchstaben und Silben, sowie unterdrückte, sind gleich sehr erlaubt, um den Vers härter oder wohlklingender, weicher und schmachtender zu machen. Diese große Allgemeinheit und Freiheit ist vielleicht der Charakter der deutschen Sprache, es ist noch niemals gelungen, sie auf die Weise festzustellen, wie dies mit allen übrigen europäischen Sprachen der Fall gewesen ist, sie geht immer wieder in ihre alte Wurzel zurück und erinnert sich ihres ehemaligen Geistes.

Die größte Mannigfaltigkeit entdeckt man in den Liedern der Minnesinger, selbst beim flüchtigsten Anblick, in Hinsicht der Silbenmaße, die größte Verschiedenheit der Strophen, die verschiedenste Anwendung des Reimes. Es ist kein Dichter, selbst bis auf die spätern, der nicht, wie er seinen eigenen Ausdruck, seine eigene Sprache hat, auch eine neue Form suchte, in welcher er sich ausdrückt. Keine Autorität, keine Regel hatte hierüber etwas Bestimmtes festgesetzt, sondern jeder Sinn folgte seinem Antriebe, nach dem er sich zur Künstlichkeit oder Simplizität neigte und also seinen Gegenstand prächtig und auffallend für das Ohr machen oder sich zierlich und gewandt zeigen und die Zärtlichkeit und Sehnsucht auch durch den Fall der Reime lieblich und seufzend zu erkennen geben wollte. So hat jeder Dichter sein Silbenmaß, welchem er am liebsten folgt, ja, er sucht fast in jedem Liede eine Veränderung, welche den Gegenstand deutlicher heraushebt. Darüber haben die meisten dieser Gedichte eine so liebliche Art gewonnen, daß man das Notwendige und Zufällige daran nicht mehr unterscheiden kann, sondern daß die Form und der Gegenstand gerade so und nicht anders unzertrennlich zusammengehören. So finden wir einfache Lieder und Gedichte, andere, welche künstliche und vollständige Kanzonen sind, andere, welche an die Stanze und an das Sonett erinnern, manche sind aber von einer so zarten Künstlichkeit und so original, daß sich nichts anderes mit ihnen vergleichen läßt. Gewiß zeigt sich in keinen andern Gedichten die Natur und Absicht des Reims so vollständig als in diesen. Sowie man hier eine sichere und gebildete Hand im Gebrauch desselben fast allenthalben erkennt, so wird dem Leser fast immer auch zugleich die Entstehung dieses Wohlklanges, welcher die ganze neuere Poesie gestimmt und beseelt hat, deutlich. Es ist nichts weniger als Trieb zur Künstlichkeit oder zu Schwierigkeiten, welche den Reim zuerst in die Poesie eingeführt hat, sondern die Liebe zum Ton und Klang, das Gefühl, daß die ähnlich lautenden Worte in deutlicher oder geheimnisvoller Verwandtschaft stehen müssen, das Bestreben, die Poesie in Musik, in etwas Bestimmtes-Unbestimmtes zu verwandeln. Dem reimenden Dichter verschwindet das Maß der Längen und Kürzen gänzlich, er fügt nach seinem Bestreben, welches den Wohllaut im gleichförmigen Zusammenhang der Wörter sucht, die einzelnen Laute zusammen, unbekümmert um die Prosodie der Alten, er vermischt Längen und Kürzen um so lieber willkürlich, damit er sich umsomehr dem Ideal einer rein musikalischen Zusammensetzung annähert. Eine unerklärliche Liebe zu den Tönen ist es, die seinen Sinn

regiert, eine Sehnsucht, die Laute, die in der Sprache einzeln und unverbunden stehen, näher zu bringen, damit sie ihre Verwandtschaft erkennen und sich gleichsam in Liebe vermählen. Ein gereimtes Gedicht ist dann ein eng verbundenes Ganzes, in welchem die gereimten Worte getrennt oder näher gebracht, durch längere oder kürzere Verse auseinander gehalten, sich unmittelbar in Liebe erkennen, oder sich irrend suchen, oder aus weiter Ferne nur mit der Sehnsucht zueinander hinüberreichen; andere springen sich entgegen, wie sich selbst überraschend, andere kommen einfach mit dem schlichsten und nächsten Reim unmittelbar in aller Treuherzigkeit entgegen. In diesem lieblichen labyrinthischen Wesen von Fragen und Antworten, von Symmetrie, freundlichem Widerhall und einem zarten Schwung und Tanz mannigfaltiger Laute schwebt die Seele des Gedichts, wie in einem klaren, durchsichtigen Körper, die alle Teile regiert und bewegt, und weil sie so zart und geistig ist, beinahe über die Schönheit des Körpers vergessen wird. (Ludwig Tieck, Kritische Schriften I, 1848.)

DIE MANESSISCHE HANDSCHRIFT

Die Manessen hatten stark die Partei des Volkes gehalten, ein (anderer) Chorberr aus diesem Hause verlor in dem nächtlichen Aufstande der verjagten Räte das Leben. Wir finden von dieser Familie schon 1111 einen Ritter unter den Räten der Stadt, und sie blüheten in Zürich bis nahe zum sechzehnten Jahrhundert.

Unser Rüdiger Maneß der Alte mag schon um den Eingang des vierzehnten Jahrhunderts auf den ruhmwürdigen Einfall gekommen sein, daß er die Oden und Lieder der besten Poeten seines Weltalters aus allen Ecken Deutschlands sammeln wollte, und die Mutmaßung, die jemand vorne in den Kodex geschrieben hat, wird wohl richtig sein: Codex scriptus circa annum MCCC. Er war in seinen Nachsuchungen recht glücklich und brachte eine solche Menge Lieder zusammen, welche mit dem Vorrat, den Frankreich, vornehmlich die Provence, an dergleichen hatte, in Vergleichung kommen konnte. Er hatte mit den vornehmsten Prälaten, Grafen und Freiherren hiesiger Gegenden vertraulichen Umgang, welche ihm den Zugang in die entferntesten Örter, wo Lieder waren, eröffnen konnten. Die Freunde der Poesie hielten in seinem Hause eine Art akademischer Versammlungen, in welchen sie die Lieder und Gedichte der schwäbischen Poeten, die er in seinem Vorrat hatte, mit kritischer Sorgfalt lasen und beurteilten. Der Kanonikus, sein Sohn, arbeitete mit dem Geschmacke und dem Eifer des Vaters an der Fortsetzung und Vermehrung dieser Sammlung. Beide waren mit einer ungemeynen Liebe zur Poesie eingenommen, und beide hatten eine großmütige Sorge für die Ehre des weiblichen Geschlechtes, die machte, daß sie vornehmlich bedacht waren, die Lieder, welche das Lob der Frauenspersonen zum Inhalte hatten, vor dem Untergange zu bewahren. Johans Hadlaub, einer von den Sängern, welche ihre Sammlung in sich fasset, ein Züricher und ihr Lieb-ling, hat ein paar Strophen auf die beiden Manessen, seine Guttäter, geschrieben, in welchen alle diese Nachrichten enthalten sind; ohne diesen Poeten

wäre nur die schöne Tat, die Frucht ihres Fleißes, aber nicht der Name (die Namen) der wackern Männer, die sie verrichtet haben, auf unsere Zeiten gekommen. — Wir haben hundertundvierzig verschiedene Dichter bekommen, welche sie aufgebracht haben, und von nicht wenigen derselben sind über zweihundert Strophen da. Nach einer flüchtigen Rechnung mag das Buch wenigstens sechstausend Strophen in sich fassen. Die Handschrift hat nicht mehr als zwei verschiedene Hände, wir vermuten stark, daß sie von ihrer eigenen Hand und vornehmlich des Chorherrn sei. Die große Pracht, die an das Werk gewandt ist, machet es glaubwürdig. Es ist auf feines Pergament geschrieben, welches das Format von dem sogenannten Großfolio hat. Die Kolumnen sind ordentlich gespalten, und die Zeilen mit dem Lineal abgemessen. Es ist ein netter, vollkommener und geschickter Buchstabe. Es gibt nur wenige Lituren oder an dem Rande gezeichnete Verbesserungen. Die Abkürzungen der Schrift sind die damals gewöhnlichen und derselben nicht viele. Die Farbe des Buchstabens hat sich so wohl erhalten, daß sie nur an wenigen Stellen etwas verblichen ist. Vor jedem Poeten sind Gemälde angebracht, die das Werk für die Zeiten, in welchen es verfertigt ward, besonders kostbar machen. Die Zeichnung ist zwar nach der geringen Kunst desselben Weltalters schlecht genug, aber das Kolorit ist überaus hoch und lebhaft. Das Gold ist daran nicht gespart worden. Über jedes Gemälde war ein Vorhang von Taft von roter, gelber, oder anderer Farbe gezogen, deren itzo noch etliche vorhanden sind. Die Vorstellungen in jenen zielen auf irgendeine besondere Neigung des Poeten, auf seine Liebe zum Jagen, zum Reigerbeizen, zum Reuten, zum Turnieren, zur Poesie — oder sie enthalten eine von seinen Geschichten, womit er sich im Felde gefürchtet oder beim Frauenzimmer beliebt gemacht hat. Bei den meisten sind Schild und Helm sehr genau nach dem Blason vorgestellt. Überhaupt sind sie in Absicht auf die Waffen, die Kleidung, die Kriegszurüstungen sehr merkwürdig; sie geben von vielen dergleichen Stücken ganz bestimmte Begriffe, die man aus der Beschreibung der Poeten und der Geschichtsschreiber nicht so deutlich bekommt. Jede Strophe wird a Linea mit einem Versalbuchstaben angefangen, aber die Verse selbst sind nicht in Zeilen abgesetzt, sondern werden von einer Linie in die andere fortgeführt und nur hinter jede Reimsilbe ein Punkt gesetzt. Vom andern Unterscheidungszeichen weiß der Kodex nichts. An dem Haupte des Buches stehet von der Hand des ersten Schreibers ein genaues Verzeichnis der Poeten, die darin begriffen sind nach der Ordnung, in welcher sie vorkommen. Am Ende der Liste heißt es: Die hie gesungen hant un ze male sind ir C und XXXVIII. Es muß noch einer hinzugekommen sein, denn wir haben hundertundvierzig. Wir haben gefunden, daß einigemal dieselben Strophen unter zwei verschiedene Namen kommen. Herrn Heinrich von Rugge werden nicht wenige gegeben, die man schon zuvor unter Reinmars des Alten Liedern gesetzt hatte. Teschier hat einige bekommen, die auch unter dem Namen des von der Vogelweide stehen. Eine und dieselbe Strophe stehet unter den Liedern dieses Poeten zweimal. In Grave Werners von Houberg sind die zweite und die fünfte Strophe von einer spätern Hand. (Johann Jakob Bodmer, Sammlung von Minnesingern, 1758.)

DANTE UND PETRARCA

Sprache oder Rede gab der mittelalterlichen Wissenschaft erst der allgesichtige Gesamt Mensch, der kraft seiner Geisteshelle und seiner Seelenglut das All am eigenen Leibe erfuhr und die unzähligen Merkmale zu einer Merkwelt zusammenschaute, die allgemeinen Begriffe mit eigenem Griff zusammenhielt, die leeren Formeln mit seinen lebendigen Formen wandelnd erfüllte: Dante.

Man mag jede Einzelheit der Divina Commedia mit „Nachweisen“ belegen: bei ihm erst wird der Name Gestalt, die Bezeichnung Bild, der Stoff Gehalt, die Beziehung Spannung und das feste System reger Kosmos. Die Ursprünglichkeit seines Sehens und Sagens, aus Fülle des Wesens, nicht die Tiefe der Gedanken oder die Weite des Wissens erhöht ihn über die kenntnisreichsten Sammler und sinnstärksten Grübler des Mittelalters und stellt ihn neben Friedrich II. Der durchdringt die mittelalterlichen Mächte so mit seinem Geist-Willen wie Dante die mittelalterlichen Stoffe mit seiner Geist-Seele. Vielleicht mußte der universale Fürst dem universalen Sänger vorausgehen und noch einmal das mittelalterliche Reich von dieser Welt verwirklichen als Person, eh es im geistigen All sich verklären ließ. Das reale Weltreich geht dem idealen Gottesreich, die sichtbare Tat dem sagbaren Sinn voran wie die Zeugung der Geburt. Nicht immer verkörpern sich Tat und Sinn eines Zeitalters in universalen Menschen: zum Homer und zum Shakespeare kennen wir keinen ebenbürtigen Helden. Den Sinn von Alexanders Tat mag man aus Aristoteles' Werk, den Napoleons aus manchen Schriften Goethes, Byrons, Victor Hugos wiederlesen. Dante ist so sehr der Sänger des letzten Stauferimperiums wie Vergil der des cäsarischen: beide sind nicht nur das, und beide sind es mit verschiedenem Genie, doch mit gleicher weltgeschichtlicher Wirkung. Dantes riesiges Ich hat außer dem Denken und Lesen der Scholastik, dem Blicken und Fühlen der neuen Städte, auch das Tun und Wollen des letzten Kaisers vor sich und in sich. — —

Dante hat den Humanismus geweckt, indem er die mittelalterlichen Gefüge und Massen einheitlich mit dem ursprünglichen Leben seines großen Herzens durchdrang und ihnen dadurch neue Leuchtkraft und Klangkraft gab, Gesicht und Wort. Die Spaltung dieses neuen Gesamtlebensinns in verschiedene Empfänglichkeiten, seine Anwendung auf einzelne Gebiete der geistigen Welt, die dadurch eben erst als solche wahrgenommen, abgegrenzt und bearbeitet wurden: das war die Lust und Mühe seiner Nachfolger, die Aufgabe des Rinascimento. Dantes Person enthielt noch den religiös geschlossenen, das heißt „vollkommenen“ Kosmos der menschlichen Gaben, deren Entfaltung erst den besonderen künstlerischen, wissenschaftlichen, staatlichen, ethischen Sinn zeitigte. Man mißversteht sein Werk, wenn man es nach diesen Einzelkategorien beurteilt. Er ist kein Künstler in dem Sinn wie Giotto oder Masaccio, kein Politiker in dem Sinne wie Machiavelli, kein religiöser Ethiker in dem Sinne wie Savonarola, auch nicht ein uomo universale in dem Sinne wie Leonardo da Vinci, daß er viele Talente verbunden hätte: er ist das einheitliche Wesen, nicht das mannigfaltige .. das allhaltige, nicht das vielseitige .. das runde, nicht das bunte.

Zu der Entfaltung der in Dante beschlossenen Kräfte hat dann weitaus das meiste der Mann gewirkt, der zuerst die gedrungene Fülle in breite und leichte Regsamkeit lockerte: Petrarca, der erste ästhetische und der erste historische Mensch, der Entdecker der alten Geschichte und der neuen Persönlichkeit. Das Christentum, das bei Dante den Kosmos baute und zusammenhielt, löste sich bei ihm in einen seelischen Duft und umwob dünn und läßlich die entzauberten Formen der offenen Erde. Die Antike brach aus dem Bann der Buchstaben oder der Namen in die morgendlich begierigen Sinne eines Lesers, der sie mit eigenem Herzen und mit reichen Erfahrungen auslegen konnte. Und über alledem das geschmeidige Genie der Einfühlung, der Vor- und Nachempfindung, die Unruhe des entfesselten und frei in den aufgebrochenen Raum gestellten Ich, die angeborene Lust der hohen, weiten und weichen Seele an der fernen Großheit und der Schönheit der Nähe, das Wittern, Suchen, Finden, nicht gehemmt durch zähen Willen zum bestimmten Ziel noch durch unbedingten Glauben an Eins, das nottut, rasch jeder erhabenen Aussicht entgegenschwingend, — bei stetiger Scheu vor dem Geheimnis leichtbegeistert und entrüstet, mit tiefem Hang zu bewundern, bei fast weiblicher Neugier und lauter Ehrfurcht voll zutraulichen Selbstgefühls auch vor den gewaltigsten Schatten! So war Petrarca wie kein zweiter berufen, die erstarrten Gestalten der Götter und Helden zu suchen, weil sie fern und fremd lockten . . . zu ehren, weil sie ihn schaurig groß anhauchten . . . zu begreifen, weil sie gestaltig und beredt waren. Daß sie anders waren als seine Umwelt, das erweckte seine Neugier und seine Sehnsucht, denn er empfand sich selber neu und fremd im scholastisch magischen Bereich und ahnte in ihnen ein ihm verwandtes freieres, leichteres, bildsameres Menschtum, eine mächtigere und grandiosere Art. Dadurch geriet in seine Altertumskunde die Schwärmerei für ein vergangenes, unerreichbares und doch ewig erstrebenswertes Ideal. Seine Wiedergeburt der Alten war so von vornherein gefärbt mit einer dem Altertum selbst und dem Mittelalter durchaus fremden Art der historistischen Romantik. Auch das Altertum kannte den manchmal wehmütigen Ahnenkult, das Lob der guten alten Zeit: schon Homer klagt *οἱοι νῦν βῆρωτοι εἶσιν*, doch ihm fehlte dabei einmal der Genuß der Vergangenheit als eines schmerzlichen Reizes, dann das Gefühl einer wesens-andren Weltart: Helden der Vorzeit waren den Alten nur bessere oder stärkere Vertreter ihrer eigenen Gattung, auch kannten sie nicht den Idealismus der Wiedergeburt. Es ist ein christlicher Zug, das Ideal als grundsätzlich unerreichbar zu verehren und dennoch zu erstreben. Dem kirchlichen Mittelalter aber lag das Ideal nicht in der Vergangenheit, sondern in der Ewigkeit, nicht in einer historisch gewesenen Zeit, sondern in einem metaphysisch gegebenen Raum, nicht in menschlichen Vorbildern, sondern in göttlichen Urbildern, nicht in Gebärden und Gestalten, sondern in Gesetzen und Weihen.

Petrarca hat mit dem neuen Formsinn für menschliches Wesen zugleich den neuen Zeitsinn für menschliches Gewesensein erweckt. Die Ästhetik und die Historie hat er gleichzeitig gestiftet und aus derselben Anlage heraus: aus der sehnsuchtsvollen Menschenschau. (Friedrich Gundolf, Cäsar, Geschichte seines Ruhms, 1924.)

DER GREGORIANISCHE CHORAL

Der gregorianische Gesang zeigt seine Einzigkeit zwischen den Zeiten am deutlichsten dadurch, daß er weder mit dem Wort wie der antike, noch gegen das Wort wie der moderne, sondern über dem Wort erklingt, eigentlich selber Wort ist. Er ist an keinen bestimmten Text gebunden und hat auch durchaus keine zeitliche Gliederung, weder antik-wortmäßig, noch gar modern-taktlich, so sehr man versucht hat, derartiges in ihn hineinzuzwängen. Auch ist bei ihm jede Instrumentalbegleitung schlechterdings unmöglich, da gerade nur die menschliche Stimme, die sich dabei selbst noch als Vergrößerung der Stimme reiner Lichtwesen, oberer Klangsphären und ihrer Engelscharen fühlt, geschmeidig und unbeschwert genug ist, um das erdfeindliche, seelenhafte Schwingen auszudrücken. Der Wortsinn des gesungenen Textes ist an sich gleichgültig oder, genauer gesagt, er hat einen von dem Gesange gänzlich getrennten geistigen Stand, während das pneumatische Melos den eben fast Wortcharakter aufweisenden, nur in seinem Tönen erfassbaren Eigenwert verkörpert. Dies tönende Wort hält sich naturgemäß vollkommen innerhalb des antiken Wortraums, zum mindesten was seinen Umfang angeht. An irgendwelchen Willkürlichkeiten oder Sprengungen liegt ihm ja nichts. Auch die innere Raumeinteilung, die nun keinen ethischen Sinn mehr hat, bleibt als Schema der Kirchentöne im Wichtigen unverändert bestehen.

Dies antike Seelenwort war von allen griechischen noch sinnlich verkörperten Mächten die bei weitem am unmittelbarsten auf die Nachwelt wirkende, ja die einzige, deren Atem Augenblick aussetzte. Da ihr Wesen der gemeineuropäische, der katholische Kult und ihr tragender Grund die in der Spätantike geformte und alle neubekehrten Barbaren in sich aufnehmende christliche Lebensgemeinschaft war, so blieb sie in ihren späteren Wandlungen immer ein allgegenwärtiger Hauch, der, vielleicht an irgendeiner Stelle des Körpers aus den besonderen Erdkräften neue Glut empfangend, diese mit fast zeitloser Schnelle dem ganzen Körper mitteilte. Die gesamte europäische Musik ist in diesem Sinne Abwandlung des gregorianischen Chorals, kultisches Tönen der einen Seele in dem einen Körper. Anders wäre auch die europäische Musikentwicklung, wo vom Einfluß eines Gliedes auf das andere zu reden grob und lächerlich ist, gar nicht faßbar. Erst in unseren Tagen hat der Zerfall des europäischen Körpers auch das Ende seiner antiken Klangseele und damit die tiefste kultische Trennung der Trümmer herbeigeführt.

Während im Westen das griechische Wesen seine Dauer in unendlicher Wandelbarkeit bewährte, gab ihm sein eigener Boden die Möglichkeit zu einer ebenso unerhörten Verwirklichung der Dauer durch reines Erhalten. Während im Westen das Pneuma sich bis zur Symphonie Beethovens fortshawang, verblieb es in der byzantinischen Kirche wesenhaft bei der Form, die schon Gregor und Basilios vernommen. Während der byzantinische Staat endlich stürzte, während die Sprache der Ilias zu einem völlig unkenntlichen Barbarenidiom herabsank, und auch fast das letzte Blut der hellenischen Schönheit in den entarteten und vermischten Nachkömmlingen zu versiegen schien, und nunmehr der Geist des Pöbels seinen ungehemmten Einzug auf

dem heiligen Boden hält, läßt die griechische Kirche unverändert die Weisen des vierten Jahrhunderts erschallen, tönt in den engen Klöstern und um die Bilderwände der Kathedralen ungebrochen die Klage um den so noch immer gegenwärtigen Untergang von Hellas, zittert noch im letzten Klange ein ferner Strahlenschimmer von der Sonne Homers. (Erich Wolff und Karl Petersen, Das Schicksal der Musik von der Antike zur Gegenwart, 1923.)

SPÄTGOTISCHE MUSIK

Die flämische Musik ist von vornherein universal, in ihrer Mitte steht der katholische Kult, den sie vom Kern der Messe bis in alle hymnischen Ausstrahlungen mit ihrem Hauche durchdringt. Die mitklingende weltliche Liedsingerei von den ans Mittelalter anknüpfenden Formen bis zum ausgebildeten französischen, in den Nachbarländern mannigfach wirkenden Chanson spielt trotz ihrer gleichfalls außerordentlichen polyphonen Kunst neben der Macht der geistlichen Gesänge nur eine untergeordnete Rolle. Das einzig wesentliche Mittel ist die menschliche Stimme, das in unabgerissener Tradition weiterbrausende organische Melos. Der Gründer der Schule ist Dufay (gest. um 1450), der, an Dunstaple gebildet, als erster die reichen Mittel der Vieltimmigkeit mit vollkommener Meisterschaft entfaltet. In ihm sehen wir besonders die herben und strengen Möglichkeiten dieses Stils verwirklicht. Seine Tonbewegungen scheinen bei aller Kühnheit dem überlieferten Gange noch näher, die herrlich und mächtig zueinander schwingenden Stimmen ahmen sich noch nicht nach, sondern werden nur gelegentlich mit alter kanonischer Schlichtheit aneinander vorübergeführt. Sein Diadoche ist Okeghem, der in langjährigem Wirken in Paris eine ganze, ihn als väterliches Haupt verehrende Schülerschule von großen Meistern auferzog. Er ist der eigentliche klassische Vertreter der niederländischen Musik; das eindrucksvolle Kennzeichen all seiner Werke ist ihre wunderbare Ausgeglichenheit, im Schwunge seiner Stimmen einzig überraschende Kühnheit mit versöhnender Zärte. In ihrem Zusammenführen findet er durch getrenntes Einsetzen der einzelnen Melodieteile und ihre fortwährende gegenseitige Nachahmung in den einzelnen Stimmen unerschöpfliche Mittel, Ruhe und Bewegung auszugleichen. Der Führer des dritten Flors ist Josquin de Près, der die Geheimnisse der Schule mit dem Geheimnis eigenster Genialität erhöht und damit zum größten Meister des christlichen Gesanges und, insofern das antike Singen für uns an keinen Namen gebunden ist, überhaupt zur obersten Figur aller durch Überlieferung mit uns verbundenen Musik wird. Die nach ihm kommenden Meister führen langsam in den zugleich weichen und starren harmonischen Stil über.

Josquin de Près ist, soweit wir sehen, der einzige Meister, der auch als Musiker Renaissancepersönlichkeit wurde. Wir meinen dies weniger in dem äußerlichen Sinne, daß er am Ruhme teilhatte wie die Kondottieri und Humanisten und wie vor ihm wohl kein Einzelmusiker. Dieser Ruhm haftete ganz an seinem Werk und hat uns keinen einzigen lebendigen Zug seines menschlichen Wesens überliefert. Nur mühevoller Forschung ist es gelungen, seinen äußeren

Lauf mit einiger Sicherheit zu verfolgen: flämische Geburt, Leben als Chorsänger und Leiter in Rom, Ferrara, Florenz und am Hofe Ludwigs XII. von Frankreich, dann wohl Rückzug in die Heimat und Tod in der Stille. Wir wissen nur, daß er verhältnismäßig wenig schuf und oft lange Zeit auf die Ausführung eines einzelnen Stückes verwandte. Aber diese unwahrscheinlichen Klanggebilde erheben sich hoch über die doch so fruchtbare Wunderfülle seiner Vorgänger und Zeitgenossen. In ihnen waltet nicht nur die vollendete Meisterschaft in der Entsendung und Leitung der mit weitestem Flügelschwung dahinschwebenden Melismen, nicht nur wallen in seinen Tonfügungen von den einfachsten Folgen bis zu den unerwartetsten und seltensten Klangsprüngen alle Flutungen des christlichen Menschentums in strahlender Verklärung auf und nieder — wir hören in allem noch die heimlichen und dunkel unfaßbaren Klagen einer Seele, der die Gaben einer ganzen Jahrtausendernte so selbstverständlicher Besitz sind, daß sie nichts anderes vermag, als um die ihr versagte Endlichkeit im unendlichen Gesange zu trauern. (Erich Wolff und Carl Petersen, Das Schicksal der Musik von der Antike zur Gegenwart, 1923.)

SINN DES MITTELALTERLICHEN BAUENS

Die künstlerische Fähigkeit, mit der die alten Dome rechneten, ist heute nahezu erloschen. Die Menschen unrerer Zeit pflegen vom Erlebnis alter Räume eben das Räumliche nicht zu behalten. Wenn ein Ganzes zu bleiben scheint, so ist es eine dämmerige Erinnerung aus den Zufällen der Tagesstunde und des Lichtes, aus den farbigen Reflexen der hinzugetretenen Ausstattung: nicht die gebaute Form, sondern ein Gespinst aus ihren Zutaten. Eine lange einseitige Ernährung des Augensinnes hat uns gelehrt, die flüchtigen Zusammenhänge als das Eigentliche zu begreifen, indessen das festere Gefüge des architektonischen Willens sich uns entzieht.

Erst ein bewußtes, geduldiges Aufhorchen, eine nachträgliche und sorgsame Schärfung der Sinne, dringt zu der überwucherten Schönheit des Bauwerkes zurück. In glücklicher Stunde erwacht, wie eine uralte Erinnerung, was den Meistern der Dome das Wesentliche war: in uns selber regt sich die Hebung und Senkung, die Weitung und Verengung des Raumes wie eigene körperliche Spannung und Befreiung, wie ein eigener innerer Atem — der starke Atem eines vergessenen Lebens, eine verlorene Gesundheit, eine urwüchsige erdennähere Lust, ein Stück derben Knabentumes der europäischen Menschheit. Das Bauen der mittelalterlichen Völker war mehr, als was wir bauen nennen. Es war die stärkste Art gehobenen Ausdruckes, die sich an alle wenden konnte. Die Architektur überstieg die Forderungen des praktischen Bedürfnisses um eines allgemeineren Amtes willen. Sie übernahm es, drängende Anliegen, die nach erhabener Form verlangten, vorzutragen. Bauwerke wuchsen, wo heute Musik geschaffen wird. Generationen trugen am Werden des Kunstwerkes, und dieser zu langen Spannungen fähige Wille schuf in der Baukunst Vollendetes, als Malerei und Plastik noch in klösterlicher Enge und dienender Dumpfheit gebunden waren.

Man muß sich freilich hüten, die Germanen des Mittelalters, zumal die Vorgänger der heutigen Deutschen, als innige Schwärmer zu denken, die in mystischem Drange Zeugnis auf Zeugnis einer rasseeignen Frömmigkeit errichtet hätten. So war es gewiß nicht, aber dieses reisige und stämmige Volk trieb allerdings eine geistige Elite aus sich hervor, die den orientalischen Gedanken des Christentums auf ihre Art verstand: die Geistlichkeit. Diese Geistlichkeit aber, ohne Zweifel damals der expansivste, angriffsfroheste, frischeste Teil des Volkes, in allen wirklichen Spitzen durchaus blutvoll und kriegerisch, bewahrte eben jene einzige Aufgabe, an der die Formkraft der Nation sich bildete, den einen, immer wieder zu errichtenden Raum, den die Vornehmheit eines geistigen Zweckes über jeden Nutzbau erhob. (Wilhelm Pinder, Deutsche Dome des Mittelalters, 1924.)

DIE CHRISTLICHE KUNST AM RHEIN

Zwölfhundert Jahre waren vergangen, seit Ausonius von den Reizen der Mosel und Kölns goldenen Tempeln gesungen hatte, ein Halbjahrtausend stürmischer Wanderung, grausamer Kriege, wilder Zerstörung war auf den Schwanengesang des Römers gefolgt, dann hatten die Deutschen den Rhein umwehrt und sieben Jahrhunderte lang zwischen Maas und Main sein Land geschützt, und leicht vernarbten ihm die Wunden der kurzen Bruderfehden. Wie der Garten des Paradieses strahlte es damals auf, Erstaunen ergriff die Fremden, die seine Städte und Auen sahen, seine Bürger wohnten, wie die Italiener meinten, in schöneren Häusern als ihre heimatlichen Fürsten in Palästen, in Fülle gediehen Korn, Obst und Wein, alle Gewerke standen in gleichmäßigem Flor, die Händler aller Welt verkehrten hier, schöne Sitte und hohes Wissen blühten auf, und die Künste fanden auf altem Grund in der Einheit christlichen Antriebs den eignen rheinischen Wuchs. Wer kennt nicht den Prachtklang von Blau, Rot und Grün in den Kirchenfenstern am Rhein; das Zauberspiel von Himmelsschönheit und irdischem Glück auf den Bildern Kölnischer Madonnen, das triumphierende Licht um den siegenden Erlöser wie das furchtbare Grauen um den sterbenden Dulder und die unvergleichlichen Bildnisse deutscher Männlichkeit? Meister Wilhelm, Stefan Lochner, Mathias Grünewald, Martin Schongauer sind nur die hellsten und düstersten, Eyck und Holbein die strahlendsten unter den großen Namen. Und wieviel Namenlose stehen in diesen und anderen bildenden Künsten ihnen zur Seite, welche längst verklungene, nur in der Entwicklung noch wirkende Tongebilde voll Kraft und Schönheit schufen die großen Kirchenmusiker einst zwischen Maas und Rhein! So sehr sie in Mittel und Wert geschieden waren: sie alle schufen in einem Geiste, und lange verband als umfassendster Bau das Gotteshaus die Werke der Meister und Stifter. Wie ein Phönix tauchte die Baukunst am Rhein unter Karl dem Großen aus der Asche des Römerreiches, und ratlos würde unser Begreifen vor der neuen Erscheinung stehen, kännten wir nicht aus den Waffen und Luren, Schmuckstücken der Frauen und anderen Resten die künstlerische Begabung der frühen Germanen. Zwei Formen strahlten vom Niederrhein auf einmal aus:

der Rundbau der Hofkirche, die vom antiken Zentralbau bedingt, aber mit ihrer Verbindung von Kuppel und gewölbtem Obergeschoß eine eigene Findung des Rheines ist, der Kreuzbau der Stifts- und Pfarrkirche, die von der altchristlichen Basilika bedingt ist, aber in der neuen Verbindung von Langhaus und Querhaus, Krypta und Chorschmuck die Grundgestalt für den Kirchenbau des nächsten Jahrtausends wurde. So tritt uns auch hier am Beginn unserer Baukunst die rheinische Dreieinheit von Antike, Christen- und Germanentum deutlich entgegen, und im wechselnden Widerspiel der beiden Grundgestalten, des mittegeordneten Münsters und der langgeordneten Basilika, drückt sich der fruchtbare Kampf der ursprünglichen Kräfte in den kommenden Zeiten auf immer neue, doch immer heimatlicher werdende Weise aus: eine getrennte Lösung findend in St. Gereon, den erhabensten und erschüttertesten Eindruck der Einheit in Maria-im-Kapitol und bald offener, bald verdeckter weiterwirkend in den Doppelchören, in den um den Vierungsturm fast kreisgestellten Flankentürmen unsrer romanischen Dome in Kloster und Stadt. Ununterbrochen bauten die Kaiser- und Adels-, Mönchs- und Bürgergeschlechter an diesem steinernen Loblied Gottes am Rheine weiter, und bald ging der Zug von Nord nach Süd und West nach Ost, wie unter den Karlen und Ottonen, bald von Süd nach Nord und nach allen Seiten, wie unter den Saliern und Staufern, als der Mittel- und Südrhein Träger unserer Größe, und der Dom von Speier die führende Mitte der abendländischen Baukunst wurde: er wie Mainz und Worms, Maria Laach und Limburg und unzählige andre das gewaltigste Zeugnis gebend von der gebändigten Spannkraft des deutschen Geistes, von der glücklichen Verbindung früher strenger Herbheit mit der Lust am heiteren Schmuck und stolzen Prunk, dem Merkmal rheinischer Landschaft und rheinischen Volkes. Wohl waren im Vergleich zur Antike die Spannungen des Geistes vor den offenen und unergründlichen Geheimnissen größer geworden, Himmel und Erde, Seele und Leib weiter voneinander getrennt, und der Kampf zwischen Höhe und Tiefe, Gnade und Schuld, Verzicht und Lust hatte sein furchtbares Spiel in jeder Brust begonnen. Aber noch hielten die Mächte einander im Gleichgewicht, und die türmende Wucht der romanischen Dome bildete mit dem gutrumspannten Innern eine sichere leibliche Einheit von ruhigem feierlichem Adel. Als dann der gotische Formwille im nördlichen, fränkisch besiedelten Gallien zur Reife gedieh und mit seinen weitgespannten Rippen- gewölben, den hochaufschießenden Wahrzeichen seiner Türme dem Geist der erstarkenden Bürgergeschlechter gemäßen Ausdruck lieh, als aber in ihm auch die letzte fast verschwebende Himmelssehnsucht des Jenseitglaubens Gestalt erhielt und die festen leibhaften Mauern zu sprengen drohte, sträubte sich gerade das Rheinland lange gegen die neue französische Weise, die seine Sonderart brechen wollte. Von Elsaß bis Holland blieb die wuchtige Schwere auch unter den schwebenden Formen des Rippen- gewölbes noch lange herrschend, und als dann endlich zwei große Meister, Erwin in Straßburg und Gerhard in Köln, der neuen Baukunst zum Siege verhalfen, schnitten sie doch nach Übernahme der fremden Weise fast schroff den westlichen Einstrom ab, gestalteten das westfränkische Gut im heimatlichen Geiste um und

lehrten die Bayern und Schwaben, Mittelfranken und Sachsen an den rheinischen Domen gotisch bauen und von hier die heimisch gewordene Kunst in die deutschen Lande tragen. (Friedrich Wolters und Walter Elze, Stimmen des Rheines, 1923.)

HOHE GOTIK

Wenn eine Religion die Blüte ihrer Entwicklung erreicht hat, so verkörpert sie sich gleichsam in den Bauwerken, die sie hervorruft. Diese sind das Gepräge des Grundgedankens, der in ihr waltet, das Siegel der ihr innewohnenden, schöpferischen Kraft. Jene alten Riesentempel Indiens sind der Ausdruck des Dienstes, der der gewaltigen Macht der Natur dargebracht ward, in ihren aufgetürmten und doch nach Regel und Ordnung gefügten Felsenmassen gleichsam eine Andeutung der Kräfte, die wir bei dem wundervollen Bau der Erde zu Dasein und Wirken gerufen uns denken. Sie sind kolossal wie der Umfang ihrer Vedas, unermesslich wie die elfhundert Schulen der Auslegung dieser heiligen Bücher, fabelhaft, wie die Sagen von der Fruchtbarkeit des Landes. Die mächtigen Säulenhallen des alten Ägyptens mit den Sphinxen, die in schweigsamer Ruhe zwischen den riesenhaften Schäften lagern, beide in einfacher, ernster Ordnung, sind das Symbol jenes stäten, gleichförmigen, unabänderlichen Laufes der Gestirne, dessen Beobachtung das Geschäft, dessen Kenntniss das Geheimnis der Priester, dessen Verehrung Gegenstand des allgemeinen Dienstes war. In des späteren Griechenlands Tempeln, hinausragend in die grünen Wogen des Meeres, oder auf Bergeshöhe umspielt von linden Lüften, bergend das zur vollendeten Göttergestalt veredelte Menschenbild, trat wieder der Dienst vor Augen, den dieses Volk der Manneskraft, dem jungfräulichen Liebreiz, der städteordnenden Weisheit, dem heitern Gesangenspiel, jedwedem so körperlich als geistig hohem Vorzug in frohen Festlichkeiten darbrachte. Salomos Tempel faßte mit Marmor und Gold in eine für ganz Israel schaubare Schrift jene auf Sinai gegebene Erklärung: „Israel, der Herr dein Gott ist ein einziger Gott!“ und rief durch jene geheimnisvolle Verhüllung die Warnung ins Andenken: „Du sollst dir kein Bildnis machen“; so wie, daß selbst gereinigt, nur von Ferne der Erdgeborne zu dem Unnahbaren hinzutreten dürfe.

Aber weder Indiens und Ägyptens Tempel, noch der Griechen heitere Götterhallen, noch Salomos Wunderbau fallen in die Anfänge des religiösen Dienstes, dem diese verschiedenartigen Werke geweiht waren. Derselbe mußte vorerst über die Menschen Macht gewonnen, ihre höhere Anschauung durchdrungen, ihr geistiges Wesen befruchtet, ihren Willen sich fügsam gemacht, ihre Kunstfertigkeit hervorgerufen haben, bevor zu Solchem der Gedanke in ihnen geweckt, die Tüchtigkeit herangebildet, der Entschluß gereift werden konnte. Dann ward derselbe das zeugende Element, das solchen Schöpfungen das Dasein verlieh, und zugleich der Mittelpunkt, der die geistigen Fähigkeiten, die künstlerische Gewandtheit, die körperlichen Kräfte, die zeitlichen Mittel, der Priester, des Fürsten und des Volkes Willen zu dem Einen und gemeinsamen Zwecke auf sich vereinigte und zur möglichst vollendeten Gestaltung

förderte, was zuvor vielleicht unmöglich geschienen, worüber man nachwärts die Frage aufwerfen möchte: wo denn hiezu die allseitigen Mittel hergenommen worden?

Dasselbe fand bei der christlichen Baukunst statt, die wir wohl in ihren Anfängen und allsolange sie noch im Ringen nach der Vollendung begriffen war, nach Reichen oder Völkern benennen mögen; für die wir aber, sobald sie Träger und Abbild des zur Alles durchdringenden Lebenskraft entfalteten Glaubens geworden, mit Recht keinen andern Namen mehr als den der christlichen angemessen finden dürften. Denn was auf geistigem Gebiete der Glaube nach der einen Richtung zum Bewußtsein bringen, nach der anderen als obersten Zweck der Lebensaufgabe erfassen wollte: die Erkenntnis eines über allem waltenden, durch eine unendliche Fülle von Mittelgliedern aber jedem zu aller Zeit und allerwärts nahestehenden Vaters der Barmherzigkeit; dann der Sieg des Geistes über die Materie — das sollte durch diese Bauwerke dem Auge zur Anschauung gebracht, sie sollten die sichtbaren Symbole jener großen Grundwahrheiten werden. Dachte sich der Glaube die Erlösung, dem Raume nach auf dem Mittelpunkt der Erde, der Zeit nach in deren Fülle geschehen, wollte der Geschichtsschreiber zur allgemeinen, der Einzelne wenigstens zu eigener Anerkennung bringen, daß in allen Begebnissen, in Erhofftem und Unerwartetem, in Erfreuendem und Betrübendem, die zahllosen Fäden der göttlichen Gnade stets an jeden Einzelnen auslaufen, so führen diese Bauwerke mitten in die große, alles umfassende Heilsanstalt hinein und zeigen in der unermesslichen Fülle ihrer Einzelheiten deren stets fortlaufende und vielartige Vermittlung durch den Menschen und für den Menschen. Wie sodann das christliche Menschengeschlecht in dem Ringen um den Sieg des Geistes über die Materie in seiner Gesamtheit dem Ziele nie nähergekommen ist, als in dieser Zeit; wie ein Zug, von der Welt sich loszusagen, der Beschauung sich zu weihen, in Entbehrungen bis an den äußersten Saum des Möglichen zu gehen, zeitlicher Habe seines Heils wegen sich zu entschlagen, das Leben für ein immaterielles Gut einzusetzen, allgemeiner eingreifend durch dasselbe niemals ergangen ist; so möchten wir sagen, habe eben dieser Zug in den Bauwerken sich verkörpert, daß sie leicht, hell und schlank und dennoch unerschütterlich fest hinansteigen, anbei von materiellen Mitteln nur das Unentbehrliche sich aneignen; somit der Geist auch hier die Massen bewältigt, über die Materie den Sieg errungen hat, daß desto freier und ungehemmter er walte, hinauf zu der Quelle desselben. Dann wieder dieser unübersehbare Reichtum besonderer Gestaltungen, jede scheinbar in abgeschlossenem Bestehen eine eigene Bestimmung erfüllend, alle aber durch Maß und Ordnung und ein Gesetz und einen Zweck unter sich und dem Ganzen verbunden; gleichwie die Kirche ihre tausend und tausend Glieder auf mancherlei Lebensbahnen und unter verschiedenartiger Lebensäußerung durch einen Glauben und einen Geist und ein Gesetz der Liebe zum großen lebendigen Gottestempel vereinen will. (Friedrich von Hurter, Geschichte Papst Innocenz' III., 1842.)

DIE BAUHÜTTEN

Wie auf allen anderen Lebensgebieten, so bildeten sich, dem Wesen des deutschen Volkes gemäß, auch in der Kunst Genossenschaften aus, welche die Träger aller künstlerischen Leistungen wurden und durch ihr ebenso wohlgeordnetes als begeistertes Streben das Höchste ermöglichten. Innerhalb des zünftigen Verbandes wurden in den Meisterschulen und den Steinmetzhütten die Kunstbeflissenen vom Lehrling an stufenmäßig in strenger Zucht unterwiesen und nach einem bestimmten Ziele ausgebildet. Sie sollten nicht im bloßen Wissen, sondern vor Allem im Können erprobt werden. Jeder Geselle hatte seine Lehr- und Wanderjahre durchzumachen, und Meister wurde nur, wer längere Zeit hindurch in jeder Beziehung berufsmäßig ausgebildet, ein tüchtiges Meisterstück abgelegt hatte. Nur durch die Tüchtigkeit, welche das Handwerk im strengen Zunftverbände erreicht, konnte man zu der Kunstfertigkeit gelangen, die gleichsam an jedem einzelnen Steine eines gotischen Doms bemerkbar ist. Nur durch die Stetigkeit und Gleichförmigkeit der damaligen Arbeitsweise, nur durch die gegenseitige Unterstützung und Förderung der Steinmetzen, Zimmerleute, Schlosser und Metallgießer wurde es möglich, diese harmonische Fülle der Ausschmückung zu erreichen, welche das Ganze der Bauten in eine endlose Zahl kleiner und kleinster Teile gliedert, und dieses dennoch in jedem einzelnen Teile zur Ahnung bringt.

Um zu Nutz und Frommen der Bauherren wie des gesamten Kunsthandwerkes „künftige Zwietrachten, Mißhelligkeiten, Kummer, Kosten und Schaden“ abzuwenden, vereinigten sich um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die vielen längst vorhandenen Bauvereine zu einer allgemeinen Brüderschaft der deutschen Bauhütten. Auf zwei großen Steinmetzenversammlungen, im Jahre 1459 in Regensburg und im Jahre 1464 in Speyer, ordneten sich alle Bauhütten und Zünfte durch eine gemeinsame Verfassung den vier Haupthütten von Straßburg, Köln, Wien und Bern unter und übertrugen dem Werkmeister des Straßburger Münsters das Amt eines Obmannes und Oberrichters. Alle Bauhütten erhielten gleiche Regeln, Bräuche und Gerichte und sollten „rechte Freundschaft, Einhelligkeit und Gehorsamkeit“ als „das Fundament alles Guten“ wahren und pflegen. . . .

„Meister und Gesellen“, heißt es in einer Steinmetzensatzung vom Jahre 1462, „sollen christliche Ordnung halten, sich einander beistehen, jeden Sonntag in das Hochamt und mindestens alle Jahre zu den heiligen Sakramenten gehen“. Lebendige Frömmigkeit und ehrbarer Wandel galten als die Grundpfeiler jeder Hütte. „Ein jeglicher Meister“, sagt die Satzung, „soll seine Hütte frei halten, daß darinnen keine Zwietracht geschehe, und soll die Hütte frei halten wie eine Gerichtsstätte“. Jeglicher Genosse hatte eine Wochen- gabe für den Gottesdienst und die Pflege der erkrankten Brüder zu entrichten und unterstand einer strengen Aufsicht in bezug auf Spiel und Trunk, Unlauterkeit, Fluchen und Schwören. Der Unterricht des Lehrlings war frei, er „durfte nicht bezahlt werden“.

Man rechnete die Bauhütten zu den volksmäßigen Stiftungen und berichtete als einen volkstümlichen Zug aus dem Leben Kaiser Maximilians, daß er

„die recht maisterliche Kunst des Zirks, der Grundvest und anderes dazu gehörig“ erlernt habe und Mitglied einer Bauhütte geworden sei.

Außer den Bauhütten gab es auch noch manche Baumeister in den Klöstern, besonders bei den Zisterziensern, Benediktinern und Dominikanern; die Dominikaner hatten zum Beispiel in Straßburg eine Art Bauschule.

Schriftliche Unterweisungen in der „maisterlichen Kunst“ wurden, solange die Kunst überlieferungsgemäß das Leben beherrschte, nicht verfaßt. Erst als die fremdländische Renaissance hereinbrach, machte sich, ähnlich wie im deutschen Rechtsleben beim Überwuchern des römischen Rechtes, das Bedürfnis fühlbar, die „Grundregeln des Baues“, schriftlich festzustellen. So verfertigte der Baumeister Matthäus Rositzer von Regensburg im Auftrag des kunstliebenden Bischofs Wilhelm von Reichenau unter dem Titel „Über der Fialen Gerechtigkeit“ im Jahre 1486 ein Werkchen, das in schlichtem, treuherzigem Tone die Entwicklung gewisser Teile eines gotischen Bauwerkes darlegte. (Johannes Janssen, Die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters, 1892.)

KIRCHLICHE BAUTEN

Freilich macht sich in den gotischen Bauten des ausgehenden Mittelalters nicht selten ein störendes Überwiegen des Ornamentalen über das konstruktive Moment bemerklich, aber die Gebäude waren noch immer „nach Zirkels Kunst und Gerechtigkeit“ geplant und durchgeführt, und in der glanzvollen und anmutigen dekorativen Komposition wurde geradezu Wunderbares geleistet. In Deutschland so gut wie in England und Spanien, beispielsweise in den Kathedralen von Segovia und Salamanca, offenbarte die Spätgotik nach wie vor die volle Lebensfähigkeit, Kraft und Schönheit ihres Stiles. Kurz vor dem gänzlichen Verschwinden der einheimischen Bauweise gründete noch eine Deutsche, Kaiser Maximilians Tochter Margaretha von Österreich, die Kathedrale zu Unserer lieben Frau von Brou, welche alle Herrlichkeit der Gotik wie in einem Strahlenbündel zusammenfaßt.

Der Einfluß der germanischen Kunst waltete auch noch während des ersten Zeitraumes der sogenannten Renaissance, indem das Grundschema der älteren Renaissancebauten im wesentlichen das aus dem Mittelalter überkommene blieb. Aus dem Mittelalter erbten die neuen Baumeister technische Fertigkeit und einen gewaltigen Reichtum edler Formen, und solange sie von den großen Überlieferungen der Vorzeit zehrten, förderten sie viel Schönes und Bewundernswertes zutage. (Johannes Janssen, Die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters, 1892.)

STEIN UND HOLZ

Um den Ernst und die Würde der Kirche darzustellen, ist der Stoff nicht gleichgültig, aus dem man sie verfertigt. Man wählte den Stein als Stoff, aus dem das Großartigste und Gewaltigste von dem, was sich erhebt, besteht, die Gebirge. Er leiht ihnen dort, wo er nicht von Wald oder Rasen überkleidet ist,

sondern nackt zutage steht, das erhabenste Ansehen. Daher gibt er auch der Kirche die Gewalt ihres Eindruckes. Er muß dabei mit seiner einfachen Oberfläche wirken und darf nicht bemalt oder getüncht sein. Das Nächste unter dem Emporstrebenden, was sich an das Gebirge anschließt, ist der Wald. Ein Baum übt nach dem Felsen die größte Macht. Daher ist eine Kirche in Würde und künstlerischem Ansehen auch noch von Holz denkbar, sobald es nicht bemalt oder gestrichen ist. Eine eiserne Kirche oder gar eine von Silber könnte nicht anders als widrig wirken, sie würde nur wie roher Prunk aussehen, und von einer Kirche aus Papier, gesetzt, man könnte den Wänden auf die Dauer Widerstand gegen Wetter und den Verzierungen durch Pressen oder dergleichen die schönsten Gestalten geben, wendet sich das Herz mit Widerwillen und Verachtung ab. Mit dem Stoffe hängt die Gestaltung zusammen. Der Stein ist ernst, er strebt auf und läßt sich nicht in die weichsten, feinsten und gewundensten Erscheinungen biegen. Ich rede von dem Bausteine, nicht von dem Marmor. Daher hat man die Gestalten der Kirche aus ihm emporstrebend einfach und stark gemacht, und wo Biegungen vorkommen, sind sie mit Maß und mit einem gewissen Adel ausgeführt und überladen nicht die Wände und die anderen Bildungen. In der Zeit, als sie das Übergewicht zu bekommen anfangen, hörte auch die strenge Schönheit der Kirchen auf, und die Niedlichkeit begann. Zu den Fassungen unseres Schmuckes nehmen wir Metall, und zwar meistens Gold. Das Metall aber hat wesentlich andere Merkmale als der Stein. Es ist schwerer, darf also, ohne uns zu drücken, nicht in größeren Stücken verwendet werden, sondern muß in zarte Gestaltungen auseinanderlaufen. Dabei hat es unter allen Stoffen die größte Biegsamkeit und Dehnbarkeit, wir glauben ihm daher die kühnsten Windungen und Verschlingungen und fordern sie von ihm. Die Bildungen, besonders Zieraten aus Gold, können daher nicht genau dieselben sein wie aus Stein, wenn beide schön sein sollen. Aber aus dem inneren Geiste des einen, glaube ich, kann man recht gut und soll man den inneren Geist des anderen kennen, und es dürfte Treffliches herauskommen. (Adalbert Stifter, Nachsommer, 1857.)

DAS STRASSBURGER MÜNSTER

Als ich das erstemal nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen. Unter die Rubrik 'Gotisch', gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles gotisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ersten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich auf Anlaß einiger aben-

teuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierat erdrückt!“ und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonisierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengest, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du? lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren notwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab ich zum stimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! Das all' war notwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Öffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens dazustehen scheinen! In ihre kühne, schlanke Gestalt hab ich die geheimnisvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig dasteht ohne den fünfgetürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegenjauchzten und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen zu unzählig kleinen Teilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur bis aufs geringste Zäserchen alles Gestalt und alles wirkend zum Ganzen! Wie das festgegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt, wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und Gott gleich sprechen kann: es ist gut! (Goethe, Von deutscher Baukunst, 1772.)

DER BRAUNSCHWEIGER LÖWE

Sicher das künstlerisch stärkste unter den uns gebliebenen Werken der Bronze-klasse ist der kolossale Löwe, den mit Anspielung auf seinen Zunamen Herzog Heinrich vor seiner Burg in Braunschweig im Jahre 1166 aufrichten ließ, ebenso merkwürdig durch die sachliche Aufgabe, wie ungewöhnlich durch die Form ihrer Lösung. Ein rundplastisches Standbild, nach dem wir bis dahin als einzige Form das Relief kennengelernt haben. Von wundervoller Ausdruckskraft die Führung des Umrisses, von hinten her aufsteigend und dann steil abfallend. Der romanischen Epoche, alle Kunstgattungen zusammen genommen, war der Löwe ein sehr geläufiges Tier. Man kannte es aus orientalischen Geweben und orientalischer Kleinplastik und ahmte es in derselben Weise, zeichnerisch und kleinplastisch, nach. Dem Braunschweiger Löwen stehen im Motiv am nächsten die liturgischen Gießkannen in Löwenform. Die steinernen liegenden Portallöwen tauchen, aus der Lombardei kommend, ein wenig später auf, übrigens in Norddeutschland zum erstenmal auch an einem unter Heinrich des Löwen Protektorat stehenden Bau, der Klosterkirche Königslutter. Nichts ist bezeichnender für die romanischen Künstler, als daß ihnen die Darstellung dieses in der Natur nie gesehenen, nur in ihrer Phantasie existierenden Wesens nicht das geringste Bedenken machte. Der Braunschweiger Löwe ist zugleich ein Abstraktum und doch strotzend von Lebensgefühl. Dieses ist nicht einem einzigen Modell abgewonnen, sondern der gesamte Niederschlag unendlich vieler Beobachtungen aus der Tierwelt, und zwar der heimischen. Dieser Löwe ist morphologisch kein Löwe, aber er hat den heißen Atem des königlichen Raubtiers; den Kopf erhoben, herrisch drohendes Gebrüll ausstoßend und die Hinterbeine in Sprungbereitschaft aufgestemmt — kein unwürdiger Abkömmling wahrlich des Löwen von Babylon. Und zugleich hatte der Künstler seinem Herrn, dem Herzog, in die Seele gesehen; der konnte befriedigt sagen: dies bin ich. Seit den Hildesheimer Bronzetzungen war die Kunst doch gewachsen: das Grundbestreben hier wie dort Bewegungsausdruck, aber nicht mehr bloß eine einzelne drastische Gebärde, sondern von dem Zentrum des Bewegungscharakters aus die Form einheitlich, groß und deutlich empfunden. Was verschlug es, daß der Meister nie einen Löwen gesehen hatte? Er wußte, wie ein Löwe aussehen muß. (Georg Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, 1920.)

DAS GRAB KAISER FRIEDRICHS II

Das Merkwürdigste, was der Dom von Palermo enthält, sind die Särge der Könige aus dem Geschlecht der Normannen und der Hohenstaufen, hochwertige Denkmäler der Geschichte Siziliens und zugleich unseres deutschen Vaterlandes. Sie stehen in zwei Kapellen des rechten Seitenschiffes, würdige und ernste Sarkophage aus schwerem blutrotem Porphyrt oder aus Marmor, zum Teil unter kleinen porphyrynen Grabtempeln aufgestellt. Ich habe nie fürstliche Grabmäler christlicher Zeit gesehen, die so großartig einfach und mächtig, gleichsam für ewige Dauer berechnet wären als diese. Selbst die

beiden großen Porphyrsarkophage aus der Zeit Constantins, die jetzt im vatikanischen Museum stehen, wirken nicht so kräftig, weil ihre Flächen durch Reliefs zersplittert werden. In Gräften von so großartiger Einfach und ernster Majestät möchten auch Nibelungenkönige würdig ruhen. Die große Zeit des dreizehnten Jahrhunderts erkennt man in ihnen. Übrigens zeigen diese Sarkophage, daß damals die Sizilianer die Kunst, den Porphyr zu behandeln, noch übten, da sie doch in Italien bereits verlorengegangen war, und wie Vasari sagt, erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wieder durch Francesco del Tadda in Aufnahme kam.

Es liegen dort bestattet der große König Roger, seine Tochter Constanza, ihr Gemahl Heinrich VI., ihr beider Sohn Friedrich II., der größte Fürst, den Deutschland erzeugt hat, und dessen erste Gemahlin Constanza von Aragon. Vor allen anderen zeichnet sich Friedrichs Grabmal aus. Der Kaiser war in Firenzuola bei Luceria in Apulien am 13. Dezember 1250, nur 56 Jahre alt, gestorben. In den Armen Manfreds hatte er seine Seele ausgehaucht. Man brachte seine Leiche nach Sizilien unter dem Geleit von sechs Scharen Reiter und der sarazenischen Leibwache, und bestattete sie in derselben Kirche, wo Friedrich einst als Kind die Krone empfangen hatte, und wo auch sein Sohn Manfred sich krönen ließ. Dieser hatte den Bildhauer Lapo, den Schüler des berühmten Nicola Pisano, mit einem prächtigen Grabmal für den Kaiser beauftragt, das aber nicht zustande kam. Man weiß nicht, welcher Künstler das gegenwärtige Denkmal verfertigte, ob es ein Toskaner oder ein Sicilianer war. Sein Sarg, dessen Decke Adler und Greife schmücken, ruht auf vier Löwen, die in den Tatzen Sklavenfiguren halten, darüber erhebt sich ein Tempeldach auf Säulen, welche auf einem dreistufigen Untersatze stehen. Alles ist aus Porphyr gehauen. (Ferdinand Gregorovius, *Siciliana*, 1861.)

DER ALTAR VON KEFERMARKT

Wir kamen in den kleinen Ort Kerberg. Er liegt in einem sehr abgeschiedenen Winkel und ist von keinerlei Bedeutung. Nicht einmal eine Straße von nur etwas lebhaftem Verkehr führt durch, sondern nur einer jener Landwege, wie sie zum Austausch der Erzeugnisse der Bevölkerung dienen, und von dem guten Sand- und Steinstoffe des Landes sehr gut gebaut sind. Nur die Lage ist schön, da hier die Bildungen etwas größer sind und mit dämmerigem Walde teilweise bekleidet anmutig zusammentreten. Und doch steht in diesem Ort die Kirche, zu welcher wir auf der Reise waren. Hinter dem Orte ungefähr nach Mitternacht liegt ein weitläufiges Schloß auf einem Berge, welches große Garten- und Waldanlagen um sich hat. Auf diesem Schlosse hat einmal ein reiches und mächtiges Geschlecht gewohnt. Einer von ihnen hatte in dem kleinen Orte die Kirche bauen und auszieren lassen. Er hat die Kirche im altdeutschen Stile gebaut, Spitzbogen schließen sie, schlanke Säulen aus Stein teilen sie in drei Schiffe, und hohe Fenster mit Steinrosen in ihren Bögen und mit den kleinen vieleckigen Täfelchen geben ihr Licht. Der Hochaltar ist aus Lindenholz geschnitzt, steht wie eine Monstranze auf dem Priesterplatze und ist von fünf Fenstern umgeben. Viele Zeiten sind vorübergegangen.

Der Gründer ist gestorben, man zeigt sein Bild aus rotem Marmor in Halbarbeit auf einer Platte in der Kirche. Andere Menschen sind gekommen, man machte Zutat in der Kirche, man bemalte und strich die steinernen Säulen und die aus gehauenen Stein gebauten Wände, man ersetzte die zwei Seitenaltäre, von deren Gestalt man jetzt nichts mehr weiß, durch neue, und es geht die Sage, daß schöne Glasgemälde die Monstranze umstanden haben, daß sie fortgekommen seien, und daß gemeine viereckige Tafeln in die fünf Fenster gesetzt wurden. Sie verunzieren in der Tat noch jetzt die Kirche. Die neuen Besitzer des Schlosses waren nicht mehr so reich und mächtig, andere Zeiten hatten andere Gedanken bekommen, und so war der geschnitzte Hochaltar von Vögeln, Fliegen und Ungeziefer beschmutzt worden, die Sonne, die ungehindert durch die viereckigen Tafeln hereinschien, hatte ihn ausgedörft, Teile fielen herab und wurden willkürlich wieder hinaufgetan und durcheinander gestellt, und in Arme, Angesichter und Gewänder bohrte sich der Wurm.

Darum haben die Behörden des Landes den Altar wiederhergestellt, und zu diesem gingen wir.

Eustach geleitete uns in die Kirche, es war ein sonniger Vormittag, kein Mensch war zugegen, und wir traten vor das Schnitzwerk. Eustach konnte vieles aus den Regeln der alten Kunst und aus der Geschichte derselben erklären. Er sprach über das Mittelfeld, in welchem drei ganze, überlebensgroße Gestalten auf reich verzierten Gestellen unter reichen Überdächern standen. Es waren die Gestalten des heiligen Petrus, des heiligen Wolfgang — beide in Bischofsgewändern — und des heiligen Christophorus, wie er das Jesuskindlein auf den Schultern trägt, und wie dasselbe nach der Legende dem riesenhaft starken Manne schwer wie ein Weltball wird und seine Kräfte erschöpft, welche Erschöpfung in der Gestalt ausgedrückt ist. Sehr viele kleine Gestalten waren noch nach der Sitte unserer Voreltern in dem Raume zerstreut. An dem Mittelfelde waren in gezierten Rahmen zwei Flügel, auf welchen Bilder in halberhabener Arbeit sich befanden: die Verkündigung des Engels, die Geburt des Heilandes, die Opferung der drei Könige und der Tod Marias. Oberhalb des Mittelstückes war ein Giebel mit der emporstrebenden, durchbrochenen Arbeit, die man, wie Eustach meint, fälschlich die gotische nennt, da sie vielmehr mittelalterlich deutsch sei. In diese durchbrochene Arbeit waren mehrere Gestalten eingestreut. Zu beiden Seiten hinter den Flügeln standen die Gestalten des heiligen Florian und des heiligen Georg in mittelalterlicher Ritterrüstung empor. Der heilige Florian hatte das Sinnbild des brennenden Hauses und der heilige Georg das des Drachen zu seinen Füßen. (Adalbert Stifter, Nachsommer, 1857.)

STEFAN LOCHNER: DOMBILD

Der Aufzug der Könige aus dem Morgenlande gab Gelegenheit, die Himmlichen mit all der Pracht an kostbaren Stoffen und Waffen auszustatten, wie sie damals der ritterliche Hof von Burgund mit den reichen Mitteln niederländischer Industrie entfalten konnte. Indem der Maler die heilige Jungfrau,

der ja auch die Kapelle geweiht war, in die Mitte setzte, wahrte er die ideale Haltung des Kultusbildes. Der Stall, die Tiere, selbst der heilige Joseph sind weggelassen. Die Könige knien auf der grünen Erde, auf der sie ihre Huldigung dargebracht haben, aber die Mutter Gottes thront vor dem Goldgrund wie auf der Himmelswiese. Eine prächtige Krone beschließt im Bogen das breite Oval mit den lichten Wangen und dem runden Kinn über dem vollen Halse — das alte Meister Wilhelm-Ideal mit blühendem Leben erfüllt. Um den kleinen Mund glänzt ein verborgenes Lächeln, wie die Jungfrau in ruhigem Mutterglück auf das Kind herabsieht, das über ihrem rechten Knie auf dem Hermelfutter des Mantels sitzt. Sorgfältig hält sie es mit der gespreizten rechten Hand, während sein Füßchen in ihrer linken ruht: es sitzt in reizender Sicherheit da mit seinen anmutig gerundeten Gliedern, trotz seines pausbäckigen Köpfchens ein junger Gott! — Die Jungfrau trägt ein blaues Kleid und blauen Mantel und vor der Brust eine große Agraaffe; diese ist wieder oben mit dem Engel abgeschlossen wie bei dem Weltenrichter und der Madonna mit dem Veilchen, darunter aber sitzt Maria mit dem Einhorn. Hinter der Thronenden halten zwei zierliche Engel einen Brockatteppich, dessen kühle Farben, Grün mit Blumen und Vögeln in Blau und Silber, die rosige Gesichtsfarbe Marias hervorheben. In der Höhe schweben fünf andere Engel, von denen einer auf den Stern hinweist. Die Bügel und Blumen der Krone sind unmerklich seitwärts gebogen, so daß die Taube auf der Spitze trotz der Neigung des Hauptes gerade in der Mitte sitzt. (Karl Aldenhoven, Geschichte der Kölner Malerschule, 1902.)

ROGER VAN DER WEYDEN

Die beiden hier beschriebenen Bilder: „Anbetung der heiligen drei Könige“ und „Lukas die Madonna malend“ hielt Goethe mit Boisserée für Werke Jan van Eycks.

Wir zweifeln hier keinen Augenblick, unsern Eyck in die erste Klasse derjenigen zu setzen, welche die Natur mit malerischen Fähigkeiten begabt hat. Zugleich ward ihm das Glück, in der Zeit einer technisch hochgebildeten, allgemein verbreiteten und bis an eine gewisse Grenze gelangten Kunst zu leben. Hiezu kam noch, daß er eines höheren, ja des höchsten technischen Vorteils in der Malerei gewahrte; denn es mag mit der Erfindung der Ölmalerei beschaffen sein, wie es will, so möchten wir nicht in Zweifel ziehen, daß Eyck der erste gewesen, der ölige Substanzen, die man sonst über die fertigen Bilder zog, unter die Farben selbst gemischt, aus den Ölen die am leichtesten trocknenden, aus den Farben die klärsten, die am wenigsten deckenden ausgesucht habe, um beim Auftragen derselben das Licht des weißen Grundes und Farbe durch Farbe nach Belieben durchscheinen zu lassen. Weil nun die ganze Kraft der Farbe, welche an sich ein Dunkles ist, nicht dadurch erregt wird, daß Licht davon zurückscheint, sondern daß es durch sie durchscheint, so ward durch diese Entdeckung und Behandlung zugleich die höchste physische und artistische Forderung befriedigt. Das Gefühl aber für Farbe hatte ihm, als einem Niederländer, die Natur verliehen. Die Macht der Farbe war ihm wie seinen Zeitgenossen bekannt, und so brachte er es dahin, daß er, um nur

von Gewändern und Teppichen zu reden, den Schein der Tafel weit über alle Erscheinung der Wirklichkeit erhob. Ein solches muß denn freilich die echte Kunst leisten; denn das wirkliche Sehen ist, sowohl in dem Auge als an den Gegenständen, durch unendliche Zufälligkeiten bedingt, dahingegen der Maler nach Gesetzen malt, wie die Gegenstände durch Licht, Schatten und Farbe voneinander abgesondert, in ihrer vollkommensten Sehbarkeit von einem gesunden frischen Auge geschaut werden sollen. Ferner hatte sich Eyck in Besitz der perspektivischen Kunst gesetzt und sich die Mannigfaltigkeit der Landschaft, besonders unendlicher Baulichkeiten, eigen gemacht, die nun an der Stelle des kümmerlichen Goldgrundes oder Teppiches hervortreten.

Jetzt aber möchte es sonderbar scheinen, wenn wir aussprechen, daß er, materielle und mechanische Unvollkommenheiten der bisherigen Kunst wegwerfend, sich zugleich einer bisher im stillen bewahrten technischen Vollkommenheit entäußerte, des Begriffs nämlich der symmetrischen Komposition. Allein auch dieses liegt in der Natur eines außerordentlichen Geistes, der, wenn er eine materielle Schale durchbricht, nie bedenkt, daß über derselben noch eine ideelle geistige Grenze gezogen sei, gegen die er umsonst ankämpft, in die er sich ergeben oder sie nach seinem Sinne erschaffen muß. Die Kompositionen Eycks sind daher von der größten Wahrheit und Lieblichkeit, ob sie gleich die strengen Kunstforderungen nicht befriedigen, ja es scheint, als ob er von allem dem, was seine Vorgänger hierin besessen und geübt, vorsätzlich keinen Gebrauch hätte machen wollen. In seinen uns bekannt gewordenen Bildern ist keine Gruppe, die sich jenen Engelchen neben der heiligen Veronika vergleichen könnte. Weil aber ohne Symmetrie irgendein Gesehenes keinen Reiz ausübt, so hat er sie, als ein Mann von Geschmack und Zartgefühl, auf seine eigene Weise hervorgebracht, woraus etwas entstanden ist, welches anmutiger und eindringlicher wirkt als das Kunstgerechte, sobald dieses die Naivität entbehrt, indem es alsdann nur dem Verstand entspricht und den Kalkül hervorruft.

Hat man uns bisher geduldig zugehört, und stimmen Kenner mit uns überein, daß jeder Vorschrift aus einem erstarrten, veralteten, künstlichen Zustand in die freie lebendige Naturwahrheit sogleich einen Verlust nach sich ziehe, der erst nach und nach und oft in späteren Zeiten sich wiederherstellt, so können wir unsern Eyck nunmehr in seiner Eigentümlichkeit betrachten, da wir denn in den Fall kommen, sein individuelles Wesen unbedingt zu verehren. Schon die früheren niederländischen Künstler stellten alles Zarte, was sich in dem Neuen Testament darbot, gern in einer gewissen Folge dar, und so finden wir in dem großen Eyckischen Werke, welches diese Sammlung schmückt, das aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern besteht, den denkenden Künstler, der mit Gefühl und Sinn eine fortschreitende Trilogie darzustellen unternimmt. Zu unserer Linken wird der mädchenhaftesten Jungfrau durch einen himmlischen Jüngling ein seltsames Ereignis angekündigt. In der Mitte sehen wir sie als glückliche, verwunderte, in ihrem Sohn verehrte Mutter, und zur Rechten erscheint sie, das Kind im Tempel zur Weihe bringend, schon beinahe als Matrone, die in hohem Ernste vorfühlt, was dem vom Hohenpriester mit Entzücken aufgenommenen Knaben

bevorstehe. Der Ausdruck aller drei Gesichter sowie die jedesmalige Gestalt und Stellung, das erstmal knieend, dann sitzend, zuletzt stehend, ist einnehmend und würdig. Der Bezug der Personen untereinander auf allen Bildern zeugt von dem zartesten Gefühl. In der Darstellung im Tempel findet sich auch eine Art von Parallelismus, der ohne Mitte durch eine Gegenüberstellung der Charaktere bewirkt wird, eine geistige Symmetrie, so gefühlt und sinnig, daß man angezogen und eingenommen wird, ob man ihr gleich den Maßstab der vollendeten Kunst nicht anlegen kann.

So wie nun Johann von Eyck als ein trefflich denkender und empfindender Künstler gesteigerte Mannigfaltigkeit seiner Hauptfigur zu bewirken gewußt, hat er auch mit gleichem Glück die Lokalitäten behandelt. Die Verkündigung geschieht in einem verschlossenen schmalen, aber hohen durch einen oberen Fensterflügel erleuchteten Zimmer. Alles ist darin so reinlich und nett, wie es sich geziemt für die Unschuld, die nur sich selbst und ihre nächste Umgebung besorgt. Wandbänke, ein Betstuhl, Bettstätte, alles zierlich und glatt. Das Bett rot bedeckt und umhängt, alles so wie die brokatne hintere Bettwand auf das bewundernswürdigste dargestellt. Das mittlere Bild dagegen zeigt uns die freiste Aussicht, denn die edle, aber zerrüttete Kapelle der Mitte dient mehr zum Rahmen mannigfaltiger Gegenstände, als daß sie solche verdeckte. Links des Zuschauers eine mäßig entfernte, straßen- und häuserreiche Stadt, voll Gewerbes und Bewegung, welche gegen den Grund hin sich in das Bild hereinzieht und einem weiten Felde Raum läßt. Dieses, mit mancherlei ländlichen Gegenständen geziert, verläuft sich zuletzt in eine wasserreiche Weite. Rechts des Zuschauers tritt ein Teil eines runden Tempelgebäudes von mehreren Stockwerken in das Bild; das Innere dieser Rotonde aber zeigt sich auf dem daran stoßenden Türflügel und kontrastiert durch seine Höhe, Weite und Klarheit auf das herrlichste mit jenem ersten Zimmerchen der Jungfrau. Sagen und wiederholen wir nun, daß alle Gegenstände der drei Bilder auf das vollkommenste mit meisterhafter Genauigkeit ausgeführt sind, so kann man sich im allgemeinen einen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser wohl erhaltenen Bilder machen. Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten zerbröckelten Ruingestein, von den Grashalmen, die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis zu den goldenen juwelenreichen Bechergeschenken, vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe bis zur Ferne, alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt, und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs Vergrößerungsglas gewönne. Ein Gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lukas das Bild der heiligen, säugenden Mutter entwirft. Und hier kommt der wichtige Umstand zur Sprache, daß der Künstler die von uns so dringend verlangte Symmetrie in die Umgebung gelegt und dadurch an die Stelle des gleichgültigen Goldgrundes ein künstlerisches und augengefälliges Mittel gestellt hat. Mögen nun auch seine Figuren nicht ganz kunstgerecht sich darin bewegen und gegeneinander verhalten, so ist es doch eine gesetzliche Lokalität, die ihnen eine bestimmte Grenze vorschreibt, wodurch ihre natürlichen und gleichsam zufälligen Bewegungen auf das angenehmste geregelt erscheinen. (Goethe, Am Rhein, Main und Neckar, Kunst und Altertum, 1814/15.)

DER DEUTSCHE EIN LESEWERK

ÜBERSICHT

ERSTER · DAS BILD DER ANTIKE BEI DEN
TEIL · DEUTSCHEN [DOPPELHEFT]

ZWEITER · SICHT IN VORZEIT
TEIL · UND MITTELALTER

DRITTER · DIE NEUZEIT IM
TEIL · DEUTSCHEN BEREICH

VIERTER · DIE GESTALT
TEIL · DES DEUTSCHEN

FÜNFTER · ERDE · GEWÄCHS
TEIL · UND WELTALL

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig









